KONGO: BERICHTE AN DAS STAATS-SEKRETARIAT IN WASHINGTON

W. P. Tisdel

W. Reiß.

1. Kongo-Bericht W. P. Tisdel
2. Pechuel-Lösche: Herr Stanley u. das Congo Unternehmen
3. von Wobeser: Herr M. Stanley u. Dr. Pechuel Lösche
4. Pechuel-Lösche: Herrn Stanley's Partisane u. meine offiziellen Berichte vom Kongolande.
5. Wißmann: Meine Ansichten über Herrn Dr. Pechuel Lösche's Beurtheilung des Kongo Unternehmens

Kongo.

Berichte von W. P. Tisdel.

Kongo.

Berichte an das Staats-Sekretariat

in

Washington.

Von

W. P. Tisdel.

Deutsche, autorisierte Ausgabe.

Übersetzt von

A. Helms.

Leipzig, 1886.
Verlag von Paul Frohberg.

Vorrede.

Es ist in letzter Zeit in dem Widerstreite der Meinungen zwischen „dem berühmtesten Entdecker des neunzehnten Jahrhunderts und einem deutschen Forscher“ so häufig Bezug genommen worden auf die Berichte des amerikanischen Regierungsbevollmächtigten Mr. Tisdel, dafs es allen Denen, welche sich für die Kongofrage interessieren, wohl willkommen sein dürfte, dieselben ihrem Wortlaute nach kennen zu lernen.

Mr. Tisdel, der, vermöge seiner langjährigen Thätigkeit als Konsul in dem Gebiete der Tropen, wohl geeignet erscheint für die ihm von der Regierung der Vereinigten Staaten gestellte Aufgabe, giebt in diesen seinen Berichten an den Staatssekretär in knapper Form einen Überblick über die Verhältnisse am Kongo, wie sie sich seinen Augen dargestellt haben, indem er dabei ganz besonders Rücksicht nimmt auf die Aussichten, welche dem Handel in dem jungen Freistaate sich bieten.

Die Originalberichte wurden in Amerika von Staatswegen gedruckt und verteilt, im Buchhandel sind dieselben nicht zu haben; die Veröffentlichung der deutschen Ausgabe erfolgt mit ausdrücklich mir erteilter Bewilligung Mr. Tisdels, sowie des Staatssekretariats in Washington.

Wiesbaden im März 1886.

A. Helms.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Ich habe die Ehre, meine am 20. letzten Monats erfolgte Ankunft in Banana zu melden, nachdem ich meine Reise nach dem Innern von Afrika mit einer besonderen Karawane bis nach Stanley Pool zurückgelegt, von dort aus verschiedene Streifzüge in die Umgegend, vornehmlich in der Richtung nach Nord und nach Ost unternommen, auch den Stationen Kinchassa, De Brazzaville und anderen, sowie den am Pool gelegenen Dörfern der Eingeborenen einen Besuch abgestattet habe. Ich bedaure, mitteilen zu müssen, dafs es mir, entgegen meiner ursprünglichen Absicht, unmöglich gewesen, weiter ins Innere des Landes vorzudringen, indes der Mangel an Beförderungsmitteln auf dem Flusse verhinderte die Ausführung meines Planes und zwang mich wider meinen Willen zur Rückkehr.

In diesem Bericht beabsichtige ich, mich mit meinen Mitteilungen auf den unteren Kongo und das Küstengebiet mit ihren dem Handel sich bietenden Vorteilen zu beschränken, damit denjenigen amerikanischen Kaufleuten, welche etwa geneigt sein mögen, dortselbst Niederlassungen zu gründen, Gelegenheit geboten werde, aus den von mir gemachten Beobachtungen Nutzen zu ziehen.

In dem folgenden Bericht werde ich dann der mir erteilten Weisung gemäfs, das Gebiet oberhalb Vivi, die Internationale Association und den Kongofreistaat in den Kreis der Besprechung ziehen.

Die Gründung amerikanischer Handels-Niederlassungen.

Vor allen Dingen gebe ich den dringenden Rat, dafs Amerikaner, welche mit der Absicht umgehen, sich an dem unteren Kongo oder sonst irgendwo an der Westküste Afrikas niederzulafsen, diesen Plan nur dann zur Ausführung bringen, wenn sie über grofse Kapitalien verfügen, und dadurch in den Stand gesetzt sind, mit den lang bestehenden, niederländischen, englischen und deutschen Häusern, welche fast den gesamten Handel an der Westküste beherrschen, in Konkurrenz treten zu können. Amerikanische Firmen, welche Niederlassungen hier gründen, sollten sich vor allem der Transportmittel für die Herbeischaffung ihrer Fabrikate, sowie zur Heimbeförderung der Produkte des Landes versichern; dies ist von der allergröfsten Wichtigkeit. Sie müssen Faktoreien oder Stationen an verschiedenen Punkten anlegen und Gehilfen annehmen, welche an das Klima gewöhnt, mit den Verhältnissen des Landes und den Gewohnheiten der Eingeborenen vertraut, und der portugiesischen wie auch der Fiote-Sprache mächtig sind; sie müssen den Stammeshäupt-

lingen Geschenke machen und auf diese Weise die Eingeborenen bewegen, nach den neuangelegten Faktoreien zu kommen. Alles dies nimmt Zeit und Geld in Anspruch, während sich doch für die Dauer von wenigstens einem Jahre nur geringe oder gar keine Einnahmen erwarten lassen.

Europäische Handelsgesellschaften an der Westküste.

Es ist ein grofser Irrtum, anzunehmen, dafs alle Produkte, welche als vom Kongo kommend aufgeführt werden, wirklich dort wachsen oder überhaupt von dort herstammen. Nicht der zehnte Teil derselben wird dort gewonnen. Folgendes möge zur Erläuterung dienen:

Die Niederländisch-Afrikanische Handelsgesellschaft in Rotterdam besitzt dreiundfünfzig „Faktoreien" oder Stationen, unter welchen diejenige in Banana Point, woselbst auch der Geschäftsführer der Gesellschaft seinen Wohnsitz hat, die bedeutendste ist. Die übrigen zweiundfünfzig Faktoreien verteilen sich auf das Gebiet zwischen dem unter 4° 40′ südl. Br. gelegenen Loango bis zu dem unter 13° 40′ südl. Br. befindlichen Benguela und landeinwärts etwa 160 km weit bis zu den Grenzen der Niederung. An dem eigentlichen Kongoflufs befinden sich nur sieben Stationen und diese sind, mit nur zwei Ausnahmen, im Vergleich zu vielen der anderen Stationen von nur geringer Bedeutung. Die Gesellschaft verfügt über mehrere kleine Dampfer und Segelschiffe, welche zwischen Banana und den an der Küste sowie am unteren Flufslaufe gelegenen Stationen hin- und herfahren. Auf diese Weise werden die verschiedenen Niederlassungen mit den Waren versorgt, deren die Eingeborenen bedürfen und ebenso werden die Produkte des umliegenden Landes

in kleinen Partieen gesammelt und nach Banana gebracht, woselbst die Ballen zur Verladung zurecht gemacht, und, in der Gesellschaft gehörigen Dampfern, nach Europa verschifft werden.

Die gleiche Geschäftsführung gilt bei den englischen, deutschen und französischen Gesellschaften und bildet den Grund ihrer Unabhängigkeit, wie dieselbe sie auch in den Stand setzt, den gesamten Handel der Niederung beherrschen zu können.

Anbei folgt eine Aufstellung langbestehender Häuser, deren jedes zahlreiche Zweigniederlassungen zählt und über eine eigene Dampferlinie samt Segelschiffen verfügt:

1. Die Niederländisch-Afrikanische Handelsgesellschaft in Rotterdam.
2. Hatton und Cookson in Liverpool.
3. Die Kongo- und Centralafrikanische Gesellschaft in Liverpool.
4. Die Hamburg-Afrikanische Gesellschaft in Hamburg.
5. Daumas, Béraud & Co. in Paris.

Aufser diesen giebt es noch hier und da andere kleine Handelsfaktoreien, deren Eigentümer von einem oder dem anderen der genannten Häuser mit Waren versorgt werden.

Auch mehrere portugiesische Faktoreien giebt es am unteren Flusse, das Hauptquartier indes befindet sich in Ambriz oder in St. Paul de Loanda. Zwischen dem Kongo und Ambriz sind keine portugiesischen Niederlassungen anzutreffen und ebensowenig irgendwo im Innern, aufser auf der Strecke zwischen Banana und Noki.

Ein reiches Gebiet.

Es ist meine feste Überzeugung, dafs es in der ganzen Welt kein reicheres Gebiet giebt als dasjenige, welches an der Küste sich hinziehend, am Senegal-Flufs unter dem 16° nördl. Br. seinen Anfang nimmt und bis zum 18° 30′ südl. Br. sich dehnt, während es landeinwärts auf eine Entfernung von etwa 160 km sich erstreckt.

Die wertvollsten Erzeugnisse des Landes, für welche auch die Nachfrage noch immer im Steigen begriffen ist, sind: Kautschuk, Palmenkerne und Palmöl, Kopalgummi, Erdnüsse und Wachs. Kautschuk- sowie Palmbäume wachsen wild und sind in den Niederungen allenthalben anzutreffen. Die Lieferung steht keineswegs im richtigen Verhältnis zu der Nachfrage und doch könnten diese kostbaren Produkte in unbegrenzten Mengen dem Lande entnommen werden, wenn man es nur vermöchte, die Eingeborenen zur Arbeit zu bewegen. Um der hier wieder auftauchenden Arbeitsfrage zu begegnen, erscheint es mir möglich, unter den die Niederungen und das Küstengebiet bewohnenden Stämmen Bedürfnisse zu schaffen, welche sie nach einiger Zeit veranlassen würden, die Produkte, für welche sie so leicht alles erhandeln können, was sie gebrauchen, zu sammeln und in gröfseren Mengen an die Händler abzuliefern. Es giebt noch andere gleichfalls wertvolle Produkte, die hauptsächlichsten Waren aber sind die eben angeführten.

In keinem Sinn des Wortes kann hier von Ackerbau die Rede sein, es wird nichts angepflanzt aufser Erdnüsse sowie einige tropische Gemüse und diese nur auf kleinen Feldern in der Nähe von Dörfern.

Charaktereigentümlichkeiten der Eingeborenen.

Das Land ist dicht bevölkert, doch erscheint es nahezu unmöglich, die Eingeborenen zum Einsammeln der wertvollen Produkte, welche die Natur ihnen bietet, zu bewegen. Mit Ausnahme der Loango- und Kabinda-Stämme sind es wilde, rohe und grausame Völkerschaften. Sie lieben den Weifsen keineswegs und obgleich sie froh sind seine Stoffe und seinen Branntwein haben zu können, so würden sie es dennoch bei weitem vorziehen, niemals einen Weifsen innerhalb ihres Gebietes zu sehen. Die Arbeitsfrage wird für die Zukunft des Landes von hoher Bedeutung werden.

Eine bemerkenswerte Thatsache ist es, dafs ein Sansibarer oder ein Haussa vom Niger sich allenthalben im Lande, selbst unter den wildesten Stämmen unbehelligt bewegen kann. Gerade diese Thatsache aber ist für mich ein deutlicher Beweis, dafs ein arbeitsamer Schwarzer, welcher der Fiote-Sprache mächtig ist, imstande sein wird, einen gröfseren und besseren Einflufs auf diese Menschen auszuüben als einem Weifsen jemals zu erlangen möglich sein wird.

Dabei mufs ich bemerken, dafs unglücklicherweise beim Handel mit den Eingeborenen einige wenige Flaschen Branntwein viel mehr auszurichten vermögen als der zehnfache Wert derselben in Zeug. Oftmals kommt es vor, dafs Händler nach der Küste zurückkehren müssen, ohne einen Handel abgeschlossen zu haben, blos deshalb weil die Eingeborenen darauf bestehen, Branntwein zu haben, während der Händler nur mit Zeug versehen ist. Ein Eingeborener läfst sich überreden für einen Tag oder zwei auf einer Faktorei zu arbeiten, wenn man ihm die Versicherung giebt, dafs er nach Ablauf dieser Zeit eine oder zwei Flaschen Branntwein erhalten soll, während, wenn man

ihm ein Stück Zeug bietet, es zweifelhaft erscheint ob er überhaupt an die Arbeit gehen würde.

Die Frauen der Küstenstämme mögen Stoffe gern und geben dabei den bunten Farben den Vorzug. Sie bilden die Arbeitskraft des Landes und wenn ihre Thätigkeit nicht wäre so würde nichts oder doch nur wenig für fremde Märkte gesammelt werden. Die Männer lungern umher und trinken, schwatzen, kämpfen oder jagen, wie es gerade ihrem Geschmack entsprechen mag. Könnten sie dazu bewogen werden zu arbeiten und den Boden zu bebauen, oder die wildwachsenden Produkte für die Ausfuhr zu sammeln, so liefse sich der Gewinn nicht ermessen, welcher aus diesen Niederungen fliefsen würde.

Klima.

Das Klima bildet eine sehr ernste Frage; es ist feucht, wirkt erschlaffend auf die Weifsen aus Europa oder Amerika und ruft vielfach Krankheiten hervor. Im ersten Jahre des Aufenthaltes in diesem Lande mufs sehr grofse Vorsicht angewandt werden, damit der Körper frei bleibe von dem giftigen Einflufs der Malaria, welche über dem ganzen Lande brütet.

Wohnungsverhältnisse und Nahrung.

Mit wenigen Ausnahmen sind alle Häuser am Kongo, an der Küste und im Innern aus Bambusstäben und Gras erbaut. Sie werden „Shimbecks“ genannt und gewähren nur ungenügenden Schutz gegen die brennende Sonnenglut der trockenen Jahreszeit und die gewaltigen Niederschläge der Regenzeit. Ein gutes Unterkommen, reichliche Auswahl guter, kräftiger Nahrung und ein ausreichendes Quantum reinen

Bordeaux oder portugiesischen Weines sowie Beschäftigung oder Zerstreuung im Hause nach Einbruch der Dunkelheit würden, defs bin ich sicher, an der Küste und in den am unteren Flufslauf gelegenen Ländern, in ganz bedeutendem Mafse eine Sicherheit bieten zur Erhaltung eines guten Gesundheitszustandes. Die Niederländisch-Afrikanische Handelsgesellschaft weifs diese Thatsache wohl zu würdigen und Vorteil aus ihr zu ziehen, sie bietet alles auf um in der angegebenen Richtung für das Wohlbefinden ihrer Beamten zu sorgen und die Folge ist, dafs dieselben sich im allgemeinen einer guten Gesundheit erfreuen und imstande sind, ohne Unterbrechung für die Dauer von zwei bis zu vier Jahren im Lande zu bleiben.

Erzeugnisse und Ausfuhr.

Längs der ganzen Küste zeigen die Produkte keinerlei Verschiedenheit; die Ausfuhr besteht vornehmlich in Kautschuk, Erdnüssen, Palmöl, Palmnüssen, Kolanüssen und Kopalgummi. Auch etwas Elfenbein wird ausgeführt, indes nur in geringen Mengen, da die hauptsächlichsten Küstenmärkte für Elfenbein sich an verschiedenen Punkten in Angola befinden.

Einfuhrartikel.

Gewöhnliche baumwollene und wollene Stoffe, Rum. Branntwein, Glasperlen, Gewehre, Pulver, Tabak sowie gewöhnliche Messerwaren bilden die hauptsächlichsten Einfuhrartikel, für welche die Händler die Erzeugnisse des Landes eintauschen. Sie sind das einzig bekannte Zahlungsmittel. Fünfzig Procent aller an der Küste gelandeten Waren, einschliefslich der Vorräte an Lebensmitteln, werden in England eingekauft. Der Branntwein allein kommt zum gröfsten Teile

aus Holland, wo er eigens für diesen Zweck hergestellt wird; er begreift etwa 40 Procent der gesamten Einfuhr, während sich die übrigen 10 Procent auf andere Länder verteilen.

Schifffahrt auf dem Kongo.

Der Kongostrom ist für die gröfsten Seeschiffe bis nach Boma, auf eine Entfernung von 112 km von der See, schiffbar. Dampfer mit 5 bis 6 m Tiefgang können bequem bis zu dem 48 km oberhalb Boma gelegenen Noki gelangen, während zwischen Noki und Vivi nur kleine flachgehende Dampfer mit Sicherheit zu gebrauchen sind. In der Nähe von Vivi und der Fälle von Yellala ist die Strömung sehr heftig, Felsen sind zahlreich, und gefährliche Wirbel, immer neuentstehend und beständig wechselnd, werfen ein Schiff umher wie bei hohem Seegang, so dafs die Strecke, aufser für tüchtige, flachgehende Dampfer, überaus unsicher ist. Besonders ist dies zur Regenzeit der Fall, wenn der Strom anschwillt und oftmals im Zeitraum von 10 bis 20 Stunden um 3 bis 7 m steigt. Bei Vivi hat der Strom eine Breite von etwa 1 ½ km, weiter nach dem Meere zu zeigt er jedoch eine Breite von 3 bis 8 km und erreicht an vielen Stellen eine Tiefe von 200 Faden.

Unterhalb Boma sind die Ufer zu beiden Seiten mit dichten Wäldern harten Holzes bedeckt.

Banana Point bietet einen vorzüglichen geschützten Hafen für die gröfsten Seeschiffe; auch können alle gewöhnlichen Vorräte, einschliefslich Kohlen, hier von der Niederländisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft bezogen werden.

Wenn man von Banana aus flufsaufwärts fährt, kommt man, ehe man Boma erreicht, nach einander an den Landeplätzen von Ponta da Lenha, Cocoa-Massi, Binda und N'Kongolo vorüber. An jedem dieser Punkte befindet sich

wenigstens eine Faktorei oder Handelsstation, welche den benachbarten, landeinwärts gelegenen Stationen als Hauptniederlage dient; bei ihr liefern die kleinen Handelsschiffe die frischen Vorräte ab und nehmen dagegen die aufgespeicherten Erzeugnisse des Landes mit hinweg.

Die Anbahnung amerikanischer Handelsbeziehungen.

Anbei übersende ich Ihnen Muster von allen denjenigen Stoffen, welche am Kongo und in den angrenzenden Gebieten für den Handel mit den Eingeborenen im Gebrauch sind, indem ich dabei den Preis per Stück, sowie die in jedem derselben enthaltene Meterzahl bemerke. Ebenso sende ich Muster der blauen und weifsen Perlen, welche im ganzen Land zu Handelszwecken gebräuchlich sind und von den Eingeborenen hoch geschätzt werden.

Aufser diesen Dingen brauchen die Händler noch gewöhnliche Messerwaren, von ungefähr derselben Art wie unsere Fabrikanten sie in Mexiko und den Centralamerikanischen Staaten für den Gebrauch der dortigen Eingeborenen verkaufen. Auf allen Stationen werden die weifsen Beamten reichlich mit amerikanischen Konserven und Büchsenfleisch versorgt.

Ob es möglich sein wird, amerikanische Baumwollenwaren am Kongo und an der Küste zu ebenso billigem Preise zu liefern wie die englischen, vermag ich nicht zu entscheiden (sicherlich können wir sie nicht in geringerer Qualität herstellen als das Muster zeigt!) aber ich bin überzeugt, dafs Konserven, gewöhnliche Messerwaren, fertige hölzerne Häuser, Zimmerholz, Arzneien und Perlen den Händlern an der Küste im allgemeinen zu billigeren Preisen geliefert werden können

als diejenigen, zu welchen sie jetzt von Europa aus eingeführt werden.

Die Frage ist nun: wie sich mit diesen Händlern in Verbindung setzen! — Indes ohne Zweifel würden sie gerne bereit sein, amerikanische Muster und Preise zu prüfen und wenn die amerikanischen Fabrikanten eine Reihe von Waren aufzuweisen vermögen, deren Preis bei gleicher Qualität sich niedriger stellt als die aus Europa eingeführten, so lassen sich, defs bin ich sicher, Handelsbeziehungen leicht anknüpfen.

In Boma sah ich ein in Belgien konstruiertes hölzernes Haus, dessen Kosten sich am Kongo auf 15,000 Doll. stellten. Ein solches Haus könnte von der Flushing (L. J.) Portable Wooden House Company ganz wohl für 2000 Doll. hergestellt und für weitere 500 Doll. nach Banana geliefert werden. In hölzernen Häusern allein würde sich schon Gelegenheit zu einem bedeutenden Geschäfte bieten.

Die Wälder am unteren Kongo. sowie längs der Küste sind dicht und dennoch lassen die Händler, wie in Brasilien, Zimmerholz aus Europa kommen, weil sie keine Maschinen zum Bearbeiten des Holzes haben und weil es zur Zeit unmöglich ist, dieselben einzuführen.

Die Handelsgesellschaften haben ihr Hauptcomptoir ausnahmslos in Europa, von dort aus erfolgt die Beschaffung sämtlicher Warenvorräte sowie die Ernennung der Beamten. Alle Produkte, welche die Agenten an der Küste einhandeln, werden nach dort eingeliefert und von dort aus auf den europäischen Markt gebracht.

Das Geschäft an der Küste besteht in blofsem Tauschhandel mit Preisen, welche der Händler von Tag zu Tag bestimmt. In der Regel ist der Nutzen ein grofser, das verflossene Jahr allerdings war nicht günstig und zwar trug die langandauernde Beratung afrikanischer Angelegenheiten in Europa Schuld an den schwankenden Geschäftsverhältnissen.

Ich erwähne deshalb die Art und Weise, in welcher der Handel in den Küstenniederungen betrieben wird, damit Agenten, welche amerikanische Häuser vertreten, sich an das Hauptcomptoir in Europa wenden, anstatt nach der Küste zu gehen.

Es giebt an der Küste weder Gasthäuser noch sonstige Unterkunft und es sind mehrere Fälle zu meiner Kenntnis gelangt von Agenten, welche die gröfsten Entbehrungen und Beschwerden zu ertragen hatten, weil man sie nach der Küste gesandt hatte, ohne dafs sie eigentlich wufsten, wohin zu gehen oder was zu thun. Natürlich bezieht sich dies nicht auf Angola.

Es war mir unmöglich von den verschiedenen Häusern statistische Ausweise über die Menge, sowie den Wert der Ein- und Ausfuhr nach und von dem Kongo zu erhalten. In jedem einzelnen Falle fand ich mich in höflicher Weise an das Hauptcomptoir in Europa verwiesen, von welchem allein die gewünschte Auskunft zu erlangen sei.

Die von Zeit zu Zeit veröffentlichten Berichte, welche die Menge, sowie den Wert der Ein- und Ausfuhr nach dem Kongo zum Gegenstande haben, stützen sich auf blofse Mutmafsungen, da, wie die Leiter der einzelnen Geschäftshäuser versichern, sie durchaus nicht in der Lage sind, Auskunft zu erteilen. Da es weder Zollhäuser noch irgend eine Registraturbehörde giebt, so erscheint die Schwierigkeit, Auskunft von einer anderen als der angegebenen Stelle zu erhalten, leicht erklärlich.

Nur zwei Postdampferlinien berühren Küstenplätze auf der Strecke zwischen Gabun und dem Kaplande. Eine derselben ist die Westafrikanische Dampfschifffahrts-Gesellschaft in Liverpool (abwechselnd mit der Hamburger Zweiglinie der nämlichen Gesellschaft), deren Schiffe jeden Monat anlangen, und die andere der gleichfalls all-

monatlich fällige Postdampfer aus Lissabon. Die erstgenannte Linie braucht fünfzig bis fünfundfünfzig Tage zur Fahrt von Liverpool oder Hamburg, während die zweite, welche einen Postvertrag mit der portugiesischen Regierung hat, die Fahrt nach dem Kongo in zwanzig Tagen zurücklegt.

Was die Regierung am unteren Kongo oder an der Küste nördlich von Angola angeht, so besteht eine solche nicht einmal dem Scheine nach; erst wenn man nach Gabun oder Fernando Po gelangt, macht sich das militärische Regiment der Franzosen und Spanier bemerkbar.

In Banana, an den verschiedenen Punkten längs des unteren Kongo, an der Küste und in den Niederungen, auf jeder Station und jeder Faktorei haben die Händler eine kleine Waffenkammer und nicht selten kommt es vor, dafs sie ihre Zuflucht zu den Waffen nehmen müssen, entweder um sich gegen Angriffe seitens der Eingeborenen zu verteidigen oder dieselben für irgend ein Vergehen zu züchtigen. Um der geringsten Veranlassung willen unternehmen die Eingeborenen oftmals Angriffe auf die Faktoreien, brennen die Gebäude nieder und plündern die Warenlager. Erst kürzlich erlitten die niederländischen sowie die englischen Gesellschaften grofse Verluste durch das Niederbrennen mehrerer Faktoreien in welchen bedeutende Warenvorräthe aufgespeichert gewesen. Jeder im Dienste der Handelsgesellschaften Angestellte mufs zugleich bewaffneter Sicherheitswächter sein, nicht blofs um der Selbsterhaltung willen, sondern auch zum Schutze der seiner Sorge anvertrauten Waren.

Die Eingeborenen sind alle mit alten Steinschlofsgewehren bewaffnet, welche ihnen von den Händlern verkauft worden sind; nur selten trifft man einen Eingeborenen ohne eine solche Waffe, er sei denn ein Sklave und auch diese sind häufig mit einer solchen versehen. Auf den Gebrauch der Feuerwaffen verstehen sie sich trotzdem schlecht und

geben deshalb im Kampf dem vergifteten Pfeil und dem Speer, in deren Handhabung sie weit geschickter sind, den Vorzug. Ich mufs indes hinzufügen, dafs sie sich über die verbesserten Schiefswaffen zu unterrichten suchen und dafs die Stammeshäuptlinge anfangen, an Stelle der alten Steinschlofsgewehre, mit welchen sie bis vor kurzem ganz zufrieden gewesen, Repetier- oder Magazingewehre zu fordern.

Südlich vom Kongo, in St. Paul de Loanda, Benguela und Mossamedes bietet sich meiner Ansicht nach Gelegenheit für die Verwertung amerikanischer Waren aller Art. Das Klima ist nicht unähnlich dem unserer Südstaaaten und die Bedürfnisse des Volkes entsprechen vielfach denjenigen der dortigen Einwohner.

Die Bevölkerung ist zahleich und es giebt viele reiche Firmen, welche gern mit den Vereinigten Staaten Handelsbeziehungen anknüpfen würden, wenn zwischen beiden Ländern eine Verbindung hergestellt werden könnte.

Amerikanische Walfischfahrer machen, wenn sie nach dem Südatlantischen Ozean gehen, jene Küstenorte zu ihrem Hauptquartier; die Kapitäne dieser Fahrzeuge bringen dann gewöhnlich kleine Ladungen amerikanischer Waren, namentlich auch Konserven mit herüber und finden ausnahmslos willige Abnehmer gegen bar für alles was sie zum Verkaufe anbieten mögen.

Wolle, Häute, Zucker, Kaffee und Palmöl bilden die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel.

Es giebt keinerlei Fabriken in dem Lande, mit Ausnahme solcher für Rum und die gewöhnlichsten Lebensmittel müssen von aufserhalb gebracht werden. Zahlreiche Segelschiffe besorgen den Handelsverkehr nach und von dem Lande.

Nordwärts vom Kongo fand ich in St. Thomé ein mögliches Absatzgebiet für amerikanische Waren aller Art. Es ist dies eine der reichsten Inseln der Welt, dicht bevölkert

und imstande alles hervorzubringen, dessen die Einwohner bedürfen. Diese indes beschränken sich auf die Gewinnung von Kaffee, Zucker und Palmöl zu Handelszwecken, während alle ihre Bedürfnisse für Kleidung und Unterhalt, mit alleiniger Ausnahme von Obst, von London oder Liverpool aus befriedigt werden. In einem Laden bemerkte ich einzelne amerikanische Waren und erfuhr von dem Besitzer, dafs er dieselben durch Vermittlung eines englischen Hauses eigens bestellt habe.

Unmittelbar unter dem Aequator gelegen, vereinigt die Insel, so sonderbar dies auch klingen mag, die verschiedensten Klimate und zwar ist dies eine Folge der allmählichen Erhebung des Landes bis zu einer Höhe von 2450 m. Von dem Mittelpunkt des höchsten Teiles der Insel gehen nicht weniger als zwölf schöne Flüsse nach ebenso vielen verschiedenen Richtungen aus, so dafs das Land wohl bewässert und somit fruchtbar und überaus ertragsfähig ist.

Die Pflanzungen sind in vorzüglichem Zustande und werden auf vielen derselben mehr denn tausend Arbeiter beschäftigt. Eine englische Dampferlinie unterhält eine monatliche Verbindung zwischen St. Thomé und Liverpool und ebenso besteht eine gleichfalls monatlich fällige Linie zwischen der Insel und Lissabon. Auch zahlreiche Segelschiffe finden zu Handelszwecken Verwendung.

In Kamerun beherrschen die Deutschen, auf Grund kürzlich erfolgter Besitznahme, den Handel und obschon das Land sehr reich ist, so halte ich es dennoch nicht für möglich, dafs ein Amerikaner dort festen Fufs zu fassen vermöchte.

Dasselbe läfst sich von dem unter spanischer Herrschaft stehenden Fernando Po, von dem unteren Niger-Gebiet, von Dahome, der Goldküste, Asante und sämtlichen englischen Besitzungen sagen.

Ueber Liberia vermag ich keine Mitteilungen zu machen, das nördlich von dieser Republik gelegene Guinea aber ist, obschon verhältnismäfsig unentwickelt, ein sehr reiches Land, welches neben allen tropischen Erzeugnissen auch Gold, Kupfer und Wachs, der besten im europäischen Handel bekannten Qualität liefert. Ich stattete den Orten Bolama und Bissaõ einen Besuch ab und gelangte somit auf eine Entfernung von 120 km. ins Innere, aber ich habe niemals ein Land gesehen, welches für den Handel so aufserordentlich verlockend erscheint wie dieses. Englische, deutsche und französische Kaufleute sind hier bereits ansässig und ich erfuhr, dafs eine Firma in Boston im Begriff steht eine Agentur in Bissaõ zu errichten und monatlich ein Segelschiff dorthin abgehen zu lassen, im Anschlufs an eine schon bestehende Linie nach den Cap Verdischen Inseln, welche bereits einen lebhaften Handelsverkehr mit Boston eröffnet haben.

Goree, Dakar und San Luis in den französischen Besitzungen am Senegal sind blühende Handelsplätze, die Franzosen zeigen jedoch so viel Fürsorge für ihre eigenen Handelsleute, dafs ich keinem amerikanischen Kaufmann raten möchte sich in diese Gegenden zu wagen. In Goree freilich hat sich der Unternehmungsgeist des Yankees erfolgreich erwiesen, indem ein amerikanisches Haus dort trotz der ungünstigen Verhältnisse ein schwunghaftes Geschäft betreibt.

Die Canarischen Inseln und Madeira bieten dem amerikanischen Kaufmann gleichfalls günstige Handelsbedingungen. Sobald man erst einmal in den hier angeführten Orten Agenturen für den Verkauf amerikanischer Waren und den Einkauf von Erzeugnissen des Landes errichtet haben wird, so kann, davon bin ich fest überzeugt, binnen kurzer Zeit ein lebhafter einträglicher Handel ins Leben gerufen werden. Dann würden Dampfer für den Warentransport, da-

neben auch mit Einrichtung zur Beförderung einer beschränkten Zahl von Passagieren versehen, lohnende Beschäftigung finden bei monatlichen. Fahrten von und nach den Vereinigten Staaten via die Azoren, Madeira, die Canarischen Inseln, Cap Verde und die Westküste Afrikas.

Lissabon Portugal
25. April 1885.

W. P. Tisdel

Washington D. C., 29. Juni 1885.

Hon. T. F. Bayard.

Sir.

Der mir erteilten Weisung gemäfs hatte ich die Ehre, der Behörde unterm 25. April einen Bericht abzustatten über den gegenwärtigen Stand sowie die weiteren Aussichten des Handels am unteren Kongo und der Westküste von Afrika, und Bezug nehmend auf denselben habe ich die Ehre fortzufahren wie folgt:

Oberst Sir Francis de Winton, ein Engländer, ist der vom König der Belgier ernannte General-Gouverneur des „Kongo-Freistaates“ und nachdem ich ihn von dem wahrscheinlichen Zeitpunkt meines Eintreffens in Banana in Kenntnis gesetzt, hatte er die Freundlichkeit, eine besondere Karawane für mich zu dingen, bestehend aus 56 Loango-Männern aus dem Küstengebiet nördlich von Banana. Nur wenige Stunden nach meiner Ankunft waren sie in Bereitschaft und wir traten in dem der Internationalen Association gehörigen kleinen Dampfer „Heron“ unsere Reise von der Küste nach dem Innern an. Oberst de Winton teilte mir mit, dafs es fast unmöglich sei, eine Karawane von Eingeborenen aus dem Innern in Dienst zu nehmen, da einer solchen beim Durchmarsch durch feindlichen

Stämmen gehöriges Gebiet häufig grofse Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Infolgedessen wird ein beständiger Wechsel der Karawanen notwendig, welcher wiederum nicht selten grofse Verluste nach sich zieht, sowohl durch Diebstahl als auch durch das Weglaufen der Träger, unter Mitnahme ihrer Lasten. Die Loangos wie auch die Kabindas haben ungehinderten Durchlafs von der Küste nach den stromaufwärts gelegenen Landesteilen und zurück, und leisten deshalb als Träger unschätzbare Dienste. Sie sprechen einen Dialekt der Kongo-Sprache und haben keinerlei Schwierigkeit im Verkehr mit den Eingeborenen. Von ihnen weifs man, dass sie zu keinem der im Innern des Landes lebenden Stämme gehören, und damit erklärt es sich, dafs man ihnen freien Durchmarsch gestattet. Nur in seltenen Fällen sind sie Angriffen seitens der Eingeborenen ausgesetzt und dann handelt es sich bei solchen Gelegenheiten lediglich um Raub. Meine Loango-Leute waren mit nur wenigen Ausnahmen der portugiesischen Sprache mächtig und da ich gleichfalls diese Sprache spreche, so war es mir möglich, mich mit ihnen ohne Hilfe eines Dolmetschers zu verständigen.

Ohne Ausnahme waren die zu meiner Karawane gehörigen Leute wackere, gehorsame und anhängliche Menschen und nur selten liefsen sie eine Klage laut werden über die Beschwerden, welche sie zu ertragen gezwungen waren.

Bei meiner Ankunft in Vivi wurden meiner Karawane ferner zugeteilt: ein Kabinda-Dolmetscher, vier Dienstleute aus Sansibar, ein Koch von der Goldküste und zwölf bewaffnete Haussas aus Lagos, einer auf der Höhe der Nigermündung gelegenen englischen Besitzung. So bestand meine Karawane bei unserem Abmarsch von Mpozo aus 75 Mann alles in allem. Jeder Loango-Mann trug ein Gewicht von 70 Pfund und zwar bestanden die Lasten aus Konserven, Zeugen, Perlen, einem Zelt und Kochgerätschaften.

Nachdem durch die Berliner Konferenz die Ansprüche Frankreichs und Portugals auf Gebietsstrecken innerhalb des Handelsbeckens des Kongos geregelt worden sind, liegt für mich keine Veranlassung mehr vor, über diese Frage zu berichten und so will ich, unter Bezugnahme auf meine aus Berlin vom 29. Oktober 1884 und aus London vom 23. November 1884 datierten Berichte, nur bemerken, dafs bei der Verteilung des Gebietes Frankreich sowohl wie Portugal alles erlangten, was sie wünschten und viel mehr als sie erwartet hatten. Sie haben, wie mir von tüchtigen Kennern des Landes mitgeteilt worden ist, sich, soweit das Land erforscht ist, die reichsten, besten und fruchtbarsten Strecken des ungeheuren Gebietes gesichert, welches von der Berliner Konferenz in den Kreis ihrer Besprechung gezogen wurde und sie spenden den Bevollmächtigten beider Länder das wärmste Lob für das bewiesene staatsmännische Geschick.

In meinem aus Lissabon vom 25. April datierten Bericht hatte ich die Ehre, eine eingehende Schilderung der Niederungen sowie des unteren Kongos zu liefern und ausführliche Angaben über die Tiefe des Wassers, die vorhandenen Häfen und Landeplätze an und nahe seiner Mündung samt deren Vorzüge, Nachteile und Eigentümlichkeiten zu machen. Nunmehr ersuche ich Sie, mir auf meiner Reise von Vivi nach und um Stanley Pool zu folgen, auf welcher Strecke ich meine Forschungen auf weit vom Flufs entfernte Gebiete ausdehnte und auf diese Weise wertvolle Kenntnisse hinsichtlich des Landes sowie der Bewohner und ihrer Eigenart erwarb.

Beförderungsmittel.

Von dem Vivi gegenüber befindlichen Mpozo aus nach dem am südlichen Ufer gelegenen Stanley Pool müssen alle landeinwärts bestimmten Gegenstände auf den Köpfen von Eingeborenen oder Loango-Trägern befördert werden, und zwar trägt, wie bereits erwähnt, ein jeder Mann 70 Pfund. Von Vivi nach dem in einer Entfernung von 106 km am nördlichen Ufer gelegenen Isangila bedient man sich der gleichen Beförderungsweise, während auf der 135 km langen Strecke von Isangila nach Manyanga zwei kleine Walfischbote zur Verwendung kommen, welche je mit 14 Sansibarern bemannt und mit 60 bis 70 je 70 Pfund schweren Packen beladen den ganzen Weg in etwa 12 Tagen zurücklegen. Die Kosten für die Beförderung von Vorräten stellen sich für die 402 km. lange Strecke von Vivi nach Leopoldville per Tonne von 2000 Pfund auf mehr als 300 Dollars während von Banana nach Vivi die Kosten etwa 75 Dollars per Tonne ausmachen. Da man noch ruhig weitere 25 Dollars per Tonne hinzurechnen kann — so viel beträgt der Tarif von Europa nach Banana — so wird man finden, dafs die Beförderungskosten von Europa nach Stanley Pool sich per Tonne auf 400 Dollars und mehr stellen. Alles was man für die Beamten der Association gebraucht, kommt aus Europa; die einzig mögliche Ausnahme betrifft Lebensmittel da wo gelegentlich Ziegen oder Geflügel erhandelt werden können oder wenn man zu Zeiten für die Eingeborenen oder die Loango-Träger Mandioka, Korn, Bananen und Erdnüsse einkaufen kann. Diese Ausgabe bezieht sich auf das gesamte, hinter Ponta da Lenha am unteren Kongo gelegene Gebiet und die von Zeit zu Zeit von der europäischen Presse wiederholten Mitteilungen, welche besagen, dafs alle Arten tropischer Früchte, Gemüse, Rindvieh und Schafe im Überflufs gezogen werden,

entbehren thatsächlich aller und jeder Begründung, so weit wenigstens wie meine eigenen Beobachtungen sowie meine Erkundigungen reichen.

Verkehrswege.

Die einzigen Strafsen des Landes sind die schmalen von einem Dorf zum anderen führenden Pfade, welche auch von den Karawanen benutzt werden, dabei aber so eng sind, dafs die Anwendung des „Gänsemarsches" als ein Gebot der Notwendigkeit erscheint. Bei der ursprünglichen Anlage dieser Pfade hat man keinerlei bestimmte Regel beobachtet und ebenso wenig hat die Internationale Association seit ihrer Ankunft in dem Land etwas zu deren Verbesserung gethan. Nur Eingeborenen ist es möglich den Weg von Mpozo nach Stanley Pool ohne Führer zurückzulegen und nicht selten kommt es vor, dafs Küstenkarawanen sowie Haussa-Boten den falschen Pfad einschlagen und viele Kilometer ja selbst Tagereisen weit von dem richtigen Wege abirren, ehe sie ihren Irrtum gewahr werden. Da die Pfade sich häufig in jeder erdenklichen Richtung kreuzen, so ist schon dadurch das Einhalten des rechten Weges bedeutend erschwert, es geschieht aber aufserdem auch oft, dafs die Eingeborenen. gerade an den Punkten wo die Hauptstrafse mit einem Nebenpfade sich kreuzt, das Gras über den Weg zusammenknüpfen und auf diese Weise den Wanderer vorsätzlich irreleiten. Zu zwei verschiedenen Malen wurde ich auf dem Marsch durch ein Thal von der Haupttruppe meiner Karawane getrennt und es kostete mich nicht geringe Mühe, dieselbe wiederaufzufinden. In den Thälern kann man viele Kilometer weit mitten zwischen dem oft 4—7 m hohen üppigen Gras hinmarschieren ohne imstande zu sein, nach rechts oder links oder nach oben hin Ausschau zu halten. Dieses Gras ist obendrein nicht blofs

während der Regenzeit, sondern auch während der trockenen Jahreszeit so nafs, dafs der Wanderer, wenn er in der Frühe des Morgens ein Thal betritt, nach Verlauf weniger Minuten vollständig durchnäfst ist, eine Folge des starken Taues, welcher sich während der trockenen Jahreszeit einstellt. Überhaupt ist der Marsch durch diese Thäler keineswegs angenehm, da einem die scharfen Grashalme oftmals Gesicht und Hände arg zerschneiden. Vornehmlich die Eingeborenen haben, wenn sie bei einer Karawane sich befinden, auf diese Weise häufig viel zu leiden, da sie durch das Tragen einer Last am freien Gebrauch ihrer Hände gehindert, sich nicht gegen die Berührung mit dem Grase zu schützen vermögen.

Mr. Stanley hat einmal eine Landstrafse von Vivi nach Isangila angelegt, um auf derselben die einzelnen Teile seiner für den Gebrauch auf dem oberen Kongo bestimmten kleinen Dampfer per Achse befördern zu können. Diese Landstrafse entsprach ihrem Zweck, aber sie wurde nicht unterhalten und ist mittlerweile, mit Ausnahme der durch das Bundi-Thal führenden Strecke, wieder zu Gunsten der Eingeborenen-Pfade aufgegeben worden. Dasselbe läfst sich von der zwischen Chumba und Inkissi angelegten Strafse sagen, auf welcher gegenwärtig der Dampfer „Le Stanley“ per Wagen fortgeschafft wird. Der Reisende im Kongothale mufs bis zum Gürtel durch Sümpfe waten, mufs Flüsse durchschwimmen, schroffansteigende Lehmhügel erklimmen und mehrere Kilometer weit sich dehnende wüste, sandige Ebenen überschreiten, ohne Wasser und ohne einen Baum, der ihm Schutz gewährte, gegen die sengende Glut der Sonne. Dabei mufs er beständig dem schmalen Zickzack-Pfad der Eingeborenen folgen, der ihn bald durch das Gebiet freundlich gesinnter Stämme, dann durch dasjenige feindlicher Völkerschaften und wieder durch eine weite Strecke öden unbevölkerten Landes führt.

Wasserfälle und Stromschnellen.

Es ist zu bedauern, dafs die Schiffbarkeit des grofsen Kongostromes durch die zwischen Vivi und Stanley Pool befindlichen zahlreichen Wässerfälle und Stromschnellen so vielfache Unterbrechung erleidet. Die hauptsächlichsten und anscheinend unüberwindlichen Fälle sind diejenigen von Yellala, N'Goma, Isangila, Manyanga, N'Tamo-Makota, Zinka, Elsa, Inkissi, Kalulu und N'Tamo oder Livingstone, zu welchen noch unzählige Stromschnellen kommen und zwar alle auf einer Strecke von 402 km mit einem Totalgefälle von 487 m.*)

Zwischen Isangila und Manyanga, auf eine Entfernung von 135 km, kann der Strom als schiffbar für kleine Bote gelten, welche bei der Fahrt stromaufwärts über die Stromschnellen bugsiert werden können, während tüchtige flachgehende Dampfer, wie man behauptet, die Stromschnellen zu forcieren vermögen. Bei meiner Rückreise nach der Küste bediente ich mich eines offenen Botes und Mr. Stanleys Route von Manyanga nach Isangila verfolgend, passierte ich zahlreiche Stromschnellen und Wirbel, und legte die Entfernung von 135 km in 15 Stunden zurück.

Stationen.

Seitens der Internationalen Association sind die folgendermafsen benannten Stationen in dem Kongothale angelegt worden: Mpozo, Banza, Manteka, Vunda, Lukungu, Süd-Manyanga, Lutete, Leopoldville, Kinchassa, Kimpoko, Msuota, Kouamout, Bolobo, Lukolela und Äquator an dem südlichen Ufer, und Boma, Ikungula, Vivi, Isangila, Nord-Manyanga, Bangala, Aruwimi

*) Nach Dr. Pechuel-Loesche nur 275 m

und die Fälle-Station an dem nördlichen Ufer des Flusses. Die Fälle-Station sowie Aruwimi sind infolge wiederholter Angriffe von Seiten der Araber und der eingeborenen Handelsleute aufgegeben worden. Bolobo hatte während einiger Zeit eine Belagerung durch mehrere hundert Eingeborene auszuhalten und dürfte wohl jetzt auch verlassen sein; ebenso wurden zur Zeit meiner Rückreise in Kouamout Vorbereitungen zum Abzug getroffen und zwar wurde derselbe veranlafst durch die diebischen Neigungen und die Feindseligkeiten der Weiber, welche bei den Stämmen von Kouamout die Herrschaft führen, während die Männer gar keine Stimme haben.

Die sämtlichen Stationen in Nyada-Kuilu und Ogowe sind an Frankreich abgetreten worden, so dafs die Internationale Association jenseit des Äquators keine Kontrolle in dem Thale auszuüben hat. Boma, Ikungula, Vivi, Isangila und Leopoldville sind die einzigen Stationen, welche aus Holz erbaute Häuser besitzen, während die Häuser aller übrigen Stationen aus Rohr, Stroh und Stangen errichtet sind. In Vivi und Leopoldville befinden sich je zehn bis zwanzig Weifse, auf jeder der anderen Stationen leben deren nur einer oder zwei. Der Vorsteher einer jeden Station hat eine Wache, bestehend aus zehn bis dreifsig bewaffneten Haussas (Schwarze aus der englischen Besitzung Lagos). Ihm liegt es ob, den Trägern Beschäftigung zu geben, den Karawanen Schutz zu gewähren, so weit dies in seiner Macht steht und Relais-Läufer für die Beförderung von Postsachen und wichtigen Depeschen von einer Station zur andern zu stellen. Im Falle des Ausbruchs von Streitigkeiten zwischen den Eingeborenen und Beamten der Association, des gewaltsamen Anhaltens von Karawanen oder eines Angriffes auf die Station, wird sofort an dem hierzu bestgeeigneten Punkt eine Haussa-Streitmacht zusammengezogen, und es erfolgt die Züchtigung der Eingeborenen.

Die verschiedenen Stämme und ihre Eigentümlichkeiten.

Das Kongothal wird von vielen verschiedenen Stämmen bewohnt, jeder derselben lebt für sich und wird von einem Häuptling oder König, N'Fumo genannt, regiert, welcher in seinem Reiche als unumschränkter Machthaber waltet. Die stromabwärts lebenden Stämme reden eine andere Sprache wie die stromaufwärts wohnenden, indes können sie mit Hilfe eines Dialektes des Suihila, einer im oberen Central-Afrika fast allgemein verstandenen Sprache, ganz gut mit einander verkehren. Diese Stämme führen häufige Kriege mit einander, oftmals um der nichtigsten Vorwände willen, aber obschon sie sämtlich mit Gewehren bewaffnet sind, so kommt es doch selten vor, dafs ein Eingeborener vermittelst dieser Waffe getötet wird. Sie scheinen nur wenig oder gar kein Verständnis für den richtigen Gebrauch eines Gewehres zu haben, ein Sieg besteht in dem Niederbrennen von Dörfern, der Gefangennahme von Feinden und ihrer darauffolgenden Hinrichtung durch Messer, Speer oder Feuer, oder auch dem Verkauf in die Sklaverei. Eine bemerkenswerte Thatsache ist es, dafs während Gewehre und Pulver in Menge vorhanden sind, Blei den Eingeborenen fast gänzlich unbekannt ist. Bis jetzt haben die Händler von der Küste es ihnen ferngehalten und sie gebrauchen deshalb kleine Kieselsteine und gebrannte Lehmkugeln an Stelle wirklicher Kugeln, in allerletzter Zeit jedoch haben sie angefangen, Messingstangen in kleine Stücke zu zerschneiden und sich ihrer zum Schiefsen zu bedienen und es wird wohl nicht mehr lange dauern, so wird das Gewehr eine gefährliche Waffe in ihrer Hand werden. Seit der Weifse mit dem Repetiergewehr seinen Einzug in das Land gehalten hat, fangen die Könige im Innern an Perkussions-Gewehre zu fordern. Bis jetzt wird das Gewehr

nur benutzt zur Erzeugung von Lärm, durch welchen sie vermeinen böse Geister vertreiben, den Kranken Gesundheit bringen und den Geistern abgeschiedener Freunde Beistand leisten zu können, auch zur Verkündigung freudiger sowohl als trauriger Ereignisse mufs es dienen, kurzum allen nur möglichen Zwecken, nur nicht denen des Krieges und der Jagd.

Fast durchgängig zeigen sich diese Stämme als grausam, verräterisch und diebisch, und ungeachtet aller Berichte, welche das Gegenteil besagen, ist es für einen Weifsen keineswegs ratsam, ohne bewaffnete Eskorte zu reisen. Die Eingeborenen fürchten die Weifsen, und mehr noch die bewaffneten Haussas, von welchen sie glauben, dafs sie Kinder fressen. Ihre Sicherheit im Zielen, und das gewisse, verhängnisvolle Resultat ihres Schusses erfüllt sie mit Entsetzen. Jenseit Stanley Pool ist ein zu der Association gehörender Europäer oder eine Karawane bis jetzt niemals auf irgendwelche Entfernung vom Hauptstrome vorgedrungen aufser in Boten, ausnahmslos sind die Forschungen am Kongo entlang und für eine kurze Strecke an einem oder zweien seiner Zuflüsse vorgenommen worden und dann hat man immer eine starke Bedeckung notwendig gefunden, damit die Bote nicht in die Gewalt der Piraten fielen, von welchen die Flüsse im Innern des Landes wimmeln.

Viele der Dörfer sind von einem 2 bis 4 m hohen Palissadenzaun umschlossen, dessen einziger Eingang streng bewacht wird, um eine Überrumpelung durch angreifende Feinde zu verhindern. Jeder Mann besitzt eine besondere Tättowierung oder ein Stammeszeichen. Gewöhnlich befindet sich dasselbe im Gesicht angebracht, indes habe ich auch Männer sowohl als Frauen gesehen, bei denen Brust und Rücken in wirklich künstlerischer Weise tättowiert waren Einzelne Stämme sind sehr verschwenderisch in dem Gebrauch von Farben, unter ihnen namentlich die Frauen, welche sich

die Köpfe mit einem Gemisch von gemahlener roter Rinde oder rotem Lehm und Palmöl bestreichen. Manche malen ihre Körper weifs an, während andere in tiefer Trauer gehen, indem sie ihre schwarzen Gesichter noch schwärzer anstreichen als sie die Natur geschaffen hat. Einzelne stutzen ihre Haare oder scheren den Kopf in verschiedenartigster phantastischer Weise, während andere die Haare wachsen lassen, sie mit Öl einfetten, zusammenflechten und zusammendrehen und mit Hilfe von dünnen Drahteinlagen Spirale herstellen, welche den Kopf in jeder erdenklichen Gestaltung umstarren. Viele Frauen verfügen über einen bedeutenden Haarreichtum und türmen denselben hoch auf dem Wirbel zu einem Baue auf, nicht unähnlich einem grofsen Kissen, während andere ihre Haare in einer Art ordnen, welche der Form der altmodischen „Schutenhüte“ entspricht, kurzum so künstlich sind hier die Haartrachten, dafs ich daran zweifle, ob in irgend einem anderen Teile der Welt Ähnliches sich aufweisen läfst.

Die Häuser oder Hütten, in welchen diese Menschen leben, bestehen aus dichtem Rohr und Grasgeflecht, welches über einem aus zwei aufrecht stehenden Stangen nebst Firstbalken, vier Eckbalken und Bambussparren errichteten Untergestell befestigt ist. Die Gröfse dieser Hütten ist sehr verschieden, in der Regel fand ich sie etwa 3 m im Geviert messend und an den Seiten $1^1/_2$ bis 2 m, in der Mitte vom Boden bis zum Firstbalken etwa $2^1/_2$ m hoch. Die einzige Öffnung oder Thüre ist ein an der Vorderwand befindliches, etwa 1 m im Geviert messendes Loch, welches während der Nacht vermittelst einer schweren, in einem Bambusrahmen befestigten und zum Schieben nach rechts und links eingerichteten Grasmatte verschlossen wird. Diese Hütten können 6 bis 12 Personen Unterkunft gewähren, allerdings nur zum Schlafen oder zum Schutz bei Unwetter. In der Regel schlafen die Bewohner auf dem blofsen Boden, zuweilen auch auf

Grasmatten; für Könige und Prinzen pflegt man wohl auch Ziegenfelle über ein etwas erhöhtes Bambusgestell, welches als Bett dient, zu breiten. Das Strohdach sowie die Bambussparren sind an der Innenseite vollständig geschwärzt, eine Folge des fast ununterbrochen im Mittelpunkt der Hütte brennenden kleinen Feuers, dessen Rauch, da weder Schornstein noch Luftloch vorhanden ist, sich einen Ausweg durch das dichtgeflochtene Mattenwerk bahnen mufs und an demselben seine Spur zurückläfst. Ich habe in solchen Hütten geschlafen und zu verschiedenen Malen hat mir der Palast irgend eines Königs als Nachtquartier gedient, indes gab ich meinem Zelt entschieden den Vorzug, da ich in demselben verhältnismäfsig verschont war von Schmutz und Ungeziefer, welche beide in den Hütten der geringen Eingeborenen wie in den Palästen der Könige in gleichem Mafse zu finden sind.

Die Bekleidung der Eingeborenen besteht gewöhnlich in einem kleinen, um die Lenden geschlungenen Stück Zeug, doch habe ich bei den einzelnen Stämmen auch mancherlei Verschiedenheit in der Art der Bekleidung beobachtet. Viele gehen nackt, mit Ausnahme vielleicht einer Reihe von Perlen um den Hals, die Taille und die Knöchel. Andere tragen schwere Metallringe um den Hals sowie die Arme und Fufsgelenke, während wieder andere einen langen Streifen einheimischen oder ausländischen Stoffes mit den Ecken über einer Schulter zusammenknüpfen, ihn unter dem Arme her nach der anderen Seite führen und dort lose herabhängen lassen, so dafs die eine Seite des Körpers vollständig unbedeckt bleibt. Könige sowie Königinnen samt ihren Familien bedecken gewöhnlich ihre Blöfse, doch giebt es hierbei Ausnahmen, in der Regel indes hüllen sie sich in ein grofses Stück Zeug oder wohl auch in Tierfelle. Ausländische Stoffe finden allmählich ihren Weg ins Innere des Landes, obgleich die Eingeborenen ein Zeug aus Gras verfertigen, welches bei

weitem besser ist als alles, was sie von den Händlern kaufen können. Die längs der Küste lebenden Stämme tragen mehr Bekleidung als die im Innern des Landes wohnenden, hauptsächlich aber kommen Stoffe bei Todesfällen zur Verwendung, indem man die Leiche in Zeug — die Ersparnisse eines ganzen Lebens — einhüllt und so begräbt. Hunderte von Metern werden bei solchen Gelegenheiten verbraucht und es ist viel mehr für diesen Zweck wie zur Anfertigung von Tages-, Nacht- oder Festtagskleidern, dafs die Anschaffungen gemacht werden. Die Leiche eines Königs wird oft in tausende von Metern eingewickelt und von denselben in's Grab begleitet.

Schmucksachen werden von den eingeborenen Weibern in grofsen Mengen getragen und viele derselben sind wirklich künstlerisch in ihrer Ausführung. Glänzend polierte Talismane aus Flufspferd- Elfenbein werden um den Hals getragen, während die unteren Gliedmafsen mit Metallringen schwer beladen sind. Bei vielen Stämmen ist der Gebrauch vorherrschend die Ohrläppchen sowie den inneren Nasenknorpel zu durchbohren und Stücke Bambus einzustecken, was den Betreffenden natürlicherweise ein entsetzliches Aussehen verleiht. Bei den Stämmen an der Küste herrscht lebhafte Nachfrage nach den leeren metallenen Patronenhülsen und gelegentlich eines Tagemarsches kann man hunderte von Frauen treffen, welche diese Hülsen als Schmuck in Nase und Ohren tragen.

In dem Innern des Landes werden blaue oder weifse Glasperlen getragen, welche seitens eingeborener Karawanenleute von den Händlern an der Küste erstanden und gewöhnlich auf den öffentlichen Märkten wieder verkauft werden. Indes am meisten geschätzt unter allen Schmuckgegenständen werden drei oder vier der groben Haare aus dem Schwanze eines Elephanten, welche um den Hals getragen werden und nicht nur als schöne Zierde sondern auch als Fetisch und wichtiges Zaubermittel gelten.

Bildungsfähigkeit der Eingeborenen.

Bildung in irgend einem Sinne des Wortes ist vollständig unbekannt. Die Eingeborenen leben wie die Tiere und scheinen auch mit ihrem Denken nicht über die Tierwelt hinauszureichen. Natürlich giebt es Ausnahmen von der Regel, und im Innern des Landes trifft man zuweilen Individuen, welche eine weit über das gewöhnliche Durchschnittsmafs reichende Begabung verraten, gerade wie man auch Pferde und Hunde findet, die durch besondere Klugheit vor anderen sich auszeichnen. Sie verstehen es, gute Gesetze für die Verwaltung ihrer Märkte zu machen, ebenso entwickeln einzelne grofse Schlauheit beim Tauschhandel, aber trotzdem bleibt es eine nicht zu bestreitende Thatsache, dafs das Volk selbst jeglichen Uranfanges der Bildung entbehrt und dafs alle Unterrichtsversuche sich als Fehlschlag erwiesen. Einige Missionare geben an, dafs sie Schulen errichtet hätten und sich mit der Erziehung von Kindern befassen. Das ist thatsächlich nicht wahr, so weit die Missionare des Kongothales in Betracht kommen. Die Missionare nehmen allerdings kleine Kinder als Dienstboten an, sie unterhalten und kleiden sie (wenigstens einigermafsen) und machen ebenso den Versuch, ihnen einen Begriff von Religion zu geben, indes habe ich am Kongo weder einen Mann noch eine Frau oder ein Kind getroffen, mit welchen sie irgend welchen Erfolg gehabt hätten. Die von Franzosen geleitete katholische Missionsanstalt am Gabun, nahe der Küste, ist die einzige, welche Anspruch darauf erheben darf, wirklich etwas erreicht zu haben und zwar unterweist man dort Knaben in der Kunst des Ackerbaues.

Was im allgemeinen die Begabung des Volkes angeht, so konnte ich nur geringe Unterschiede zwischen den einzelnen Individuen wahrnehmen, sie sind im ganzen ein schlauer, durchtriebener Menschenschlag ohne alle Grundsätze. Die in der

Gegend von Stanley Pool lebenden Stämme sind den weiter abwärts wohnenden vielleicht überlegen, jedenfalls übertreffen sie dieselben an Grausamkeit und verräterischer Sinnesweise und ich bezweifle, ob es jemals gelingen wird, ihnen nur das Verlangen nach Bildung einzuflöfsen. Sie haben keinerlei Verständnis für dieselbe, an ihren Lebensgewohnheiten wie an ihrer alltäglichen Umgebung läfst sich nichts ändern. Die Bevölkerung ist zu grofs und wie die Leute jetzt leben, so haben sie schon seit Menschenaltern gelebt. Hinsichtlich ihrer Moralität stehen sie auf der allerniedrigsten Stufe. Begriff für Tugend ist überhaupt nicht vorhanden und ihre unsittlichen Gewohnheiten stellen sie ganz auf dieselbe Stufe mit den Affen. Syphilitische Krankheitserscheinungen der ekelhaftesten Art sind allenthalben bemerkbar.

Zahlungsmittel.

Gold-, Silber- oder Papiergeld sind vollständig unbekannt; Branntwein, Glasperlen, Messingstangen, rote, baumwollene Taschentücher, Zeuge, Pulver und Steinschlofsgewehre bilden das übliche Zahlungsmittel. Mit Hilfe dieser Dinge kann man sich den Weg durch das Land erkaufen oder die Erzeugnisse desselben wie z. B. Kautschuk, Erdnüsse, Palmnüsse, Elfenbein u. s. w. von den Eingeborenen erhandeln. Dasselbe Zahlungsmittel ist gebräuchlich bei der Ablohnung von Karawanen, wie auch beim Einkauf von Nahrungsmitteln für dieselben oder bei der Erwerbung von Sklaven, kurz mit ihm kann man sich alles verschaffen was die Eingeborenen überhaupt zum Kaufe anbieten. Unter diesen verschiedenen Zahlungsmitteln hat Branntwein den höchsten Wert, von ihm kann man in Wahrheit sagen, dafs er mit Gold aufgewogen wird.

Nahrungsmittel, Märkte, Handel.

Zwischen Vivi und Stanley Pool ist die Bevölkerung nicht so dicht wie in den Gebieten weiter stromabwärts sowohl als aufwärts, doch ist die Zahl immerhin grofs genug und wie die Menschen es überhaupt fertig bringen ihr Leben zu fristen, ist ein Wunder. Sie sind kein fleischessendes Volk, sondern nähren sich fast ausschliefslich von Erdnüssen und Tschikuanga d. h. Mandioka mit gegohrenem Palmensaft vermischt und in der Sonne gebacken. Wild ist nur in geringer Anzahl vorhanden und was da ist, können die Eingeborenen nicht fangen. Wenn ein Weifser einen Elephanten erlegt, sammeln sich die Eingeborenen zu Hunderten um den Kadaver und schmausen nach Herzenslust. Ziegen und Hühner schlachten sie sehr selten, dieselben werden vielmehr für Handelszwecke aufbewahrt und oft hunderte von Kilometer weit geschickt um gegen Brannt wein oder Pulver eingetauscht zu werden. In der Regel pflegt man sie nach den öffentlichen Märkten oder nach den Stationen der Afrikanischen Internationalen Association zu senden. In den flufsabwärts gelegenen Gebieten kommen zu den Erdnüssen und dem Tschikuanga noch wilde Beeren und einheimische Früchte als Nahrungsmittel. Rindvieh ist, wie bereits erwähnt, nicht vorhanden in dem Land, der für den Gebrauch auf den an der Flufsmündung gelegenen Faktoreien nötige Transport mufs vielmehr allmonatlich per Dampfer von Angola aus dorthin geschafft werden.

Ein sehr alter Brauch an dem die Eingeborenen festhalten, ist die Benutzung bestimmter Marktplätze, welche auf neutralem Gebiet befindlich, gleichmäfsig von Freund und Feind zum Zwecke des Austausches ihrer Erzeugnisse besucht werden. In der Regel sind diese Marktplätze so hoch gelegen um einen mehrere Kilometer weit reichenden Umblick zu gestatten und an jedem vierten Tage versammelt sich hier eine

große Menge, um Tauschgeschäfte zu treiben. Nicht selten kommt es vor, daſs Angehörige verschiedener Stämme in diesen Marktplätzen sich zusammenfinden. Eingeborene Händler, welche mit Karawanen zwischen dem Innern des Landes und dem Küstengebiet umherziehen, sind an den Markttagen mit groſsen Vorräten an Zeugen, Perlen, Gewehren und Pulver anwesend, um dagegen einheimische Erzeugnisse einzutauschen. In dem Innern des Landes wird jedoch, mit Ausnahme der Nahrungsmittel deren die Eingeborenen bedürfen, so wenig zum Verkauf gebracht, daſs oftmals viele Markttage verstreichen, ehe eine genügende Menge von Produkten zu erhalten ist, um selbst eine kleine nach der Küste bestimmte Karawane auszurüsten. Zur Erklärung möge folgendes Beispiel dienen: eine Familie besitzt eine Anzahl von Palmnüssen. für welche sie Mandioka, Erdnüsse oder Bananen kaufen muſs. Der Eingeborene, welcher die Nahrungsmittel zum Verkaufe hat, will jedoch nicht die Palmnüsse, sondern verlangt Perlen, Messingstangen oder Pulver, wie es sich gerade trifft. Nun muſs der Besitzer der Palmnüsse erst zu dem Händler von der Karawane gehen um von ihm gegen seine Palmnüsse Perlen, Messingstangen oder Pulver einzutauschen, mit welchen Gegenständen er dann die für seine Familie nötigen Nahrungsmittel erhandeln kann. Manchmal müssen die Erzeugnisse in dieser Weise durch vier oder fünf Hände gehen, ehe der ursprüngliche Eigentümer imstande ist zu kaufen was er braucht. Die Frauen sind es, die vornehmlich den Kleinhandel betreiben und sich deshalb an Markttagen in groſser Anzahl einfinden. Sie thun alle Arbeit, bestellen den Garten, sammeln die wildwachsenden Produkte, sorgen für die zum Unterhalt der Familie nötigen Vorräte und haben zu bestimmen, welches Quantum ihrer kleinen Ernte zu Markte gebracht werden soll. Jedes Dorf besitzt sein eigenes Gartenland sowie seine Palmen und Bananenpflanzung. In dem Garten werden nur Erdnüsse und

Mandioka gezogen und erst nachdem der für den Unterhalt der Dorfbewohner nötige Bedarf gedeckt ist, wird ein Quantum für den Umtausch gegen Zeug, Branntwein, Pulver oder was sie sonst von dem öffentlichen Markt nötig haben, bestimmt. Kautschuk ist gelegentlich in kleinen Mengen auf diesen Märkten zu finden, aber die Produktion ist auf dem Gebiet zwischen Vivi und Stanley Pool sehr gering und nur in den Flufsthälern oder den Sumpfniederungen anzutreffen. Ziegen, Hühner und Eier werden zuweilen auf den öffentlichen Märkten zum Kaufe ausgeboten, jedoch nicht in grofsen Mengen.

Sklaverei und Sklavenhandel.

Meine Schilderung der Art und Weise, in welcher der Tauschhandel von den Eingeborenen betrieben wird, würde nicht vollständig sein, wollte ich dabei nicht des Sklavenhandels erwähnen, der überall im Kongothale im Schwange steht. Es ist unnütz, wenn irgend jemand behaupten will, dafs Sklaverei überhaupt nicht vorkomme. Jeder König oder Häuptling besitzt Sklaven in grofser Zahl, die Sklavenhalterei beschränkt sich indes nicht blofs auf die Machthaber. Allerdings ist es wahr, dafs Sklaven nicht ausgeführt werden, trotzdem existiert der Sklavenhandel und Hunderte und Tausende werden alljährlich auf dem Wege des Tauschhandels ge- und verkauft. Ihr Wert ist ein nur geringer und für kleine Quantitäten Branntwein, Zeug oder Pulver können sie erstanden werden. Streitigkeiten zwischen Häuptlingen werden durch Überweisung von Sklaven ausgeglichen und grofs sind unter diesen Unglücklichen die Opfer an Menschenleben.

In den portugiesischen Besitzungen gilt die Sklaverei als aufgehoben. So wahr dies sein mag, so wahr ist es ebenfalls, dafs ein bedeutender Handel mit Men-

schenfleisch betrieben wird, dafs derselbe jedoch durch die Regierung geregelt und „Kontrakt-Arbeit“ genannt wird. Die Eingeborenen werden seitens der Häuptlinge im Innern des Landes eingefangen und nach gewissen Punkten am Kuansa-Flufs gebracht, woselbst sie an die Händler verkauft werden. Sie werden dann weiter geschafft nach der Küste, woselbst ein Regierungsbeamter das Abschliefsen der Kontrakte überwacht und jeden einzelnen „Arbeiter“ unter einer Nummer einträgt, worauf die ganze Schar eingeschifft und nach den Inseln San Thomas und Principe gebracht und an die Pflanzer abgeliefert wird, deren Agenten eine der kontraktschliefsenden Parteien gewesen. Ich habe Gelegenheit gehabt auf den beiden der genannten Inseln die Arbeiter bei der Arbeit zu sehen und ich mufs gestehen, dafs sie dort weit besser daran sind als sie jemals in ihrem Heimatlande gewesen oder hoffen konnten zu sein. Sie haben hübsche Häuser, gute Nahrung, werden bekleidet und gut behandelt und haben in jeder Woche einen freien Tag. Sie scheinen vollständig zufrieden mit ihrem Los und lassen niemals den Wunsch laut werden, nach dem Lande zurück gebracht zu werden, aus welchem sie kamen.

Handelsverhältnisse.

Nach der Lage der Handelsverhältnisse vermag ich nicht einzusehen wie oder wo es möglich wäre ein einträgliches Geschäft im Innern des Landes zu gründen. Nur selten kommt eine Handelskarawane aus dem fernen Innern nach irgend einem Punkte des Kongo. Gelegentlich stellen sich wohl kleine Karawanen in Boma, Noki und Mpozo ein, indes kommen diese aus dem in unmittelbarer Nähe liegenden Gebiet und nur ausnahmsweise aus dem Innern des

Landes. Während der Zeit meines Aufenthaltes in dem Lande kamen nur zwei Karawanen mit Elfenbein nach dem unteren Flufs und dann war die Zahl der Zähne nur sehr gering. Ich vermag nicht einzusehen, wie der Zug der Karawanen von den Wegen abgelenkt werden kann, welche sie seit Jahren verfolgt haben. Die Route aus dem Innern, längs des Kongo nach der Küste, führt über San Salvador nach Ambrisette, während weiter südlich die Route direkt nach Ambriz, St. Paul de Loanda und Benguela oder nach Punkten längs des Kuansa-Flusses in Angola liegt. Fast der gesamte Handel mit dem Innern bewegt sich südlich vom 6° südl. Br. und wird mit Hilfe von seit Jahren bestehenden Handelsstationen betrieben. Ich wiederhole, was ich in meinem Handelsbericht vom 25. April gesagt: Es besteht nicht, noch hat jemals eine Handelsstation an irgend einem Punkte des Kongo-Flusses oberhalb Noki bestanden, und alle Händler, mit welchen ich gesprochen, versichern, dafs sie für den gröfseren Teil ihres Geschäftsbetriebes auf das stromabwärts gelegene Gebiet angewiesen sind und es für nicht ratsam erachtet haben, Stationen weiter landeinwärts zu errichten. Sie betrachten das unmittelbare Kongothal zwischen Vivi und Stanley Pool keineswegs als ein reiches oder fruchtbares Land, von dem, was jenseits desselben liegt, wissen sie nichts als was Mr. Stanleys Bücher darüber sagen, und diese rühmen die Fruchtbarkeit des Bodens, den Reichtum der Erzeugnisse und das schöne Klima; dies kann sich jedoch nicht auf das Gebiet längs des Kongo westlich vom 17° östlicher Länge beziehen.

Im Laufe des Jahres 1884 wurden für Rechnung der Niederländisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft in Rotterdam mehr als 12000 Tonnen Waren nach und von dem Kongo verschifft, aber kaum ein Bruchteil dieser Waren kam aus oder ging nach dem Innern jenseits der Grenzen der Niederung — eine Entfernung von etwa 160 km. Die hauptsächlichste

Faktorei samt den Warenlagern der niederländischen Gesellschaft befindet sich in Banana und bildet den Annahme- und Verteilungspunkt für die zweiundfünfzig Zweigstationen, welche sämtlich in den Niederungen zwischen 4° 40′ und 13° südl. Br. sowie der Küste und 13° 45′ östl. Lg. gelegen sind. Dies bezieht sich auch auf die Lage der französischen, englischen und portugiesischen Handelsfaktoreien, indem nicht eine einzige derselben jemals östlich vom 13° 45′ errichtet worden ist. Aus den mehrfach veröffentlichten Aufstellungen bezüglich des Wertes und des Tonnengehaltes der Ein- und Ausfuhr nach und von dem Kongo könnte man den natürlichen Schlufs ziehen, dafs diese Waren thatsächlich nach den stromaufwärts gelegenen Gebieten gingen und dafs grofse Mengen wertvoller Produkte aus dem fernen Innern kämen. Dies ist jedoch nicht der Fall; neun Zehnteile des Gesamthandels am Kongo bewegt sich innerhalb der oben angegebenen geographischen Grenzen. Die portugiesischen Kaufleute in Angola sind für ihren Geschäftsbetrieb vornehmlich auf die Niederungen und das Thal des Kuansa angewiesen und beziehen aus den fernen inneren Landesteilen lediglich Elfenbein, welches aber, wie ich dabei bemerken mufs, nur in geringen Mengen anlangt, so dafs es deutlich ersichtlich erscheint wie der nächste, am leichtesten erreichbare und natürliche Ausweg für Elfenbein über Sansibar und durch den Sudan nilabwärts führt.

Verhältnismäfsig sehr wenig Elfenbein kommt nach der Westküste. Mr. Stanley brachte aus der Umgegend der unter 25° östl. Lg. gelegenen Fälle-Station 150 Zähne mit zurück, die Agenten der Association haben jedoch bis zum letzten März, im Zeitraum eines Jahres, blofs achtzig Zähne zu sammeln vermocht, während König Galeama, der in der Nähe von Leopoldville lebende, bedeutendste Elfenbeinhändler unter den Eingeborenen, in der gleichen Zeit weniger als

zweihundert Zähne zusammengebracht hatte. Galeama betreibt seinen Handel ausschliefslich mit Ambriz und hat niemals eine Karawane nach irgend einem Punkt am unteren Laufe des Flusses gesandt.

Zugegeben, dafs das Land oberhalb Stanley Pool reich ist an allem was ein tropisches Klima zu erzeugen imstande ist, möge selbst Gold und Silber vorhanden sein, so bezweifle ich doch, ob irgend etwas die Kosten für den Transport aufser Landes lohnen werde. Landstrafsen sind nicht vorhanden, Ochsen, Maultiere oder Pferde vermögen in dem Lande nicht zu leben und meiner Ansicht nach ist der Vorschlag, eine Eisenbahn von Vivi nach Leopoldville zu bauen, den Bedürfnissen sowie den Fähigkeiten des Landes weit voraus. Es giebt kein brauchbares Bauholz und keine Steine, das Land ist ein ungeheures Gebiet von Sand und Lehmhügeln; alles mufs aus Europa herbeigeschafft werden und die Kosten des Baues würden sich auf das Zehnfache des Betrages stellen, welchen man jetzt dem Publikum nennt. Vermessungen sind bis jetzt nicht angestellt worden und es ist nicht möglich hinsichtlich der Kosten zu einem richtigen Schlufs zu kommen. Kohlen werden nach Vivi nicht für einen geringeren Preis als 25 Dollars per Tonne geliefert und die durch das Klima verursachte Verschlechterung derselben würde die Kosten um wenigstens weitere 50 Procent erhöhen. Aufserdem mufs für eine bedeutende Dampferflotte sowohl auf dem oberen wie dem unteren Strome Sorge getragen, und ebenso müssen die Frachtgüter zu verschiedenen Malen umgeladen werden, ich vermag somit nicht zu erkennen wie der Transport lohnend gemacht werden könnte. Die Beförderung von Gütern durch Eingeborene-Karawanen würde sich weit billiger stellen und zwar stützt sich meine Behauptung auf eine zwölfjährige geschäftliche Erfahrung im Warentransport nach, von und in tropischen Ländern.

Bodengestaltung, Wälder.

Das Land ist hügelig, fast bergig, jedoch ohne Stein- oder Felsmassen, ausgenommen im Bett des grofsen Stromes. An verschiedenen Stellen bestehen die einigermafsen steil abfallenden Ufer aus bröcklichem Schiefer, auf allen meinen Reisen aber traf ich, und zwar im Bundi-Thale in der Nähe des Flusses, nur einen kleinen Berg, welcher die Sandstein- und Granit-Formation zeigt. Längs der Kongoufer bemerkt man nur hier und da einige wenige Bäume von irgendwie bedeutenderem Umfang. Mit einer Ausnahme giebt es zwischen Ponta da Lenha und Stanley Pool kein dichtbewaldetes Gebiet, ich meine damit den Masamba-Wald, welcher, obwohl gering an Ausdehnung, einige schöne Exemplare hochwachsender Hartholzbäume enthält. In dem Thale des Luvu und des Inkissi befinden sich dicht am Flufsufer einige Bäume, meist aber weiches Holz. Auch längs des Pool trifft man an einzelnen wenigen Stellen kleine Wälder, welche indes in Bezug auf Bauholz eine kaum nennenswerte Ausbeute bieten. Hier und da, meist in nächster Nähe von Dörfern giebt es fruchtbare Erdflecken, auch die Flufsthäler sind fruchtbar aber nicht angebaut. Wo man Versuche gemacht hat den Boden zu bebauen, erscheint unfehlbar der Elephant oder das Flufspferd, um alles was Vegetation heifst zu verschlingen oder unter seine Füfse zu treten.

Tierwelt.

Die Tierwelt ist nur spärlich vertreten in dem Lande. Pferde sowie Rindvieh sind unbekannt und nur drei Maultiere, das Eigentum des Obersten Sir Francis de Winton befinden sich zur Zeit im Kongothale am Leben. Das Futter für diese Maultiere wird aus Europa gebracht.

Elephanten kommen im Banza-Mantaka-Thale, gelegentlich auch in dem Luvu- und Kuilu-Thale vor. Sie sind keineswegs zahlreich an dem westlichen Abhange des äquatorialen Afrikas und nur in den fruchtbaren Flufsthälern zu finden. An den Ufern des Kongos trifft man sie nur selten und dann nur nachdem der hügelige, unfruchtbare Landstrich passiert ist.

Oberhalb Stanley Pool werden sie zahlreicher, in grofsen Herden schweifen sie umher, ohne indes fast jemals von den Eingeborenen gestört oder gejagt zu werden; die geringe Menge Elfenbein, welche ihren Weg nach der Küste des Atlantischen Ozeans findet, kommt weit aus dem Innern des Landes. Die Araber besitzen ein Monopol für den Handel mit Elfenbein und dieses im Verein mit ihrem ruchlosen Sklavenschacher macht ihr Geschäft zu einem sehr einträglichen.

Klima.

Das Klima des Kongolandes, vornehmlich des Gebietes unterhalb Stanley Pool, ist schlecht und nur wenige Weifse sind imstande für einen längeren Zeitraum in demselben zu verweilen, ohne sich eine oder mehrere der vorherrschenden schrecklichen Krankheiten zuzuziehen. Ein Gallen- oder perniciöses Fieber ist am meisten zu fürchten und sein Ausgang in den meisten Fällen verhängnisvoll. Es tritt ganz plötzlich auf, um, wenn ihm nicht sofort Einhalt gethan wird, den Charakter des gelben Fiebers anzunehmen, worauf nach Verlauf von zwei oder drei Tagen, oftmals auch nur wenigen Stunden, der Tod eintritt. Die Sterblichkeit unter den Weifsen, welche in den Dienst der Internationalen Association getreten, ist entsetzlich; in keinem anderen Lande habe ich Ähnliches kennen gelernt. Der Fremde kann mit Sicherheit darauf rechnen, bald nach seiner Ankunft in dem Lande von Dysenterie

oder Fieber befallen zu werden; diesem Schicksale entgeht keiner! Diese beiden letztgenannten Krankheiten weichen rasch ärztlicher Behandlung oder lassen sich durch einen sofortigen Klimawechsel, dadurch, dafs man den Kranken nach der Küste oder in die kühle Gegend von Unter-Angola schickt, beseitigen, das perniciöse Fieber jedoch nimmt gewöhnlich einen verhängnisvollen Ausgang. Man sagt das Klima sei in der Nähe von Stanley Pool besser als in den weiter stromabwärts gelegenen Landstrecken, meiner Erfahrung nach ist indes der Unterschied sehr gering. Ich fand viel Krankheit in Stanley Pool, wie es denn thatsächlich eine Ausnahme war, irgendwo einen Weifsen bei guter Gesundheit zu treffen. In Stanley Pool lag mir die traurige Pflicht ob, Major Burns zu bestatten, einen prächtigen, jungen, englischen Offizier, der mich von Manyanga aus begleitet hatte und dessen Krankheit nur wenige Stunden währte. Die Totenliste der Weifsen längs meiner Marschroute war entsetzlich, die Internationale Association zählt heute in Afrika nicht fünfzig rüstige Weifse und nur hundertundzwanzig alles in allem. Während eines Zeitraumes von sechs Jahren hat der Präsident der Internationalen Association mit etwa sechshundert Weifsen einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen sie sich zu einer dreijährigen Dienstzeit in Afrika verpflichten. Bis jetzt aber sind blofs fünf von dieser ganzen grofsen Zahl imstande gewesen ihre volle Vertragszeit auszuhalten. Nur zwei Amerikaner sind jemals von der Association angestellt worden; der eine kehrte im Laufe des verflossenen Jahres krank nach den Vereinigten Staaten zurück und beging, an den Folgen des Fiebers leidend, Selbstmord; den anderen verliefs ich, bei meiner Reise stromabwärts, gefährlich krank in Isangila.

Die Hitze ist durchaus nicht so grofs wie unter den gleichen Breitegraden in Süd-Amerika, mit Ausnahme der Küste, wo das Thermometer zwischen 26,6 und 40,5 C. im

Schatten zeigt, während es in Stanley Pool selten über 29,4 im Schatten steigt. Eine kühle Brise weht in der zweiten Hälfte des Tages über das Thal hin und erreicht Vivi etwa um fünf Uhr, aber so erfrischend dieselbe auch im Augenblick ist, so bleibt doch kein Zweifel, dafs sie auf ihren Schwingen die giftige Malaria aus den Niederungen mit sich führt und deren tötliche Wirkung verbreitet soweit sie selber weht.

Regierungsform und Einkünfte.

Es besteht keine Regierung irgend welcher Art in dem Kongothale. Wenn auch ein König oder ein Häuptling über seinen eigenen Stamm herrschen und mit unumschränkter Machtvollkommenheit über Leben und Eigentum seiner Unterthanen walten mag, so kann man dies doch kaum als Regierung bezeichnen. Makoko und andere grofse Könige nehmen die unumschränkte Herrschaft über viele Stämme in Anspruch, dieselbe besteht jedoch thatsächlich nicht. Dies ist bewiesen gelegentlich der wiederholten Versuche jener „grofsen Könige“, Gebietsstrecken, die anderen als ihren eigenen Stämmen gehören, zu verkaufen, welche Verträge ausnahmslos wieder rückgängig gemacht wurden, oder deren Inkrafttreten man überhaupt nicht gestattete. Ein zwischen einem Weifsen und einem der Könige getroffenes Abkommen bietet auch sonstwie keine Sicherheit. Es kann einer heute durch Vertrag Land oder auch besondere Vorrechte erwerben und morgen kann ein anderer für zwei oder drei Flaschen Branntwein dasselbe Stück Land und die nämlichen Vorrechte von demselben Könige erkaufen, der die Abmachungen mit dem ersten Käufer getroffen. Die Könige und die Fetischpriester erlassen Gesetze und Vorschriften der grausamsten Art und Menschenopfer kommen im Kongothale eben so häufig vor wie in den

Königreichen Dahome und Asante. Gesetze zum Schutze des Einzelnen sind nicht vorhanden, und selbst wenn sie vorhanden wären, so fehlt die Macht sie zur Ausführung zu bringen. Ich wiederhole es: es giebt keine Regierung im Kongothale. Die Internationale Association, welche während der letzten sechs Jahre damit beschäftigt gewesen, die ungeheuren Gebiete des Kongo zu erforschen und welcher kürzlich von der Berliner Konferenz ein Flächenraum von 1,769,900 □ km zugewiesen worden ist, hat versucht, eine Regierung einzusetzen, bekannt unter dem Namen Kongofreistaat. Es ist wahr, man hat am unteren wie am oberen Lauf des Flusses Stationen errichtet, aber sie werden von den Eingeborenen nur geduldet. Kein Eingeborener läfst sich bewegen, als Soldat bei den Freistaaten einzutreten, und ebenso wenig als Arbeiter oder als Träger bei den Karawanen. Sie wollen sich mit der Bebauung des Bodens nicht befassen, aufser so weit es für ihren eigenen Unterhalt notwendig; kurz sie wollen nichts thun. Diese Eingeborenen sind eine träge, falsche, wilde und grausame Rasse und die Internationale Association hat bereits erfahren wie schwierig es ist, sie im Zaume zu halten. Bis zum verflossenen Januar hatte die englische Regierung die Anwerbung von Lagos-Männern und Haussas als Soldaten und Wachmannschaften der Association gestattet, diese Erlaubnis ist aber jetzt zurückgezogen worden und so werden die Leute alsbald nach Ablauf ihrer Vertragszeit nach ihrer Heimat zurückbefördert. Hierzu kommt, dafs, nachdem die letzte Abteilung im April abgerückt ist, keine Sansibarer mehr zu bekommen sind, und so sieht sich die Association ohne Schutz und verhältnismäfsig ohne Arbeitskräfte. Die Frage: woher Soldaten und Arbeiter beschaffen, ist gegenwärtig eine ernste, denn für Europäer ist es unmöglich im Lande zu leben und die nötige Arbeit zu verrichten.

Das einzige Einkommen des Kongofreistaates besteht

jetzt in 40,000 £ per Jahr, dem Zuschusse des Königs der Belgier, nachdem Se. Majestät während der letzten fünf oder sechs Jahre 100,000 £ jährlich gegeben. Einkünfte aus Ländereien oder der Schifffahrt, aus Zöllen oder von den Handelsniederlassungen in Banana sind nicht vorhanden und sollte König Leopold seine Bewilligung zurückziehen, so ist nicht abzusehen, wo die zur Unterhaltung des noch im Kindesalter stehenden Freistaates notwendigen Gelder herkommen sollen, indes hoffe ich aufrichtig, dafs die Erwartungen derer, welche mit dem Werden eines grofsen Freistaates im Äquatorialen Afrika identisch sind, sich erfüllen mögen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich bin der einzige Bevollmächtigte, welcher jemals im Auftrage einer Regierung das Kongothal besucht hat und ich bin mir wohl bewufst, dafs mein Bericht einigermafsen abweicht von den Mitteilungen über jenes Land, welche von Zeit zu Zeit im Druck erschienen sind, aber ich bin mir auch bewufst, meine Pflicht gethan zu haben in genauer Übereinstimmung mit den mir seitens der Behörde erteilten Weisungen.

Nochmals gebe ich meinem Bedauern Ausdruck, dafs es mir nicht möglich gewesen, bis zu den äufsersten Grenzen des inneren Freistaates vorzudringen. Es waren jedoch keinerlei Beförderungsmittel auf dem oberen Strome vorhanden und mit einer Karawane weiterzugehen war vollkommen unmöglich. Die Association besitzt oberhalb Stanley Pool nur zwei kleine Dampfer, den „Royal“ und den „A. I. A.“; beide waren auf einer Fahrt nach dem Innern begriffen und es war nicht abzusehen, wann sie zurückkehren würden.

Man wird fragen: „Warum hat man diesen Stand der Dinge am Kongo nicht früher an die Öffentlichkeit gebracht?“ Meine Antwort besteht darin, dafs ich mir erlaube Ihre Aufmerksamkeit auf die beifolgende Abschrift zu lenken; sie enthält

eine Übersetzung des Vertrags, welchen jeder in den Dienst der Internationalen Association Eintretende vor seiner Abreise von Europa eingehen mufs. Ganz besonders möchte ich Sie ersuchen Ihre Aufmerksamkeit Artikel V. und Artikel XII. zu schenken.

Ebenso füge ich die Abschrift zweier Briefe, welche ich die Ehre hatte an Contreadmiral Earl English U. St. N. zu richten, zur gef. Einsichtnahme bei.

Aus meinem Berichte wird ersichtlich: 1, dafs aller bis jetzt mit Inner-Afrika geführte Handel sich nördlich und südlich vom Kongo bewegt; 2, die Transportkosten dem Handel zwischen Stanley Pool und der Küste ohne Eisenbahn hinderlich sind; 3, der geschäftliche Verkehr nicht genügend ist für die Unterhaltung einer Eisenbahn; 4, die Eingeborenen nur wenig Bedürfnisse haben und so der Handel nur in beschränktestem Mafse möglich ist, und 5, dafs in keinem Teil der Niederungen oder Küste des äquatorialen Afrika es für Amerikaner oder Europäer (mit Ausnahme vielleicht der Portugiesen) möglich ist, länger als für die Dauer von einem oder zwei Jahren zu verweilen.

Sr. Majestät dem König der Belgier, dem Obersten Strauch, Präsident der Internationalen Association, sowie Mr. Henry M. Stanley bin ich für alle mir bewiesene Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit zu grofsem Dank verpflichtet; aufrichtigsten Dank schulde ich dem Obersten Francis de Winton, Generalgouverneur des Kongofreistaates, Dr. Rolph T. Leslie meinem Begleiter während vieler Tage, Mr. Jung und Mr. de la Fontaine von der Niederländisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft, sowie auch vielen anderen dem Beamtenkreis der Association angehörenden Herrn, von welchen allen mir die gröfste Freundlichkeit zuteil wurde.

Ich habe die Ehre zu sein hochachtungsvoll

Ihr ergebener Diener
W. P. Tisdel.

Vertragsurkunde.

Zwischen M. Strauch als dem Vertreter der Internationalen Association des Kongo einer- und Herrn — andrerseits ist folgendes Übereinkommen getroffen worden:

Artikel I. Der Zweitgenannte verpflichtet sich hiermit zum Dienste bei der Internationalen Association des Kongo für die Dauer von drei Jahren vom — an.

Sollte der Chef der Expedition nach Ablauf eines Jahres zu der Erkenntnis kommen, dafs Herr — weder die für einen Afrikareisenden erforderliche körperliche Beschaffenheit, noch die notwendigen besonderen Fähigkeiten besitzt, so steht ihm das Recht zu, vorliegenden Vertrag zu lösen.

Artikel II. Der Zweitgenannte verpflichtet sich hiermit, in allem was den Dienst betrifft, zu unbedingtem Gehorsam gegen die Vorgesetzten, unter deren Befehl er gestellt werden mag. Er verspricht, ihnen unter allen Umständen thätige und eifrige Mitarbeiterschaft zu leisten, und die Weisungen, welche er von ihnen empfangen mag, treulich zur Ausführung zu bringen.

Artikel III. Der Chef der Expedition hat das Recht im Falle ernster Insubordination oder gewohnheitsmäfsiger schlechter Führung vorliegenden Vertrag für nichtig zu erklären.

Artikel IV. Herr — tritt in der besonderen Eigenschaft als — in den Dienst der Internationalen Association des Kongo.

Er anerkennt indes das Recht der Association, sowie derjenigen Vorgesetzten, unter deren unmittelbaren Befehl er gestellt werden mag, ihn auch zu irgendwelchen anderen, seinen Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechenden Aufgaben zu verwenden.

Artikel V. Herr — verpflichtet sich ausdrücklich, niemand, wem es auch sei, irgendwelche wissenschaftliche oder handelsbezügliche Auskunft hinsichtlich der erforschten Länder zu erteilen; mündliche oder schriftliche Mitteilungen über seine Mission oder diejenige anderer Mitglieder zu machen, oder die Pläne der Association, deren Forschungen samt den erreichten oder zu erwartenden Resultaten u. s. w. bekannt zu geben. Mit einem Wort, er verpflichtet sich Personen, mit welchen er in Verbindung steht, oder mit welchen er noch in Verbindung treten kann, lediglich solche Mitteilungen zu machen, welche sie persönlich und ausschliefslich angehen. Herr — verpflichtet sich zu strenger Beobachtung dieses Artikels nicht blofs für die Dauer des vorliegenden Vertrages, sondern für den Zeitraum von weiteren fünf Jahren von dem Tage der Lösung dieses Vertrages an gerechnet, gleichviel aus welchem Grunde dieselbe erfolgen mag.

Jedwede Verletzung dieses Artikels läfst Herrn — von Rechtswegen in eine Strafe von zwanzigtausend Francs verfallen, ohne Beeinträchtigung aller sonstigen Entschädigungsforderungen.

Erfolgt die Verletzung dieses Artikels während der Dauer dieses Vertrags, so steht aufserdem der Association das Recht zu, denselben aufzuheben.

Für den Fall, dafs Herr — während der Dauer dieses Vertrages oder vor Ablauf eines Zeitraumes von zehn Jahren sterben sollte, wird hiermit ausdrücklich festgesetzt, dafs die

Bestimmungen dieses Artikels von seinen Erben oder Vertretern bis zum Ablauf der zehn Jahre in gleicher Weise beobachtet werden müssen, wie von Herrn — selbst, und zwar bei Gefahr derselben Strafe von zwanzigtausend Francs.

Artikel VI. Etwaige Sammlungen, welche Herr — während der Dauer seiner Dienstzeit anlegen mag, sind Eigentum der Association.

Artikel VII. Die Association gewährt Herrn — für seine Dienste ein jährliches Gehalt von —.

Dieses Gehalt kann auf Empfehlung des Chefs der Expedition durch den Präsidenten der Association erhöht werden, je nach der Natur der Verwendung, welche Herr — später findet.

Das Gehalt des Herrn — wird nach zwölf Raten eingeteilt und ausbezahlt. Dabei gilt indes jede Rate erst drei Monate nach Ablauf des Zeitraums, welchem sie angehört, als wirklich fällig und einforderbar, dergestalt, dafs die erste Rate am — zahlbar wird, jede folgende je einen Monat später.

Das Gehalt des Herrn — wird vom — an gerechnet und läuft fort bis zu und nach dem fünf und vierzigsten Tage seiner Einschiffung nach Europa, unter der Bedingung jedoch, dafs seine Rückreise veranlafst wird durch einen der drei unten angeführten Gründe zur Lösung des vorliegenden Vertrags, nämlich:

1. Ablauf der Dienstzeit.

2. Krankheit, wenn diese verursacht ist durch den Einflufs des Klimas oder die Anstrengungen des Dienstes bei der Expedition und derart ist, dafs für den Betreffenden ein längerer Aufenthalt in Afrika unmöglich erscheint. Die Krankheit mufs bestätigt sein durch das Zeugnis eines Arztes der Expedition, oder eines von dem Vorgesetzten des betreffenden Beamten ernannten Arztes, oder des Chefs selbst, im Falle kein Arzt vorhanden sein sollte.

3. Lösung des vorliegenden Vertrages durch Anwendung der im zweiten Paragraphen von Artikel I. angeführten Bedingungen.

Artikel VIII. Sollte Herr — die Expedition freiwillig verlassen, so ist er verpflichtet die Summe von fünftausend Francs als Entschädigung an die Association zu zahlen und zwar ohne Beeinträchtigung aller anderen Entschädigungsforderungen, welche unter irgend einem Titel geltend gemacht werden mögen.

Artikel IX. Sollte Herr — den Dienst der Association aus irgend einem anderen als einem der drei in Artikel VII. angeführten Gründe verlassen, vornehmlich bei Eintritt des in dem vorstehenden Artikel erwähnten Falles oder der Lösung des Vertrags aus den in Artikel III. und V. angegebenen Ursachen, so hört er mit dem Tage seines Austrittes aus dem Dienste der Association auf, irgend welchen Anspruch auf Gehalt zu haben und geht aufserdem aller Anrechte auf die Hälfte der Summe verlustig, welche ihm während der Dauer seiner Dienstzeit als Gehalt zugesichert war und welche, auf Grund der in nachfolgendem Artikel X. genannten Bedingungen, bei der Sparkasse angelegt worden ist; dies alles ohne Beeinträchtigung der Entschädigungsforderungen, welche die Association entweder kraft der in dem vorliegenden Vertrag genannten Bedingungen oder auf dem Wege des Gesetzes geltend zu machen das Recht hat.

Indes werden die bei der Sparkasse angelegten Summen, welche kraft dieses Artikels in den Besitz der Association übergehen, von der in Artikel V. festgesetzten Strafsumme von zwanzigtausend Francs, sowie desgleichen von der in Artikel V. festgesetzten Strafsumme von fünftausend Francs in Abzug gebracht und zwar in jedem Falle, in welchem diese Strafbedingungen in Anwendung kommen.

Artikel X. Das Gehalt des Herrn — wird in den durch

Artikel VII. bestimmten Raten ausbezahlt und zwar in folgender Weise:

Die erste Hälfte wird von dem Schatzmeister der Association, in seinem Bureau rue Brederode Nr. 7, zu Händen des von Herrn — zu diesem Zwecke eigens erwählten Bevollmächtigten ausgezahlt. Die zweite Hälfte wird bei der Sparkasse angelegt als Sicherheit für die Erfüllung der Verpflichtungen, welche Herr — durch Eingehen des vorliegenden Vertrags freiwillig übernommen hat.

Die Deponierung des Geldes erfolgt im Namen des eben genannten Schatzmeisters, welcher den vorliegenden Vertrag unterzeichnet hat und welcher sich verpflichtet, den Betrag der eingezahlten Summen, samt den fälligen Zinsen, an Herrn — oder seine Vertreter zu überweisen, gegen Vorzeigung eines von dem Präsidenten der Association ausgestellten Zeugnisses, welches bestätigt, dafs Herr — seinen Verpflichtungen gegen die Association gerecht geworden ist.

Artikel XI. Die Association trägt folgende Ausgaben:

1. Die Kosten eines Billets — Klasse für die Hinreise des Herrn —.

2. Wohnung und Unterhalt für Herrn — während seines Aufenthaltes in Afrika, unter den den Umständen angemessenen Bedingungen.

3. Die Kosten eines Billets — Klasse für die Rückreise, indes nur unter der Bedingung, dafs die Rückreise durch eine der drei in Artikel VII. genannten Ursachen gerechtfertigt erscheint.

Alle Kosten der Reise mit Ausnahme derjenigen für das Billet, werden von Herrn — getragen, doch gewährt ihm die Association die Summe von — für seine persönlichen Ausgaben während der Dauer der Hinreise. Im Falle die Rückreise gleichfalls auf Kosten der Association erfolgt, wie dieses in dem obenangeführten Paragraph 3 erwähnt ist, wird Herrn — die gleiche Vergünstigung gewährt.

Artikel XII. Sollte Herr — den Dienst der Internationalen Association des Kongo verlassen, so verpflichtet er sich, nicht in den Dienst einer im tropischen Afrika thätigen Gesellschaft, einer Genossenschaft oder Privatperson zu treten, ohne vorher die schriftliche Genehmigung dazu von der Association erhalten zu haben.

Dieses Verbot beschränkt sich auf einen Zeitraum von drei Jahren von dem Tage an gerechnet, an welchem Herr — den Dienst der Association verläfst.

Jedwede Verletzung dieses Artikels zieht von Rechtswegen eine Strafe von zwanzigtausend Francs nach sich, ohne Beeinträchtigung irgend welcher anderen Entschädigungsforderungen.

Artikel XIII. Die Zwecke der Association sind vollständig uneigennützige. Die Unternehmer dieses Werkes, gezwungen ihre Aufwendungen den vorhandenen Mitteln anzupassen, haben den Beschlufs gefafst, nur solche Verpflichtungen einzugehen, deren Dauer sowie deren Tragweite sie im voraus zu berechnen vermögen.

Die Aufmerksamkeit des Herrn — wird ausdrücklich auf diese Entscheidung gelenkt. Er erkennt an, dafs die Verpflichtungen der Association gegen ihn oder seine Vertreter streng begrenzt sind durch die Bedingungen des vorliegenden Vertrags und dafs in keinem Falle, weder ihm noch seinen Vertretern das Recht zusteht, auf Grund von Krankheit oder eines Unfalles, welcher den Tod oder Arbeitsunfähigkeit verursacht, eine Entschädigung oder Vergütung irgend welcher Art zu fordern.

Brüssel, Belgien — 188

(Abschrift.)

Vivi, Kongo, 31. Januar 1885.

An den Contreadmiral

EARL ENGLISH U. St. N.

Flaggschiff „Lancaster".

Banana.

Sir.

Ich habe die Ehre Ihnen mitzuteilen, dafs ich meine Reise nach Stanley Pool morgen antreten werde und nachdem ich sowohl von dem Staatsministerium, wie auch von dem Marineministerium eine Abschrift der Ihnen erteilten Instruktionen erhalten, bitte ich mir, unter Bezugnahme auf dieselben, folgende Bemerkungen gestatten zu wollen.

Was den Teil Ihrer Instruktion angeht, in welchem Sie angewiesen werden, Verbindung mit mir zu unterhalten, so vermag ich nicht zu erkennen, wie es möglich sein soll, dies zu thun, ehe ich nicht von meiner Reise nach dem Innern zurückgekehrt bin und Ihnen meinen Besuch an Bord des Flaggschiffes abstatten kann, um Ihnen alle und jede Auskunft zu geben, welche mir selbst zu Teil geworden sein mag.

Was die Abkommandierung eines oder mehrerer Offiziere nach Stanley Pool betrifft, so bitte ich vor Bildung

eines solchen Kommandos sich erst mit dem Obersten Sir Francis de Winton ins Einvernehmen setzen zu wollen, da er allein imstande ist, die notwendigen Vorbereitungen anzuordnen, sowie wichtige Mitteilungen und Vorschläge zu machen hinsichtlich der Art und Weise, in welcher das Kommando vorgehen sollte. Dasselbe müfste eine Karawane begleiten und mit allen nötigen Vorräten, Zelten, Kochgerätschaften u. s. w. versehen sein, aber unter keinen Umständen sollte es einem Matrosen oder Seesoldaten gestattet werden, sich demselben anzuschliefsen. Für jeden Weifsen sind von sechs bis zu zwölf Träger erforderlich, jeder Träger indes bedeutet für die Internationale Association den Verlust einer überaus nötigen Arbeitskraft und belastet die Kasse der Association. Den wissenschaftlichen Standpunkt ausgenommen, vermag ich nicht einzusehen, was durch die Absendung eines oder mehrerer Offiziere nach dem Innern gewonnen werden kann; soll die Abordnung des Kommandos aber zu wissenschaftlichen Zwecken erfolgen, so vermag dasselbe nichts zu erreichen ohne eine besondere, starke Karawane, welche auf Kosten der Regierung der Vereinigten Staaten ausgerüstet werden und unter der Leitung des Obersten de Winton stehen müfste. Meiner Meinung nach würde eine solche Karawane wenigstens vier Monate gebrauchen um den Marsch bis zum Pool und zurück zu bewerkstelligen.

Vorausgesetzt, dafs Ihre Weisungen es nicht gebieterisch fordern, würde ich empfehlen, dafs die beabsichtigte Expedition nach dem Pool aufgegeben werde und dafs Sie Ihre Operationen auf das Thal des unteren Kongo beschränken.

Sobald Ihre Ankunft in Banana gemeldet ist, wird Oberst de Winton sich in Person an die Küste begeben, um Sie zu begrüfsen und bitte ich, sich mit ihm über den Salut der Flagge der Association verständigen zu wollen. Da die Vereinigten Staaten die ersten waren, welche die Flagge

der Association als die Flagge einer befreundeten Macht anerkannten, so sollten wir ihr auch zuerst den Salut geben, wie uns denn diese Ehre auch bisjetzt vorbehalten geblieben ist.

Oberst de Winton wird eine besondere Einladung zum Besuche von Vivi an Sie ergehen lassen und hege ich die aufrichtige Hoffnung, dass Sie die erste sich bietende Gelegenheit ergreifen werden, um hierher zu kommen. Ebenso werden die Offiziere Ihres Kommandos auf den verschiedenen Stationen freundliche Aufnahme finden und hat Oberst de Winton die diesbezüglichen Weisungen bereits erteilt.

Sollten Sie die Absicht haben, den „Kearsage“ flufsaufwärts zu schicken, so rate ich dringend, dafs der Navigationsoffizier des Schiffes zuvor den ganzen unteren Flufslauf befahre, ehe man das Fahrzeug über Banana hinaus gehen läfst. Die Vermessungen und Lotungen des unteren Flusses sind schlecht, die Bänke wechseln beständig, verborgene Felsen sind zahlreich, die Strömung ist sehr heftig und gefährliche Wirbel müssen passiert werden, aber die Wassermenge ist bedeutend genug, um das gröfste Schiff bis nach Boma und ohne Zweifel noch weiter gelangen zu lassen. Ein portugiesisches Kriegsschiff ist kürzlich den Flufs hinauf bis zu einem Punkte in der Nähe des etwa 20 Km. von Vivi entfernten Kala-Kala gefahren und hat an vielen Stellen eine Tiefe von 150 Faden und mehr gefunden.

Es ist meine Absicht, die Küste in der Zeit zwischen den 20. März und 20. April wieder zu erreichen, da ich mit einer besonderen Karawane reise, so hoffe und erwarte ich rasch vorwärts zu kommen.

Ich habe die Ehre zu sein

hochachtungsvoll
Ihr ergebener Diener
W. P. Tisdel.

(Abschrift.)

Banana, Kongo, 20. März 1885.

An den Contreadmiral

EARL ENGLISH U. St. N.

Flaggschiff „Lancaster".

Sir.

Ich habe die Ehre meine hier am 19. d. M. erfolgte Ankunft zu melden und da ich meinen Auftrag, den mir vom Staatsministerium erteilten Weisungen gemäfs, zu Ende geführt habe, so werde ich mit der ersten sich bietenden Gelegenheit meine Reise nach Europa antreten.

Ich bedaure sehr, nicht imstande zu sein, vor meiner Abreise persönlich mit Ihnen verkehren und Ihnen mündlich einen ausführlichen Bericht über meine Reise nach dem Innern des Landes geben zu können.

Hinsichtlich Ihrer Befehle, das Kreuzen der Schiffe „Lancaster" und „Kearsage" betreffend, so halte ich es für gerechtfertigt, wenn Sie sofort nach Europa zurückkehren, und ich empfehle Ihnen ernstlich an, dies zu thun. Wie ich Ihre Befehle verstehe, lag es in der Absicht der Regierung der Vereinigten Staaten, dafs ein aus mehreren Offizieren bestehendes Kommando nach Stanley Pool geschickt werde, um dort mit mir zu verkehren und dafs die Schiffe bis zur Zeit meiner Rückkehr nach der Küste auf der Höhe des

Kongo kreuzen sollten. Es wurde Ihnen auch die Weisung zu teil, Ihre Abreise nicht ungebührlich zu übereilen, zu gleicher Zeit aber wurden Sie ermahnt, geziemende Rücksicht auf die Gesundheit Ihrer Offiziere und Mannschaften zu nehmen.

Ich empfehle Ihnen baldige Abreise an: Erstens; weil es, vom gesundheitlichen Standpunkte aus betrachtet, unbedingt gefährlich erscheint, noch länger hier zu bleiben, indem das Klima gerade zu dieser Jahreszeit besonders schlecht ist. Zweitens; nachdem ich meine Mission zu Ende gebracht, ist der Zweck Ihres Kommens nicht länger ausführbar. Drittens; da die Kongofrage, ihrer Hauptsache nach, erledigt worden ist, so erscheint ein Kriegsschiff (insbesondere ein amerikanisches Kriegsschiff) hier nicht weiter vonnöten.

Ich mufs der Internationalen Afrikanischen Association lebhafte Anerkennung zollen für die Aufgabe, welche sie vollbracht hat in der Gründung und Unterhaltung einer Reihe von Stationen von der Küste bis zum fernen Innern Afrikas. Diese Stationen können gerade so lange dauern, wie das Geld, mit welchem sie unterhalten werden, reicht, und nicht länger. Der gerühmte Reichtum im Innern des Landes, beruht meiner Ansicht nach vielfach auf Übertreibung und selbst wenn man zugiebt, dafs die glänzenden Berichte über die Trefflichkeit des Klimas, die Fruchtbarkeit des Bodens, den Reichtum an Mineralien und die unerschöpflichen Vorräte an Elfenbein wahr seien, so würde es trotzdem nicht wünschenwert oder nutzbringend für den Weifsen erscheinen, in diesem Lande sich eine Heimat gründen oder ein geschäftliches Unternehmen ins Leben rufen zu wollen.

Auf der Strecke zwischen Vivi und Stanley Pool bemerkte ich allenthalben unter den Beamten der Association: Elend, Mangel, Krankheit und Tod. Das Land bringt nicht genügende Nahrung für den Weifsen

hervor und kann sie nicht hervorbringen, kaum dafs es genug trägt für die Eingeborenen.

Die Niederungen längs der Küste sind auf eine Entfernung von 96 km landeinwärts reiches Land, und die hier gegründeten Handelsniederlassungen haben einen mäfsigen Erfolg gehabt. Jetzt aber ist das Geschäft übersetzt und ich fürchte, dafs die Aufregung, welche die der Berliner Konferenz vorgelegten Berichte verursachten, viele Leiden im Gefolge haben werden für Seinwollende-Händler und Missionäre, welche sich auf ein Land und in ein Klima stürzen, für welches sie sich durchaus nicht eignen und von welchem nichts Gutes zu erwarten steht.

Was den Erwerb von Land in den flufsabwärts gelegenen Gegenden seitens der Regierung der Vereinigten Staaten angeht, so erlaube ich mir zu bemerken, dafs alle geeigneten Punkte an der Küste sich in den Händen langbestehender Häuser befinden und nur gegen Erlegung hoher Summen zu erwerben wären. Unter den obwaltenden Umständen kann ich es nicht für ratsam oder wünschenswert erachten, dafs die Vereinigten Staaten in den Besitz von Land gelangen.

Wenn Amerikaner Geld zu Handelszwecken hier anzulegen wünschen, so können sie Ansiedlungen erwerben, wie andere dies auch gethan haben; dagegen wäre ein Versuch der Vereinigten Staaten hier Kohlenstationen anlegen zu wollen, vollkommen unpraktisch. Kohlen sowie sonstige Vorräte können von der Niederländisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft zu Preisen erworben werden, die sich um 25 bis 50 Proc. niedriger stellen als die; für welche irgend eine Regierung sie hier zu lagern vermöchte.

Ich habe die Ehre zu sein hochachtungsvoll

Ihr ergebener Diener

W. P. Tisdel.

Herr Stanley

und das

Kongo-Unternehmen.

Herr Stanley

und das

Kongo-Unternehmen.

Eine Entgegnung

von

Dr. Pechuël-Loesche.

Leipzig,
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger.
1885.

Herr Stanley hat in sein neuestes Buch über den Kongo auch eine Anzahl offener und versteckter Angriffe gegen mich, seinen einstigen Vertreter am Kongo, eingestreut. Besser wäre es gewesen, nicht aufzurühren, was sich vor drei Jahren begeben hat: dem Buche gereicht es nicht zur Zierde, dem berühmten Autor nicht zur Ehre. Es ist sogar ein für ihn gefährliches Beginnen: denn er mußte doch erwarten, daß ich solchen Angriffen gegenüber die in Brüssel mir auferlegte Verpflichtung, zu schweigen, nicht mehr voll anerkennen konnte.

Herr Stanley vermag jedoch die Regungen seiner Eigenliebe nicht zu zügeln; ihr unterliegt bei besonders starken Anwandlungen selbst seine große Vorsicht. Er ist ein vielwagender Mann, der auf sein Prestige vertraut und die Macht der Reklame zu würdigen weiß. Zur besseren Selbstverherrlichung, von deren dominirendem Einfluß doch jede Seite seines Buches zeugt, und sicherlich auch zur hohen Befriedigung der Association versucht er es daher, auch meine Thätigkeit am Kongo als eine zweifelhafte, meine Leitung des vielgenannten Unternehmens als eine verderbliche darzustellen.

Hierdurch zwingt der berühmte Mann mich zur Nothwehr.

Die vollständige Grundlosigkeit und der tendenziöse Charakter der gegen mich gerichteten Angriffe wäre jedoch ohne Kenntniß mancher Einzelheiten nicht zu verstehen. Darum habe ich auch Angelegenheiten der Expedition und Zustände am Kongo zu schildern, soweit dies die Begründung der Abwehr erfordert.

Anfang September des Jahres 1881 erhielt ich eine Depesche aus Brüssel, des Inhalts, daß der König mich zu sprechen wünsche. Diesem Rufe folgte ich. Während verschiedener Unterredungen vertrat ich bei Sr. Majestät die Ansichten, welche ich mir früher auf Grund an Ort und Stelle gewonnener Erfahrungen gebildet und bereits seit dem Jahre 1879 veröffentlicht hatte. Sie sind in Kürze folgende:

Centralafrika ist kein zweites Indien. Es besitzt nicht wie letzteres eine von Alters her an geregelte Arbeit gewöhnte Bevölkerung; daher erzeugt es nicht alljährlich entsprechend große Mengen von Landesprodukten für den Handel. Es fehlen ihm die natürlichen Verkehrswege, die in das Innere führenden Wasserstraßen. Land und Kapital sind werthlos, so lange die Arbeitskräfte mangeln.

Die Herstellung einer künstlichen Verbindungslinie, wie hochentwickelte Länder sie besitzen, würde gerade im Kongolande außerordentlichen Schwierig-

keiten begegnen, enorme Kapitalien verschlingen. Die Anlage wäre sehr verfrüht und ihre Urheber müßten für lange Zeit auf jeden materiellen Gewinn verzichten.

Eine von Transportarbeiten und Stationsgründungen vollständig in Anspruch genommene Expedition, welche auf eine überaus schmale Marschroute beschränkt bleibt und wissenschaftliche Untersuchungen gänzlich unterläßt, vermag nur höchst ungenügende Erfahrungen über die Beschaffenheit eines ungeheuer großen Gebietes zu sammeln. Da sonach die Grundlagen fehlen, um die Zustände desselben auch nur annähernd abschätzen zu können, ist es vor Allem geboten, die Länder zu durchforschen, ihren wirthschaftlichen Werth zu untersuchen.

Eine Besiedelung des tropischen Afrika mit Familien europäischer Ackerbauer ist nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniß durchaus unzulässig. Die nächste praktische Aufgabe wäre, in den bekannten meistbegünstigten Gegenden, in den leicht zugänglichen Küstenstrichen Plantagen und Pflanzgärten anzulegen.

Die Grundbedingung der wirthschaftlichen Entwickelung Afrikas ist und bleibt die Erziehung seiner Bewohner zu geregelter Arbeit. Diese wichtigste Aufgabe kann nur sehr allmählich, in Jahrzehnten und Generationen gelöst werden, durch ein wohlerwogenes Zusammenwirken der Kaufleute, Pflanzer, Forscher und der berufenen Lehrer, der Missionare. Wie deren Arbeiten fortschreiten, so werden Land und Kapital an Werth gewinnen.

Diese und andere an höchster Stelle dargelegten Ansichten sind seitdem zwar vielfach angefochten, aber in keiner Hinsicht widerlegt worden. Sie lauteten Herrn Stanley's Urtheilen sowie den vom Kongo einlaufenden Berichten stracks zuwider. Sie stimmten auch durchaus nicht mit den Wünschen und hochgespannten Erwartungen des die Expedition leitenden Komités überein, und dessen Gunst erwarb ich mir schwerlich, indem ich rückhaltslos meine Ueberzeugung aussprach.

Dem von Sr. Majestät ausgehenden Vorschlag, noch einmal selbst in das Kongogebiet zu reisen, konnte ich nicht willfahren, da ich nicht mehr alleiniger Herr meiner Entschließungen war. Eine telegraphische Anfrage bei Derjenigen, ohne deren Einwilligung ich mich nicht binden konnte, wurde mit einem lakonischen „Nein" beantwortet. Bald darauf reiste ich heim. Erst im Monat Oktober trat ich nach weiteren Verhandlungen in den Dienst der Association. —

Das großartige Unternehmen wurde durch ein Komité geleitet, von welchem leider nicht ein einziges Mitglied die afrikanischen Verhältnisse auch nur oberflächlich aus eigener Anschauung kannte. Die Verbindung zwischen Leitern und Ausführenden war eine sehr zeitraubende. Ehe der Kreislauf von Anfragen und Meldungen sowie den sie betreffenden Antworten und Verfügungen sich vollendete, mußten stets mehrere Monate vergehen. Unterdessen mochten die schwebenden Angelegenheiten längst abgethan, von neuen Ereignissen überholt sein; freilich zunächst immer nur für die eine der beiden Parteien. Ebenso lagen die Verhältnisse in der Expedition selbst. So befand man sich dauernd einer aufregenden Ungewißheit gegenüber.

Diese wurde auch dadurch nicht vermindert, daß das Komité sogar Brieftauben und das nöthige Futter für dieselben zum Kongo gesandt hatte. Was sich in Europa bewährt, ist darum noch nicht für die afrikanische Wildniß geeignet.

Zufolge der verführerischen Schilderungen von Herrn Stanley und anderer Berichterstatter hatte man sich in Brüssel einen entsprechend günstigen Vorstellungskreis über Afrika gebildet. Mochten allmählich auch mancherlei Zweifel aufgestiegen sein: man hegte trotzdem große Erwartungen mit Heftigkeit und die Berichte schienen für die vortrefflichsten zu gelten, welche geeignet waren, sie zu nähren.

Die verausgabten wie die noch verfügbaren großen Summen erweckten entsprechend große Hoffnungen. Man trug sich mit schönen Anschlägen, man verfügte über unbeschränkte Mittel, man kannte mehr oder minder genau die hohen Ziele, die zu erstreben waren. Die Eigenart des Schauplatzes der Bestrebungen kannte man nicht. So trennte nicht nur zeitlich, sondern auch sachlich eine weite Kluft Diejenigen, welche Pläne entwarfen, von Denjenigen, welche sie ausführen sollten. —

Die mir gestellten Aufgaben waren sehr verschiedener Art und schlossen sich zum Theil gegenseitig aus: Ich sollte die Wegsamkeit des jenseits des mir bereits bekannten Loangogebietes liegenden Gebirges untersuchen; Verträge mit den Eingeborenen abschließen; an günstigen Küstenpunkten Ländereien für Plantagen erwerben, deren Anlegung ich besonders befürwortet hatte; unter gewissen Umständen an Stelle von Herrn Stanley die Oberleitung der gesammten Expedition übernehmen; in einer entlegenen Gegend nach Kohlen forschen.

Diese Kohlen begannen plötzlich eine Rolle zu spielen. Ihr Vorkommen an einem Küstenstriche ziemlich weit im Süden des Kongo war von einem Mitgliede der Expedition gemeldet worden. Es war dies einer jener Berichte, dessen Inhalt den gehegten hohen Erwartungen zu ausgezeichnet entsprach, als daß man ihn hätte bezweifeln dürfen. Ich kannte die Gegend, hatte sie bereits vor Jahren geologisch untersucht und wußte mit Sicherheit, daß die vermeintlichen Kohlen bloß aus dünnen, mit Asphalt durchtränkten Schichten von Laterit bestanden. Die betreffenden Arbeiten lagen sogar gedruckt vor. Auch wies ich darauf hin, daß den seit Jahrzehnten in jenen Landschaften lebenden Europäern das Auftreten des Asphaltes bekannt sei, und daß sie doch ein irgendwie werthvolles Heizmaterial für ihre Dampfer gewiß nicht ungenützt liegen lassen würden. Dennoch wurden meine Einwendungen jener erfreulichen Meldung gegenüber für bedeutungslos gehalten, und meine erste Aufgabe sollte — laut meiner schriftlichen Instruktion — bleiben, das entdeckte Kohlenlager für die Expedition zu erschließen.

Selbstverständlich mußte ich vollkommen unabhängig von Herrn Stanley sein, und hatte daher auch für mein eigenes Personal, für eine gesonderte Ausrüstung zu sorgen. Ein junger belgischer Officier war mir zur Verfügung gestellt worden. Außerdem gewann ich zwei junge Deutsche für mein Unternehmen, welche sich bereits bei deutschen Expeditionen bewährt hatten und mit afrikanischen Verhältnissen vertraut waren.

Schließlich wurde mir auch noch die Freude, daß wenigstens ein

1*

Anfang mit den dringend befürworteten wissenschaftlichen Untersuchungen gemacht und ein deutscher Forscher mit der Errichtung einer meteorologischen Station zu Vivi betraut wurde.

Im Besonderen hatte ich mir die Mitwirkung eines anderen Deutschen, Herrn O. Lindner's, ausbedungen, der bereits am Kongo weilte und dessen Fähigkeit ich zu schätzen wußte, da er Mitglied der deutschen Loango-Expedition gewesen war. Später hatte derselbe Stellung in dem holländischen Handelshause am Kongo gefunden und dort hatte auch Herr Stanley seine Tüchtigkeit erkannt und seine Berufung in den Dienst der Association veranlaßt.

Bei dem Uebertritt hatte er sich eine gewisse Unabhängigkeit von Herrn Stanley gesichert. Ursprünglich sollte er einen Theil der Aufgaben lösen, die nachträglich mir zufielen, und war zu diesem Zwecke nach Sansibar, von dort mit eigens angeworbenen Leuten zum Kongo gegangen und in das Innere marschirt. Herrn Stanley war jedoch die selbständige und möglicherweise erfolgreiche Thätigkeit Anderer im Bereiche seiner Expedition zuwider, namentlich aber, wenn sie sich, wie in diesem Falle, nicht auf die von ihm befürwortete schwierige Kongolinie, sondern auf das nördlicher liegende Kuilu-Nyadi-Gebiet richtete. Darum behauptete er, durch Mangel an Arbeitern in seinem Vorgehen sehr gelähmt zu sein, und veranlaßte den eben mit frischen Arbeitskräften angekommenen Deutschen, ihm diese einstweilen abzutreten. Auf dessen Bericht hin hatte das Komité verfügt, daß ihm Ersatz aus einer anderen Schar von Sansibarleuten werden sollte, welche neuerdings um das Kap der guten Hoffnung nach dem Kongo geführt wurde.

Ich hatte für meine Unternehmungen 30 Träger verlangt und diese waren mir folgendermaßen zugewiesen worden: von den 34 eben nach dem Kongo segelnden Sansibarleuten war die eine Hälfte als Ersatz für meinen designirten Gefährten, Herrn Lindner, die andere Hälfte für mich bestimmt. Jener war meiner Expedition zuertheilt, folglich verfügten wir über die Gesammtzahl. Da das Komité sich ihm gegenüber vordem gebunden hatte, blieb uns ausdrücklich überlassen, uns über das Weitere an Ort und Stelle zu einigen.

Schließlich war mir für das Vorgehen an der Küste die Benutzung des starken Dampfers „Heron" zugesichert worden, welcher in Antwerpen zur Abfahrt gerüstet wurde. Die Pläne waren im Hinblick darauf entworfen und alles Weitere eingehend mit dem belgischen Kaufmann besprochen, welchem der besagte Dampfer für ein am unteren Kongo zu eröffnendes Geschäft zur Verfügung gestellt war. Ohne dessen Mitwirkung war die Freiheit des Vorgehens an der Küste überhaupt ausgeschlossen.

So weit schien endlich Alles in bester Ordnung. Denn selbstverständlich war es nicht leicht, mit einem Komité zu verhandeln, welches trotz einer mehrjährigen Thätigkeit noch immer nicht mit den einfachsten Verhältnissen des erkorenen Arbeitsgebietes vertraut war, sich um längst bekannte Forschungsresultate nicht kümmerte und seine

Dispositionen immer noch gewissermaßen für ein „Afrika wie es sein sollte" traf.

Meine Abreise, ursprünglich auf den 26. November festgesetzt, wurde vom Komité wiederholt verschoben und fand endlich, nicht wie Herr Stanley angiebt, im December 1881, sondern erst Anfang Februar 1882 statt.

Meine Begleiter waren zuvor abgereist; ich wollte eben mit dem englischen Postdampfer nachfolgen. Da geschah etwas, das viele böse Folgen nach sich ziehen sollte. In letzter Stunde und in großer Eile wurden meine Dispositionen vom Komité in ebenso überraschender wie bedeutsamer Weise abgeändert. Man benachrichtigte mich schriftlich, der bereits am Kongo weilende und mir auf Verlangen zuertheilte Deutsche habe, wenn nicht Herr Stanley unterdessen einen Anderen für diese Stellung ernannt, den Befehl über die wichtige Station Vivi zu übernehmen. Falls er diesen beibehielte, könne er mich nicht begleiten.

Der bisherige, von Herrn Stanley eingesetzte Chef von Vivi hatte nämlich ohne Weiteres und in größter Hast den ihm anvertrauten Posten sowie Afrika verlassen.

Der wichtigste Theil meiner Pläne wurde durch diesen unerwarteten Eingriff des Komités durchgreifend abgeändert. Die Folgen ließen sich nicht übersehen; günstig konnten sie in keinem Falle sein. Es war jedoch zu spät zu weiterer Verständigung. Ich befand mich in Liverpool; der Postdampfer lag segelfertig. So hatte ich denn den überraschenden Eingriff einfach hinzunehmen.

Anfang März, viel später als vorgesehen, landete ich nach einer langwierigen Reise an der Mündung des Kongo. Der von der Association viel früher und auf directem Wege abgesandte Dampfer „Heron" war trotzdem erst gerade Tags zuvor eingelaufen. Eine Unmasse in größter Hast noch auf dem Postdampfer verladener Güter mußte eiligst ausgeschifft werden. Für die Uebernahme derselben hatte man mit dem auf dem „Heron" abgereisten belgischen Kaufmann einen Plan verabredet, nach welchem dieselbe mit Umgehung der bisher am Kongo damit betrauten fremden Agenten stattfinden sollte. Letzteren war früher die Versicherung gegeben worden, daß kein Handel getrieben werden sollte. Als nun trotzdem damit begonnen wurde, erschien es bedenklich, mit ihnen einfach zu brechen, weil unter gewissen Umständen, z. B. bei nicht rechtzeitigem Eintreffen des „Heron", ihre Hilfe nicht entbehrt werden konnte. So sollte der Plan allen Eventualitäten zugleich genügen. Mich hatte man davon nicht unterrichtet. Der Plan war ohne Sachkenntniß entworfen; daran scheiterte er und führte zu Verwirrung und Aergerniß. Zu gleicher Zeit machte sich aber auch der Hauptbetheiligte einer groben Vernachlässigung seiner Pflicht schuldig. Um sich im Voraus zu rechtfertigen, verklagte er mich in Brüssel — obwohl ich mit der ganzen Angelegenheit gar nichts zu thun hatte.

Bereits bei der ersten Begrüßung begegnete mir derselbe Kaufmann, der mich mit dem Dampfer „Heron" in meinen Unternehmungen an der Küste unterstützen sollte, in auffällig feindseliger Weise. Als ich mit

ihm wegen des weiteren Vorgehens sprechen wollte, erklärte er mit dürren Worten, daß er mir in keiner Weise beistehen würde. Im höchsten Grade erstaunt wies ich auf unsere persönliche Verabredung hin, auf die in Brüssel getroffenen Vorkehrungen, auf meine Instruktion. Er schnitt alle Erörterungen ab, indem er sich über die leitenden Herren in empörendster Weise äußerte.

So waren denn meine Pläne abermals in bedenklichster Weise durchkreuzt.

Ich befand mich mit meinen zu mir gestoßenen Begleitern und den Gütern, die ich vorläufig erlangen konnte, an der Mündung des Kongo. Wie ich die ferne Station Vivi, den nächsten Stützpunkt der Expedition, erreichen sollte, wußte ich noch nicht. Denn von den vielerwähnten Dampfern Herrn Stanley's war bereits zu jener Zeit bloß noch ein einziger verwendbar, „La Belgique“, der sich in einem sehr bedenklichen Zustande befand — und auch dieser wurde einfach meiner Benutzung entzogen!

Selbstverständlich konnte ich nicht lange in Zweifel sein, wie diese Vorgänge zu deuten seien. Unbegreiflich blieb nur, daß sie geschehen konnten.

Gleichzeitig wurden anderweitige Schritte gegen mich gethan, die ich hier ihres häßlichen persönlichen Beigeschmackes wegen nicht erwähnen würde, wenn sie nicht bedeutsame Folgen gehabt hätten. Man hatte nämlich unter Anderem auch sogleich nach Brüssel berichtet, daß ich die Geheimnisse der Expedition verrathen hätte. Diese Geheimnisse spielten allerwärts eine eigenthümliche Rolle. Man trieb mit ihnen einen förmlichen Cultus, wie es mit liebgewordenen Vorstellungen zu gehen pflegt. Ein Jeder schien mit ihnen schwanger zu gehen und behütete sie mit gebührender Wichtigkeit.

Vielleicht gab es wirklich ein Geheimniß. Als solches konnte dann nur eine bedeutungsvolle Idee gelten, insofern dieselbe nur den obersten Leitern des Unternehmens in Brüssel und mir bekannt war. Was man mir darüber an höchster Stelle mitgetheilt hatte, ist nicht verrathen worden.*) In Beziehung darauf vermochte man mich auch gar nicht zu beschuldigen: Die Nichtwissenden am Kongo konnten es natürlich nicht, und den Wissenden in Brüssel mußte von vornherein klar sein, daß der Gegenbeweis in den Verhältnissen selbst lag. Freilich konnte

---

*) Herr Stanley schildert in seinem Buche (Band I Seite 492) die nach seiner Rückkehr in Brüssel erfolgenden Verhandlungen und Beschlüsse derartig, daß Unbefangene leicht dem Glauben verfallen können, als ob die Ideen, die erst jüngst ihre anerkannte Verwirklichung erfahren haben, seinem Kopfe entsprungen seien. Es wird daher gut sein, wenn ich hier anführe, daß jene höchsten Ziele an maßgebender Stelle bereits viel früher in's Auge gefaßt, die Mittel, sie zu erreichen, klar erkannt waren. Ganz so wie sie sich verwirklicht haben, sind sie mir an höchster Stelle in Brüssel, während Herr Stanley noch am Kongo weilte, und genau ein Jahr vor seiner ersten Rückkehr, in scharfen Umrissen mitgetheilt und auch in meiner Instruction berücksichtigt worden.

die Beschuldigung ein besonderes Gewicht erlangen, wenn sie trotzdem zweckvoll benutzt wurde.

Im Uebrigen gab es keine Geheimnisse. Was dafür gelten sollte, war zu Vielen bekannt, als daß es hätte verborgen bleiben können. Wer also die beregte Angelegenheit nur einigermaßen vorurtheilsfrei prüfte, mußte sich von der Grundlosigkeit der Denunciation überzeugen. Nicht so dachte das Komité in Brüssel. Mit wendender Post wurde ich jener Angeberei entsprechend angeklagt; man nannte sogar den Herrn, dem ich die Geheimnisse verrathen haben sollte.

Obwohl ich nun später das wichtigste Zeugniß gegen jene Verleumdung vorlegen konnte: einen Brief von dem ziemlich fern vom Kongo lebenden Herrn, in welchem das Widersinnige des Berichteten nachgewiesen wurde, hielt dennoch das Komité dieses Dokument der früheren Denunciation gegenüber für bedeutungslos. Hierdurch konnte ich nur in dem Gedanken bestärkt werden, daß jene Angeberei einem bestimmten Zwecke gedient hatte. —

Wie oben erwähnt, befand ich mich mit meinen Begleitern an der Mündung des Kongo. Wollten wir daselbst nicht auf unbestimmte Zeit sitzen bleiben, so mußte ich mich nach fremder Hilfe umsehen. Ich fand sie bei den Leitern des holländischen Handelshauses, welche meine Expedition, je nachdem sie einen ihrer vielbeschäftigten Dampfer freimachen konnten, in mehreren Abschnitten den Strom hinaufschafften bis nach ihrer fernsten Faktorei dicht unterhalb Vivi. Von dort gelangte ich, zunächst mit einem Begleiter, durch die Freundlichkeit des Führers eines Missionsdampfers endlich nach der genannten Station.

Vierzehn Tage waren solchergestalt verflossen, ehe meine Expedition vollzählig in Vivi beisammen war. Noch fehlte aber ein großer Theil meiner Güter, namentlich Proviant. Einige Kisten desselben, deren Inhalt durch Seewasser verdorben war, hatte der belgische Kaufmann, ohne mir Anzeige zu machen, an der Kongomündung einfach an das Land setzen lassen. Andere wurden mir, obwohl deutlich bezeichnet, von demselben Herrn gänzlich vorenthalten.

Zu Vivi fand ich, wie es vom Komité in letzter Stunde verfügt war, als Chef Herrn Lindner, der mein Gefährte hatte sein sollen, und die 34 für uns Beide bestimmten Sansibarleute. Er erklärte mir, daß er auf keinen Fall Befehlshaber von Vivi bleiben würde, da er zu anderen Zwecken nach dem Kongo gegangen sei und eine entsprechende Verwendung verlange. Er wolle mit mir gehen oder andernfalls seine Entlassung nehmen.

Bereits vor meiner Ankunft in Vivi, und natürlich ohne mein Wissen, hatte er mit einem der neu angekommenen Herren verabredet, daß dieser seinen Posten auf der Station übernehmen solle. Dem entsprechend war sogleich — und ohne mein Zuthun! — an das Komité berichtet worden. Dessen Entscheidung bedurften wir um so nothwendiger, als durch seine in letzter Stunde getroffene Verfügung eine neue Verwickelung entstanden war. Laut seiner Papiere beanspruchte

der neue unfreiwillige Chef von Vivi die Hälfte der eben angelangten Sansibarleute als Ersatz für die früher an Herrn Stanley abgegebenen Mannschaften. Mir fiel daher nur die eine Hälfte der 34 Leute zu und diese genügte nicht für meine Zwecke.

Es blieb meiner Entscheidung vorbehalten und mußte in Anbetracht aller Umstände vorbehalten bleiben, wann und in welcher Richtung, im Inneren oder an der Küste, ich meine Thätigkeit beginnen wollte. Vorausgesetzt war natürlich, daß ich sowohl die nöthigen Leute erhalten wie den Dampfer „Heron“ zur Verfügung haben würde.

Zunächst hatte ich jedoch laut meiner Instruktion den für äußerst wichtig gehaltenen Auftrag zu erfüllen: die vermeintlichen Kohlenlager an der Südküste zu erwerben. Dann hatte ich nach Vivi zurückzukehren und dann erst die weiteren Unternehmungen im Norden des Kongo vorzubereiten.

Nun war mir aber die Unterstützung mittelst des „Heron“, der mich in rascher Fahrt nach dem Süden und zurück bringen konnte, bestimmt verweigert worden. Die Gegnerschaft des belgischen Kaufmanns begann mir überhaupt allgemein sehr fühlbar zu werden; ich wurde schnell und gründlich belehrt, welche Bewandtniß es mit dem gepriesenen Unternehmen hatte. So war ich denn wiederum auf fremde Hilfe angewiesen, die mir auch von allen nicht zur Expedition gehörenden Europäern im Lande in zuvorkommendster Weise gewährt wurde.

Ich mußte die Gelegenheiten wahrnehmen, wie sie sich boten. Obwohl in Folge der Aufregung und des Aergers an einem schweren Fieber leidend, reiste ich Anfang April an Bord eines Küsten-Dampfers des holländischen Hauses nach Süden; im Mai kehrte ich an Bord des Küsten-Dampfers eines englischen Hauses zum Kongo zurück. Gegen Ende Mai befand ich mich wieder in Vivi. Während meiner Reise war ich durchaus auf die Gastfreundschaft und Unterstützung der in den Küstengebieten lebenden Kaufleute angewiesen.

Wie vorauszusehen, war das Resultat meiner Untersuchungen ein ungünstiges. Ich fand wohl die mir bereits bekannten Asphaltschichten, von denen ich Proben nach Brüssel sandte, aber keine Kohlen.

Nun erst hatte ich meine Aufgaben in den Gebieten nördlich vom Kongo auszuführen. Dazu erhielt ich jedoch nicht die vereinbarten Mittel. Die Freiheit der Wahl hinsichtlich der Art des Beginnens war mir bereits genommen, da der Dampfer mir nicht zur Verfügung stand. Ich blieb auf den Landmarsch beschränkt, konnte aber statt der verlangten und mir versprochenen 30 Sansibarleute bloß 17 haben.

Herr Lindner, der nunmehrige Chef von Vivi, bestand darauf, daß die Hälfte der 34 neu angelangten Sansibarleute ihm gehöre. Das Komité hatte ihm keine die frühere widerrufende Verfügung übermittelt, und er war nicht gewillt, sich zum zweiten Male seiner Leute berauben zu lassen, so lange er nicht durch bestimmten schriftlichen Befehl dazu aufgefordert und somit der Verantwortung für etwa eintretende schlimme Folgen enthoben war. Er hatte längst, ehe wir uns überhaupt gesprochen, nach Brüssel geschrieben und

in einem Monat mußte die Entscheidung eintreffen. So lange hatte ich mich zu gedulden.

Herr Lindner war in seinem Rechte. Ich vermochte nicht, ihm das Gegentheil zu beweisen. Der Vorfall war überaus charakteristisch für die Expedition. Seine Gründe für das Festhalten der 17 Leute konnte ich wohl begreifen. Er befand sich in einer übeln und aufgezwungenen Lage, in welcher er sich nach Kräften zu schützen suchte. Nicht nur erforderte der äußerst langwierige Gütertransport nach dem Innern, daß man immer verfügbare Träger an der Hand habe, sondern die Klugheit gebot auch, zwei nicht fraternisirende Gruppen von Afrikanern — Kabinda- und Sansibarleute — auf dem so wichtigen Vivi zu besitzen, um stets die eine gegen die andere verwenden zu können.

Die Nothwendigkeit dieser Maßregel war nicht zu bestreiten. Später, als Herr Stanley wieder zum Kongo zurückgekehrt war, bewährte sie sich: es brach ein Aufstand der Kabindas aus, welcher die ganze Station gefährdete und mit Hilfe der vorhandenen Kräfte in blutiger Weise unterdrückt werden mußte.

Auch ereignete es sich noch während meiner Anwesenheit zu Vivi, aber zur Zeit, da Herr Stanley noch im Inneren weilte, daß eine Abtheilung von Herrn Stanley's vielgerühmten alten Sansibarleuten in einer Station oben am Kongo rebellirte, mit ihren Waffen und Munition einfach ausrückte und stromabwärts zog. Niemand hatte die Macht, sie zu halten. Da sie mittellos waren und doch leben mußten, sind sie auf ihrem Zuge sicherlich nicht eine Freude für die Anwohner des Kongo gewesen. Endlich kamen sie in Vivi an, verlangten Nahrung und verweigerten die Abgabe der Waffen. Sie forderten, ausgezahlt und heimgesendet zu werden, da ihre Zeit längst um sei. Darin hatten sie nun freilich so unrecht nicht.. Ihre Stammesbrüder konnten wir natürlich nicht gegen sie verwenden; aber durch ein entschlossenes Vorgehen mit einer Anzahl rasch bewaffneter Kabindas wurden sie schnell zur Besinnung gebracht. Im entscheidenden Augenblicke verloren die Rebellen den Muth und legten die Waffen nieder. Es floß kein Blut, kein Schuß wurde abgefeuert, und die Aufrührer betrugen sich fernerhin sehr artig. —

Die vom Komité in letzter Stunde verfügte Aenderung im Bestande meiner Expedition, wobei die wichtige Trägerfrage nicht geregelt wurde, hatte zur Folge, daß die Ausführung meiner weiteren Aufgaben um einen Monat verzögert wurde. Ich hätte Anfangs Juni abmarschiren können und hatte mich nun bis zur Ankunft der nächsten Post — welche die Antwort auf die im März vom Chef von Vivi abgesandte Eingabe bringen mußte — also bis Anfang Juli zu gedulden.

Nichts destoweniger fand es das Komité für gut, ohne Weiteres die Schuld an den entstandenen Verwirrungen und widrigen Verhältnissen, an dem Zeitverlust mir aufzubürden. Es mußte sonach die Denunciationen sowie die Handlungsweise des belgischen Kaufmannes für korrekt halten. Besonders gereizt mochte es auch sein, weil, während

ich im Süden nach den vermeintlichen Kohlen zu suchen hatte, ein neuer großer Erfolg des Herrn de Brazza den besten Theil seiner Hoffnungen zu nichte gemacht hatte.

Das Komité beeilte sich keineswegs, seinen Fehler zu verbessern und die Trägerfrage zu entscheiden. Erst Monate später, unter dem 17. Juli, wurde mir von Brüssel geschrieben, daß der Chef von Vivi ersucht worden sei, mir die ihm unterstellten 17 Sansibarleute zu „cediren“. Diese Mittheilung erhielt ich am 1. Oktober im Inneren. Vieles hatte sich seitdem begeben und der Gegenstand war für mich bedeutungslos geworden.

Anfang Juni ging der Chef von Vivi in Geschäften hinab zur Küste. Da der angestellte Güterverwalter untauglich zu seiner Vertretung war, übernahm ich bis Ende Juni den Befehl über die Station.

Mehreren der gleichzeitig mit uns gelandeten Herren war es unterdessen sehr übel ergangen. Sie waren auf dem Marsche nach dem Inneren bereits in der nächsten Station, Isangila, sitzen geblieben. Einer derselben wurde bald darauf todtkrank am Fieber zurückgetragen und nach der Küste geschafft, ein Anderer uns später todt in die Station gebracht, da er, ebenfalls zurückkehrend, unterwegs gestorben war. Ein Dritter, der Ueberbringer des Leichnams, litt so schwer am Fieber, daß er ebenfalls eiligst zu dem Arzt des holländischen Hauses an der Kongomündung gesendet werden mußte. Die Expedition selbst besaß keinen Arzt.

Während dieser schweren Zeit hatten wir auch einen Ausflug nach den Yelalaschnellen des Kongo unternommen und sie untersucht. Das Komité wollte nämlich unter Anderem auch wissen, ob sich die Wasserkraft des Riesenstromes nicht zur Erzeugung von Elektricität ausnutzen ließe, die dann wieder in verschiedener Weise: zum Betriebe einer Eisenbahn 2c. verwerthet werden konnte. Ohne Zweifel war es dem Komité ernst mit dieser Frage wie mit anderen. Für uns aber besaß der Gedanke eine geradezu imposante Komik; denn wir lebten inmitten der Wirklichkeit, hatten die Zustände in der Expedition in ihrer vollen Nacktheit vor Augen. Solche und andere Pläne wurden für das Unternehmen entworfen, während die einfachsten Dinge gar sehr im Argen lagen.

Das wichtigste Ereigniß geschah Anfang Juli: Herr Stanley erschien plötzlich mit wenigen Begleitern vor Vivi. Er wurde in einer Hängematte getragen und sah wirklich angegriffen aus.

Er brach aber bei meiner Begrüßung nicht in den langen Ausruf des Erstaunens aus, den er in seinem Buche (Band I, Seite 475) so wirkungsvoll aufführt. Herr Stanley pflegt keine unüberlegten Rollen zu spielen — und unüberlegt wäre es gewesen, wenn er sich über Etwas, als sei es ihm unbekannt, erstaunt gezeigt hätte, worüber er doch, wie Jedermann sonst wußte, vollkommen genau unterrichtet war. Der gedruckte Ausruf des Erstaunens ist lediglich eine tendenziöse Ausschmückung, für die Leser berechnet, deren Meinung beeinflußt werden soll.

Unsere Begrüßung verlief weit einfacher. Herr Stanley sah mich mit einem langen harten Blicke an, und beantwortete meinen höflichen Gruß mit einem kurzen „guten Tag".

Erst als wir es ihm im Herrenzimmer von Vivi behaglich gemacht hatten, fand er es für angemessen, am Gespräche theilzunehmen. Er befand sich offenbar in böser Stimmung. Mich überraschte er mit der schmeichelhaften Eröffnung, daß er mich für einen deutschen Spion gehalten hätte, und zwar geschah sie in einem Tone, der mir sagte, daß er noch keineswegs vom Gegentheil überzeugt sei. Meine Entgegnung auf diese merkwürdige Mittheilung schien einen ganz besonderen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn er nannte mich nun mit Vorliebe den „höflichen Deutschen".

So lernte ich Herrn Stanley kennen. Durch seine Bemerkung wurde mir sofort klar, warum ein anderer deutscher Forscher, Herr Dr. Buchner, als er von seiner erfolgreichen Reise in das südliche Innerafrika zurückkehrte und im Fluge auch noch den Kongo hinaufgehen, den Spuren der berühmten Expedition folgen wollte, nur bis zur Schwelle des Inneren, bis nach Isangila gelangen konnte. Er wurde doch wohl auch für einen „deutschen Spion" gehalten, dem man zutrauen durfte, daß er die Wahrheit über das Kongoland sagen würde.

Trotz alledem gestaltete sich unser kurzes Zusammenleben in Vivi recht interessant. Herr Stanley ist nicht nur ein ausgezeichneter, mit ungewöhnlicher Phantasie begabter Erzähler, sondern besitzt auch ein hervorragendes Talent für Mimik. Er müßte unter anderen Umständen ein bedeutender Schauspieler geworden sein. Wir lauschten seinen fesselnden Schilderungen und vergaßen in der Wärme des Vortrages, wie er selbst ganz und gar, daß er eigentlich doch ein kranker Mann sei, der sorgenvollen Herzens und nur gezwungen sein großes Werk verließ.

Es ist mir berichtet worden, daß Herr Stanley stets ohne Zeugen zu speisen pflegte. In Vivi speiste er mit mir und dem Chef von Vivi an besonderer Tafel im Zimmer, wohl nur, weil es an der allgemeinen Tafel auf der Veranda, wo wir sonst Alle unsere Mahlzeiten einnahmen, an Platz mangelte. Mit Vorliebe lud er einen dritten Deutschen zu sich ein, Herrn Dr. von Danckelman, den Gründer und Vorsteher der meteorologischen Station.

Während wir Deutschen eines Abends wiederum einmal mit Herrn Stanley nach dem Essen plaudernd am Tische saßen, brachten wir geschickt das Gespräch auf das kostbare Elfenbein; also auf ein Thema, welches hochwichtig für die Expedition war.

Man wird sich erinnern, was Herr Stanley in dem Werke über seine erste berühmte Kongofahrt von der unglaublichen Anhäufung dieses kostbarsten Produktes in Innerafrika mittheilt. Es klang wie die Sage vom Eldorado und hallte verstärkt in Europa und Afrika wieder, als wir am Kongo weilten. Auffälliger Weise hat jedoch Herr Stanley gerade diese Mittheilungen in seinem jetzigen Buche nicht wiederholt,

obwohl er doch in letzter Zeit Europäer bei sich hatte, die ihm gewiß gern die Wahrhaftigkeit seiner Angaben bezeugt hätten.

Es sollten sogar in greifbarer Nähe erstaunliche Mengen von Elfenbein vorkommen. An einem Punkte sollte man jeden Tag an dreißig Zähne kaufen können, an einem anderen sollten hunderte von Zähnen aufgestapelt liegen, ja, mit besonders williger Phantasie Begabte schwärmten von tausenden, welche Gewährsleute an verschiedenen Orten gesehen haben wollten. Bereits in Brüssel hatte ich viel von diesen ermuthigenden Gerüchten gehört. Was war natürlicher, als daß wir in afrikanischen Dingen nicht mehr unerfahrenen und darum zweifelnden Deutschen von dem vor uns sitzenden großen Entdecker dieser Reichthümer Genaues wissen wollten.

Diese durchaus nicht ehrfurchtsvolle Neugierde war Herrn Stanley nicht recht. Er wies auf einen mitgebrachten braunen Holzkasten, in welchem Elfenbein verschlossen war. Der Kasten konnte allenfalls ein paar Dutzend kleiner oder zerbrochener Zähne enthalten, wie sie von den Kaufleuten an der Küste als unterwerthige Waare etwa in einem Winkel ihrer Niederlagen aufgeschichtet werden. Solche Schätze galten uns wenig, denn wir wußten mindestens ebensogut als Herr Stanley Elfenbein zu würdigen. Wir wollten stattliche Zähne sehen, wie sie an Elfenbeinplätzen der Küste im Norden und Süden vom Kongo in Menge ankommen; wir wollten wenigstens wissen, wo ihr Stapelplatz im Inneren zu finden sei.

Diesem Ansinnen gegenüber wurde der große Mann verlegen. Er versuchte uns auf spätere Zeit zu vertrösten. Wenn wir einmal behaglich in einem Pariser Restaurant beisammensäßen und von der Vergangenheit plauderten, dann wolle er uns Aufklärung geben.

Da wir trotzdem nicht abließen zu fragen, wurde Herr Stanley ernstlich böse. Er sprang vom Tische auf und ging nach seinem Zimmer. In der Thür aber wandte er sich nach uns um und mit einem Ausdruck des Gesichts und mit Geberden, als schleudere er den allerschwersten Fluch in die Welt, stieß er, mit dem Fuße stampfend, die denkwürdigen Worte hervor: Mag der Kongo zu Grunde gehen! — wörtlich: „may the Congo perish!“ Es war eine hochdramatische Scene.

So begab es sich, daß wir über die Elfenbeinschätze des Kongo von ihrem berühmten Entdecker nichts zu hören bekamen. Gefunden haben wir sie später auch nicht. Sie haben wie der Schatz im Märchen die Eigenschaft, desto weiter zurückzuweichen, je näher man ihnen zu kommen glaubt. So sind sie denn sagenhaft geblieben bis auf den heutigen Tag. Mancher in Europa verehrt freilich noch immer ihre Existenz und verlangt sogar nach einer Eisenbahn, sie herauszuholen. Und Gläubige mühen sich ab, Beweise für das Vorhandensein der Reichthümer zu erbringen, indem sie Nichtgläubige Pessimisten schelten und eifrig wiederholen, was die Reklame verkündet — die Reklame, welche wiederum einem doch großgedachten Werke recht übel ansteht.

Gleichzeitig mit Herrn Stanley war in Vivi das Briefpacket aus

Europa eingetroffen. Ich empfing ein Schreiben vom Komité, in welchem ich unter Anderem auch auf Grund der früher erwähnten Angeberei schlechthin beschuldigt wurde. Ich bemerke ausdrücklich: es wurde nicht etwa angefragt, ob der Wahrheit gemäß berichtet sei. Die Gesinnungstüchtigkeit gewisser Berichterstatter scheint das Komité überhaupt nicht bezweifelt zu haben. Inhalt wie Form des Schreibens ließen es mir rathsam erscheinen, einfach heimzukehren.

Unter anderen Umständen hätte ich ohne Besinnen danach gehandelt. Meine bisherigen Erfahrungen konnten mich nur vor weiterem Vorgehen warnen. Es trat jedoch eine andere Aufgabe an mich heran: ich hatte laut meiner Vollmacht die Führerschaft der Expedition zu übernehmen, deren bisheriger Leiter plötzlich seinen Posten verließ. Diese Thatsache konnte dem Komité erst nach etwa sechs Wochen bekannt werden.

Es war jedoch ein äußerst gewagter Schritt, unter den geschilderten widrigen Umständen die Oberleitung einer Expedition zu übernehmen, deren Zustände ja Herr Stanley selbst genügend charakterisirt, freilich nur, um seine eigene Thätigkeit um so glänzender hervortreten zu lassen.

Ich berieth mich mit einem zugleich mit mir am Kongo angelangten höheren belgischen Officier, welcher bereits in Brüssel von der mir ertheilten Vollmacht unterrichtet war. Wir kamen zu dem Schluß, daß ich für den Augenblick die Führerschaft zu übernehmen hätte. Er sicherte mir seine unbedingte Unterstützung zu und übernahm eine wichtige Stellung. Demgemäß theilte ich Herrn Stanley das Nöthige mit, legte ihm das mir vor einem halben Jahre in Brüssel persönlich übergebene wichtige Dokument vor und übernahm den Oberbefehl. Was Herr Stanley (I, 496) von überbrachten vorzüglichen Zeugnissen über meine Eigenschaften erzählt, sind eitel Phantasien, bloß bestimmt, seinen darauf folgenden Klagen bei den Lesern rechtes Gewicht zu geben. Der berühmte Entdecker kann von der altgewohnten Weise, seine Berichte auszuschmücken, nicht lassen.

Selbstverständlich konnte ich für bereits bestehende Verhältnisse keine Verantwortung übernehmen; mußte ich doch nach Allem vermuthen, daß die Expedition im Inneren noch übler beschaffen sei, als in den mir bekannten Theilen.

Ich traf die nothwendigen Vorbereitungen und berichtete an das Komité, was sich ereignet hatte. Zugleich ersuchte ich dasselbe mich schnellstens von meiner Stellung zu befreien und meinen Nachfolger zu ernennen. Bis diesem sehr natürlichen Verlangen entsprochen war, mochten im äußersten Falle vier Monate vergehen. Während dieser Zeit konnte ich nicht nur die Expedition in ihrer vollen Ausdehnung kennen lernen, sondern auch das Kongoland soweit durchmustern, daß ich ein Urtheil über seinen Werth und über die Treue der Berichte erlangte. Mit Hilfe des am Stanley Pool bereit liegenden Dampfers konnte es mir sogar gelingen, die Machtsphäre des Unternehmens zu erweitern.

Nach dem Folgenden wird sich nun beurtheilen lassen, ob Herr

Stanley behaupten darf, daß sein Werk unter meiner Leitung in Verfall gerathen sei. Bisher hatte die Verwaltung der Expedition die größten Schwierigkeiten bereitet. Diese Schwierigkeiten, welche sachlich wie persönlich im Laufe der Zeit progressiv angewachsen waren, fand ich fertig vor. Sie wurden aber um noch weitere vermehrt, welche der abgehende Führer mir wohlbedacht hinzugeschaffen hatte.

Bei Herrn Stanley's Rücktritt hatte sich die Lage der Expedition folgendermaßen gestaltet.

Während einer dreijährigen Thätigkeit hatte man theils auf dem Kongo theils an seinen Ufern entlang eine Verbindungslinie vom Meere bis zum Stanley Pool hergestellt. Wo die untere vom Meere aus zugängliche Strecke des Stromes aufhörte, schiffbar zu sein, hatte man am Norduser die Station Vivi errrichtet. Die nächste Station, drei Tagemärsche weit über Land entfernt, war Isangila, an den gleichnamigen Fällen ebenfalls auf dem Norduser gelegen. Von hier aus wurde wiederum der Kongo befahren bis zur dritten Station, Manyanga, die auch auf dem Norduser lag. Und von dieser gelangte man wieder zu Lande in frühestens sechs Tagen zur vierten Station, Leopoldville, an einer südlichen Einbuchtung des Stanley Pools gelegen. Der Weg führte zunächst am Norduser, dann am Süduser entlang; der Strom wurde an einer Fährstelle der Eingeborenen gekreuzt. Von Leopoldville an war der Kongo wieder für flachgehende Fahrzeuge schiffbar. Die fünfte Station, Msuata, war in ziemlicher Entfernung auf dem Süduser gegründet worden.

Einen kleinen Schraubendampfer, „Royal", zehn Meter lang, und einen Leichter hatte man nach Isangila geschafft; diese sollten die mittlere Strecke des Stromes befahren. Der Dampfer mußte jedoch stets einen Theil des Jahres feiern, weil er, trotz seiner Kleinheit und seines geringen Tiefganges, nicht Fahrwasser genug fand. Einen Raddampfer „En Avant", vierzehn Meter lang, und ein Ruderboot hatte man bis zum Stanley Pool geschafft. Diese sollten die Wasserstraßen Centralafrikas befahren.

Die über Land führenden Verbindungen zwischen Vivi und Isangila sowie zwischen Manyanga und Leopoldville entsprachen durchaus nicht unseren Begriffen von Verkehrsstraßen. Sie folgen den seit Alters her vorhandenen Pfaden der Eingeborenen und schmiegen sich wie diese allenthalben auf das Innigste den gegebenen schwierigen Terrainformen an. In der Hauptsache war eigentlich nur das hinderliche Gras abgeräumt worden. Durch die an niederen Flußufern und in feuchten Einsenkungen auftretenden Waldstreifen und Dickungen hatte man Schneisen hauen müssen. An abschüssigen Hängen war streckenweise das Erdreich abgestochen, um das Umfallen der Wagen zu verhüten; an einem Orte eine Felsenecke weggesprengt und ein Steindamm aufgeschichtet. Sumpfige Einschnitte wurden durch Knütteldämme, einige der kleinen zu tiefen Flüsse mittelst Nothbrücken aus Baumstämmen

passirbar gemacht, welche die Fluthen der nächsten Regenzeit einfach wieder hinwegrissen.

Auf dem solchergestalt im Vorgehen für das einmalige Bedürfniß hergestellten und dann vernachlässigten rohen Weg wurden nun die schweren Rüstwagen, welche die Schiffchen und ihre Theilstücke trugen, durch Menschenkraft mittelst Tauen, Hebeln, Winden, Flaschenzügen vorwärts geschafft: bergauf und bergab, durch Schluchten und über steile Höhenrücken. Es war eine mühselige Arbeit und ihre Bewältigung ist gewiß anerkennenswerth.

So ermöglichte zwar der Weg das langsame Vorrücken der unbehülflichen Wagen mit ihren Lasten, aber er bildete keine Fahrstraße in unserem Sinne, und wohlverstanden! bildet sie auch heute nicht. Noch immer muß der Wanderer im Kongoland die Hindernisse nehmen, wie sie sich darbieten: die Sümpfe und kleineren Flüsse durchwaten, die tieferen Flüsse, wenn kein Kanoe aufzutreiben ist, durchschwimmen.

Für jeden etwa folgenden Transport mußte die rohe Fahrbahn immer wieder von Neuem hergerichtet werden. Die Trägerkarawanen, welche die Güter der Expedition über diese Strecken auf den Köpfen beförderten, fanden sie jedoch so wenig gangbar, daß sie es vorzogen, an vielen Stellen anderen, ihnen bequemeren Pfaden der Eingeborenen zu folgen.

Die englischen Missionare, die ja viel früher als Herr Stanley auf dem Nordufer des Kongo bis zum Stanley Pool vorgedrungen waren, folgten auch fernerhin nicht den Wegen der Expedition, sondern suchten sich eigene Wege auf dem Südufer des Stromes. Auf diesen haben sie schließlich unter Anderem einen größeren Dampfer als Herr Stanley nach dem oberen Kongo geschafft — und zwar ohne irgend welches Aufheben von ihrer Leistung zu machen. Gegenwärtig zieht auch die Expedition vielfach diese Wege vor.

Die einzelnen Stationen waren ursprünglich sehr eilig und nothdürftig angelegt worden. Allmählich wurde an ihnen je nach dem Geschick der jeweiligen Vorsteher verbessert. Weil aber die Befehlshaber oft wechselten und fast stets unerfahrene, eben nach Afrika gekommene Herren in die ohnehin sehr schwierigen Stellungen eingesetzt wurden, so konnten die einzelnen Stationen nur selten nach einem einheitlichen Plan vervollkommnet werden. Der Nachfolger verstand seine Aufgabe anders als sein Vorgänger, änderte an dem von diesem Geschaffenen, begann Neues — und überließ das Unfertige wiederum einem unerfahrenen Nachfolger. Auch die bevorzugten Stationen blieben überaus primitive Anlagen, die am allerwenigsten die ihnen gern verliehene Benennung „Städte" oder „Ansiedelungen" verdienen.

Die im Inneren bestehen besten Falls aus grasgedeckten Lehmhäusern mit rohem Fachwerk, die an Behaglichkeit und innerer Ausstattung nicht unseren ärmlichsten Bauerngehöften gleichkommen. Die kleinen Holzhäuser von Vivi waren aus Europa eingeführt, weiß gestrichen und machten von fern einen freundlichen Eindruck, obwohl auch ihre innere

Ausstattung sehr einfach war. Leider standen sie unvermittelt auf der Erde und die Wände waren in doppelter Verschalung ausgeführt. In den Hohlräumen tummelten sich in Unzahl die Ratten, die Alles zernagten, dessen sie habhaft werden konnten. Auch die klugen Fledermäuse hatten sogleich Besitz von den oberen Fächern der Doppelwände genommen. Sie schwärmten des Abends im vollen Sinne des Wortes zu tausenden aus den Häusern hervor. Unleidlich genug war der Lärm, den die zwischen den Wänden hausenden Thiere verursachten; viel schlimmer war, daß die verwesenden Leiber der verendeten so wie die sich ansammelnden Exkremente der lebenden die Luft aller Räume verpesteten. Diese Station Vivi war aber die eigenste Schöpfung von Herrn Stanley selbst!

Die Verbindungen zu Wasser wie zu Lande waren unter allen Umständen mangelhaft, konnten den steigenden Anforderungen des an Ausdehnung wachsenden Unternehmens immer weniger genügen. Sie befanden sich sogar in einem mangelhafteren Zustande, denn je zuvor.

Der Schraubendampfer „Royal", welcher auf der mittleren Stromstrecke, Isangila-Manyanga, verkehrte, war nach kaum dreijähriger Dienstzeit eines Ersatzes seiner wichtigsten Betriebstheile sehr bedürftig. Trotz seiner Kleinheit mußte er einen wesentlichen Theil des Jahres unthätig verharren. Wenn der Kongo Niederwasser hatte, vermochte selbst dieses zierliche Schiffchen sich nicht mehr zwischen dem Gewirr der Eilande und Klippen hindurchzuwinden, und die Untiefen zu passiren, welche an verschiedenen Stellen das Strombett durchsetzten. Obwohl von sehr geringem Tiefgange fand es nicht Wasser genug zum Schwimmen. Erst wenn die Fluthen des Kongo anschwollen, konnte es den Kampf gegen die reißenden und wirbelnden Gewässer wagen.

Statt der schönen Dampferflottille, die man sich daheim laut Berichten auf der unteren Stromstrecke, zwischen Vivi und dem Meere in emsiger Thätigkeit vorstellte, befand sich nur noch ein einziger Dampfer in Gang: „La Belgique", 20 Meter lang. Die übrigen waren längst unbrauchbar geworden.

Dieser letzte noch fahrende Dampfer erwies sich trotz seiner erst dreijährigen Dienstzeit kaum besser als ein Wrack. Ich selbst habe ihn an den Strand legen, überholen, reinigen und streichen lassen; ich habe dabei gestanden, als die Rostlöcher in seinem Boden mittelst Holzpflöcken und Kitt nothdürftig verstopft wurden. Die Stahlplatten waren derartig von Rost zerfressen, daß man manche Stellen mit den Fingern durchdrücken konnte. Ein mäßiger Fußtritt hätte ein unheilbares Leck gestoßen.

Trotz alledem mußte die „Belgique" Personen und Güter auf einem Strom befördern, dessen reißende und wirbelnde Gewässer dem besten und stärksten Dampfer zu schaffen machen. Zuweilen versagte die Maschine den Dienst, brach mitten in der Fahrt nieder. Dann wurde das Schiffchen hilflos vom Strome fortgerissen und triftete weite Strecken, einmal sogar fast in das Meer hinaus. Seine Konstruktion

war für den besonderen Zweck von Grund aus verfehlt. Die überarbeitete Maschine rasselte und dröhnte in bedenklicher Weise. Wenn die nothdürftig in Stand gesetzte „Belgique" wieder einmal eine Reise unternahm, durfte man wohl mit Bangen fragen, ob sie auch wiederkehren werde. Auf europäischen Gewässern wäre die Benutzung derselben längst polizeilich untersagt worden.

Dieses Unikum von einem Dampfer repräsentirte also damals noch die „Flottille" auf dem unteren Kongo, war die einzige Stütze der Expedition. Wie ich ihn beschrieben, so wurde er mir von Herrn Stanley übergeben.

Die Expedition besaß an der Kongomündung, wo die aus Europa kommenden Güter gelandet wurden, leider keinen eigenen Stapelplatz. Diesen zu erwerben, hatte Herr Stanley unerklärlicher Weise versäumt, und das Unternehmen blieb daher von den Handelshäusern abhängig. Daher hatte das Komité, als ich zum Kongo reiste, den mehrfach erwähnten belgischen Kaufmann, welchem der „Heron" anvertraut war, beauftragt, die für die Expedition ankommenden Güter zu übernehmen und sogleich flußaufwärts nach seiner nächsten Faktorei zu Boma zu bringen. Der Plan war ausführbar. Nur mußte der Kaufmann auch das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen. Der „Heron" mußte immer rechtzeitig bei Ankunft der englischen Postdampfer am Ankerplatz sein und genügenden Fassungsraum für die zu übernehmenden Ladungen besitzen.

Wie diese Voraussetzungen während meiner Führerschaft erfüllt wurden, ist später zu erzählen.

Jedenfalls war unter Herrn Stanley von Anfang an, im Verhältniß wie das Unternehmen sich ausdehnte, die Verbindung zu Wasser und zu Lande immer mangelhafter geworden. Waren einmal Träger genug zu haben, dann vermochten die Dampfer die Gütermassen nicht zu bewältigen; sie stauten sich namentlich in Isangila auf, wenn der „Royal" bei Niederwasser monatelang unthätig liegen mußte. —

Herr Stanley behielt lediglich sein eigenes Vorwärtskommen im Auge, sorgte ganz rücksichtslos nur immer für sich und seinen Erfolg und kümmerte sich wenig um die wahren oder eingebildeten Leiden und Entbehrungen seiner Beamten. Das Komité aber vermochte die wirklichen Zustände nicht zu würdigen. Bei dem ganzen Unternehmen, von Europa bis zur fernsten Station in Innerafrika, herrschte im Großen wie im Kleinen eine maßlose Verwirrung und Unzuverlässigkeit. Demzufolge litt die Expedition unter einer chronisch gewordenen Unzufriedenheit. Herr Stanley schildert ja diese Zustände genügend in seinem Buche, freilich nur, um seine Beamten anzuklagen. Die Hauptschuld trifft jedoch ihn selbst, den Führer. Er hatte nur das große Ziel im Auge gehabt, die der Erreichung desselben entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht genügend gewürdigt, vielleicht auch in erklärlicher Verblendung gar nicht erkannt. So empfand er später bloß diejenigen, die ihm selbst begegneten; was hinter ihm lag, galt ihm für überwunden. Sehr mit Unrecht. Denn gerade die hinter ihm sich ent-

wickelnden Schwierigkeiten waren die bedenklichsten, um so mehr, als noch unerfahrene, plötzlich auf verantwortliche Posten gesetzte Leute sie bewältigen sollten. Nur sich selbst und sein Thun anerkennend, erscheint ihm daher vornehmlich als Unfähigkeit und Lässigkeit seiner Beamten, was in erster Linie durch unleugbar schwierige Verhältnisse bedingt wurde, die er von Anfang an hätte besser berücksichtigen müssen. Die Anlegung einiger Stationen und das Vorwärtsbringen etlicher Fahrzeuge konnte doch höchstens als Anfang des Unternehmens, nicht aber als dessen Zweck betrachtet werden.

Der jeweilige Chef von Vivi, als Verwalter der wichtigen Basis, war scheinbar Meister der Situation. Jedermann hielt dies für selbstverständlich, freilich immer nur so lange, als er nicht selbst diese Stellung bekleidete. Aller Gedanken wandten sich dem Chef von Vivi zu; von ihm mußte alles Gute, alles Ueble kommen.

Alle die Kranken, die Hungernden, die Kleiderbedürftigen, Diejenigen, welche Geräthe, Waffen, Munition, Stoffe und zahllose nothwendige wie nicht nothwendige Kleinigkeiten brauchten, meldeten sich in Vivi. Den Vorsteher dieser Station betrachtete man als die Mutter der Expedition, und da er den unzähligen Ansprüchen bei weitem nicht genügen, also beim besten Willen keine gute Mutter sein konnte, wurde er gewissermaßen der Prügeljunge der Expedition. Erfüllte er den Wunsch des Einen, so erhoben Andere um so dringendere Ansprüche. Schickte er Niemandem etwas, weil das Verlangte ihm selbst fehlte oder weil andere, viel nothwendigere Dinge kaum rechtzeitig stromauf gebracht werden konnten, so haderten Alle mit ihm. Manche Sendungen erreichten auch nicht ihre Bestimmung, weil sie unterwegs von Denen festgehalten wurden, welche sich für die Bedürftigsten hielten.

Eine stehende und in den meisten Fällen gerechtfertigte Klage war die über Mangel an ausreichender Nahrung. Diejenigen, welche sich nach Herrn Stanley's und seiner Anhänger Schilderungen das Kongogebiet als ein afrikanisches Kanaan vorstellen, mag diese Thatsache freilich befremden.

Herr Stanley selbst trug große Sorge, daß ihm seine Verpflegung unabhängig vom Komité regelmäßig und direkt aus London zugeschickt wurde und zwar vom Anbeginn des Unternehmens an. Seine Eßkisten und was sonst sein Herz begehrte, mußten den Kongo hinaufgesandt werden; nichts war so wichtig als dies. Er für seine Person verließ sich weder auf die Hilfsquellen des gerühmten Kongolandes noch auf die Bedachtsamkeit des Komités. Auf seine Beamten erstreckte sich diese gewissenhafte Sorgfalt freilich nicht.

Allerdings sorgte das Komité für die Beamten der Expedition, von denen ja Vielen Quantität und Qualität ihrer Verpflegung kontraktlich zugesichert war. Weil die Klagen der Entbehrenden gar zu laut wurden, verfertigte man endlich Listen, nach welchen verpflegt werden sollte. Diese Listen wurden sogar von Zeit zu Zeit in ver-

änderter, wenn auch nicht verbesserter Form erneuert, wobei die zu verabfolgenden Mengen auf Gramme, sogar auf halbe Gramme genau bestimmt waren. Man beschäftigte sich in Brüssel sogar mit Kochversuchen.

Doch war mit alledem die Hauptsache nicht beschafft: das Verpflegungsmaterial selbst. Sei es, daß man annahm, es ruhe bereits in genügender Menge in den Magazinen am Kongo; sei es, daß nur ein Theil des Bestimmten nach Vivi gelangte oder daß man die erheblichen Schwierigkeiten, die unvermeidlichen großen Zeitverluste nicht in Betracht zog — die Thatsache, daß Entbehrende und Hungernde sich mit gutem Grunde am Kongo bitter beklagten, blieb unverändert bestehen.

So zehrte an der Expedition eine chronische Unzufriedenheit. In ihren Erwartungen getäuschte und von Entbehrungen hart bedrückte Leute pflegen ihren Gleichmuth nicht zu bewahren. Das rein Sachliche übertrug sich auf das Persönliche, und diese allgemein gewordene Auffassung trieb gar wunderliche Blüthen. Beeinflußt von dem ohnehin sehr reizbar machenden Klima murrte und haderte Jedermann.

Wenn die Expedition einheitlicher zusammengesetzt, nicht so international gewesen wäre; wenn nicht Viele von Haus aus sich für einen bevorzugten Bestandtheil derselben betrachtet hätten, möchten diese Zustände sich vielleicht etwas günstiger gestaltet haben. Doch blieb der Unterschied zwischen den von den Ankommenden gehegten Vorstellungen und Hoffnungen und der trostlosen Wirklichkeit unbeschreiblich groß.

Es mußte bei einem Jeden ein gefährlicher Rückschlag eintreten. Und Grund genug für ernstliche Klagen war jedenfalls vorhanden, selbst für Diejenigen, welche genug Geduld und Ruhe und Selbstverleugnung besaßen oder erworben hatten, um Vieles verständig zu beurtheilen und zu ertragen.

Zweifellos wurden die großen und allgemeinen Interessen von den verschiedenen Beamten nicht mit gleichem Eifer und Geschick gefördert. Dies pflegt ja auch unter weniger schwierigen Verhältnissen nicht zu geschehen. Unter einem umsichtigeren Führer hätten jedoch viele der Neulinge sich zu tüchtigen Beamten ausbilden und an dem richtigen Ort gute Dienste leisten können. Sie bedurften vor allem der Zeit, um die durchaus fremdartigen Verhältnisse verstehen zu lernen, über welche sie, gemäß den in Europa erzeugten Vorstellungen, ganz unzutreffende Ansichten mitgebracht hatten.

Herr Stanley würdigt die Schwierigkeiten, mit denen Andere zu kämpfen hatten, nicht in gerechter Weise; sein Bedürfniß, das Interesse bloß auf seine Person zu koncentriren, ist zu übermächtig entwickelt. Die Thatsache, daß am Schlusse seiner Erzählung wider Erwarten auch Anderen einiges Lob gespendet wird, spricht nicht dagegen. Die Klugheit gebot, der Feinfühligkeit der Leser, die doch schließlich Unbehagen empfinden mußten über die ununterbrochene Schilderung von Herrn

Stanley's ruhmvollen Thaten und den ihm begegneten Widerwärtigkeiten, einen Tribut darzubringen.

Seine Lobsprüche erstrecken sich überdies vorwiegend nur auf diejenigen Beamten, welche die rosigen Anschauungen über das Kongoland theilen und unterstützen. Es kann daher auch nicht befremden, daß Herr Stanley sich in Widersprüche verwickelt und Persönlichkeiten rühmt, über die er an anderem Orte in demselben Buche schonungslos den Stab bricht; auch nicht, daß er sonst sehr tüchtige und bewährte Beamte, die sich aber nicht scheuten, eine abweichende Meinung zu haben und auszusprechen, um deswillen mit Stillschweigen übergeht oder geflissentlich herabsetzt.

Die Beziehungen zu den Eingeborenen hatten sich ebenfalls nicht befriedigend gestaltet. Die zahlreichen, sich als unabhängige Herrscher fühlenden Häuptlinge fürchteten größtentheils für ihre Selbständigkeit und ihre kleinen Handelsinteressen. Daß man sie und die Ihren für geleistete Dienste, für Lieferung von Lebensmitteln bezahlen wollte, dünkte ihnen kein entsprechender Vortheil; denn zum ersten liebten es die Ihrigen nicht, zu arbeiten, und zum andern saßen sie selbst nicht im Ueberfluß. So ungern gaben sie von ihren etwaigen Vorräthen ab, daß die Stationen nicht selten genöthigt waren, Einkäufer weithin in die Umgegend auszusenden.

Nicht zum wenigsten mangelte es auch hier und dort an den richtigen Tauschwaaren, welche die Umwohner hätten reizen können, sich von einem Theil ihrer Feldfrüchte, ihres Kleinviehs zu trennen. Rum wurde, so weit er bei den ungenügenden Transportmitteln beschafft werden konnte, reichlich verwendet.

Die Bewohner der Landschaft Vivi konnten von dem Stationsvorsteher bewogen werden, zeitweilig Trägerdienste bis Isangila zu leisten. Im Inneren, zwischen Manyanga und Leopoldville war das Experiment mißglückt. Die große Masse der Eingeborenen war der Expedition keineswegs günstig gesinnt. Von den trefflich bewaffneten Sansibarleuten wurden sie nicht besonders rücksichtsvoll behandelt.

Die Station Isangila hatte bereits einen blutigen Strauß mit den Bewohnern der Umgegend ausgefochten. Zu Manyanga waren wiederholt kriegerische Zusammenstöße vorgekommen, und noch weiter landein, am Südufer des Kongo, hatte ebenfalls ein blutiger Kampf stattgefunden.

Derartig also war ein Unternehmen beschaffen, von welchem Herr Stanley glauben machen will, daß er es mir in einem vortrefflichen Zustande übergeben habe, daß ich es hätte der Unordnung und Verwahrlosung anheimfallen lassen.

Während eines dreijährigen Bestehens der Expedition, die stetig an Umfang wuchs, war nichts gethan worden, um auch nur die groben Uebelstände zu beseitigen. Diese hatten sich im Gegentheil sehr verschärft.

Die Beziehungen der Expedition zu den Handelshäusern, deren Hilfe sie bis dahin unter keinen Umständen entbehren konnte, waren um diese Zeit bereits recht unbefriedigend geworden. Die Geschäftsverbindungen wurden gelöst. Vorkommnisse von vorwiegend häßlicher persönlicher Natur, welche darum hier übergangen werden, bestimmten später auch das letzte der Expedition gebliebene Handelshaus, seinen ferneren Beistand zu kündigen.

Mit diesen höchst unangenehmen Vorfällen stand ich, auch später als Leiter des Unternehmens, absolut in keinem Zusammenhange. Die bedingenden Ursachen lagen gänzlich außerhalb meiner Machtsphäre. Es ging eine üble Saat auf, die ich nicht gesäet; sie erschwerte aber die Lage der Expedition in hohem Grade. Mir persönlich sind die Kaufleute des Gebietes nach wie vor in der zuvorkommendsten Weise begegnet.

Man wird nun begreifen, daß ich mich wohl scheuen konnte, unter ohnedies für mich weit schwieriger gewordenen Verhältnissen der Nachfolger eines Mannes zu werden, dessen außerordentliche Leistungen als Entdeckungsreisender und willenskräftiger Arbeiter ich unbedingt anerkannte, dessen Art der Verwaltung eines großartigen Unternehmens jedoch sehr im Argen lag. Die ihn kannten, waren nicht erbaut von seinem Charakter, hoben besonders seinen rücksichtslosen Egoismus, seine ausgeprägte Hartherzigkeit hervor.

Wie geringes Verständniß Herr Stanley für die Erscheinungen in der ihn umgebenden Natur besaß; wie eigensinnig er alle Thatsachen ignorirte, die seinen vorgefaßten Meinungen entgegenstanden; wie seine Phantasie alles Wissen ersetzte und wie unvorsichtig und kühn er daher generalisirte — darüber konnte ich mir selbst ein Urtheil bilden. Noch wußte ich aber nicht, wie wenig Herr Stanley um Mittel verlegen ist, wenn er einen Zweck erreichen will.

Herr Stanley erzählt (I, 477), wie große Sorgen ihn um sein verlassenes Werk gequält haben würden, wenn ihm nicht die Hoffnung geworden wäre, daß es durch mich in demselben Geiste fortgesetzt werde. Er deutet an, wie er mir für mein schwieriges Amt die nothwendigen Informationen und Winke gegeben, sodaß ich, wenn mir die nothwendigen Eigenschaften nicht abgingen, vollständigen Erfolg hätte haben müssen. Er schließt mit dem Satze: als ein besonders glückliches Omen für ein günstiges Resultat erschienen zur weiteren Ermuthigung 225 für die Expedition neu angeworbene Rekruten.

Gewiß klingt dies gut und verheißungsvoll. Jedweder Leser, welcher die Wahrheitsliebe des berühmten Entdeckers nicht bezweifelt, muß annehmen, daß dieser seinen Nachfolger in der loyalsten Weise unterstützt habe. Jedwedem Leser müssen die danach im Buche folgenden Angriffe um so berechtigter erscheinen.

Herr Stanley hat mich jedoch nicht nur nicht unterstützt, sondern hat mit Vorbedacht meine Stellung zu erschweren, meine Arbeiten

zu hindern gesucht. Nicht nur mich, sondern auch das Unternehmen hat er geschädigt, indem er letzteres in Verwirrung brachte, seine Entwickelung hemmte — eben das Unternehmen, welches ihm laut seiner Berichte so sehr am Herzen lag, dessen ungeheuer kostspielige Erhaltung ein König bestritt.

Kaum war die wichtige Verstärkung von 201 Sansibarleuten angelangt — es waren nicht 225 Mann, wie Herr Stanley angiebt — die nun unter meinem Befehle das Unternehmen festigen und erweitern sollte, so beeilte sich der scheidende Führer mich dieser bedeutenden Macht vollständig zu berauben. Er stellte ganz in der Stille diese wiederholt für sich selbst und die Expedition dringend verlangte Arbeitermasse unter den ausschließlichen Befehl eines jungen Officiers, und entzog deren Arbeitskraft mir und dem Unternehmen bis auf den letzten Mann.

Als ich von dieser heimlich getroffenen Maßregel erfuhr und Herrn Stanley um Auskunft über diese ungehörige Einmischung ersuchte, antwortete er mir: es geschehe auf Befehl des Komités. Er fügte dann in sehr provocirendem Tone hinzu, wenn ich weiteres wissen wolle über die jenem Officier ertheilte Instruction, so möge ich doch diesen selbst fragen. Vielleicht würde er es mir sagen. Auf meine Frage, wie lange solchergestalt jene große Arbeiterzahl außerhalb meiner Befehle stehen sollte, erhielt ich die Antwort: sechs Monate.

So bekundete Herr Stanley seine Fürsorge für mich und sein großes Werk, und zwar, nachdem ich ihm meine Vollmacht vorgelegt und die Führerschaft übernommen hatte. Die Absicht lag klar zu Tage. Nicht ohne Grund hatten mich Kenner des berühmten Mannes vor ihm gewarnt. Herr Stanley änderte nichts an dem Gethanen, und der Officier weigerte sich wiederholt, mir auch nur einen Mann von der ihm ausgelieferten Schaar abzutreten.

Die Hauptmacht der Expedition war ohne mein Wissen mit einem Schlage von derselben abgelöst und stand mir gegenüber. Ich hatte keine andere Gewalt, als meine von der höchsten Autorität ausgestellte schriftliche Vollmacht — und diese erwies sich bei diesem Vorgang als ein werthloses Stück Papier. Unbegreiflich mag das wohl erscheinen, aber am Kongo geschehen eben unbegreifliche Dinge.

Bisher hatte von den in der Expedition beschäftigten Sansibarleuten kein einziger entbehrt werden können. Herr Stanley hatte darum sogar eine starke Abtheilung über ihre Zeit festgehalten und wiederholt dringend um Verstärkung ersucht. Diese war eben angelangt. Von den alten Leuten wurden gerade einige sechzig entlassen und reisten gleichzeitig mit Herrn Stanley nach Hause. Ihr Abgang schwächte die Expedition in gefährlicher Weise. Nichts destoweniger wurde mir nicht einmal dieser Ausfall an Arbeitern ersetzt!

Die starke, eben eingetroffene Abtheilung wurde dem jungen Officier übergeben. Und dieser sollte, wie sich im Laufe der Zeit

herausstellte, mit derselben nicht etwa eine entsprechend wichtige und große Aufgabe erfüllen, sondern hatte lediglich eine Arbeit zu verrichten, welche Andere vor ihm mit einer bloßen Handvoll Leute leisten mußten. Wäre Herr Stanley Führer geblieben, so hätte er zu diesem Zwecke höchstens 30 Mann für 10 Tage bewilligt und hätte alle übrigen Leute sofort an die Spitze der Expedition commandirt, um mit ihrer Hülfe weitere Erfolge zu erstreben.

So weit sich die Folgen von Herrn Stanley's Verhalten übersehen ließen, war die Expedition für mindestens sechs Monate in jeder gedeihlichen Entwickelung behindert. Sie war schwächer denn je zuvor. Außerdem waren die Keime zu künftigen Verwirrungen gelegt. Denn Herr Stanley hatte dem Führer der selbständigen Abtheilung auch noch besondere Machtvollkommenheiten ertheilt, denen zufolge er nicht nur Waffen, Munition, Waaren, Lebensmittel von der Expedition bezog, sondern sogar nach Gutdünken Beamte aus den Stationen entnehmen konnte. Auch war durch sein Thun meine Autorität mindestens unserem Arbeiterpersonal und den Eingeborenen gegenüber in Frage gestellt, da diese natürlich denjenigen für den eigentlichen Oberbefehlshaber hielten, welcher die meisten Leute befehligte. Und das war nicht ich.

Selbstverständlich war Herr Stanley davon unterrichtet, daß ich bereits nach Brüssel um schnellste Ablösung von meinem Posten geschrieben hatte. Entweder wollte er nun durch seine Vorkehrungen mich, den „deutschen Spion", zur sofortigen Heimreise bewegen, von dem Marsch in das Innere abhalten, damit ich dessen Zustände nicht kennen lerne; oder er wollte seinem Nachfolger mindestens jede Möglichkeit nehmen, mit der Expedition etwas zu erreichen. Wenn Herr Stanley nicht Führer war, durfte das Unternehmen nicht vorangehen, durfte keine Erfolge verzeichnen. „Mag der Kongo zu Grunde gehen!"

(Dem entsprechend handelte auch Herr Stanley bei seiner Rückkehr. Kaum erfuhr er nämlich, daß der von mir bevollmächtigte Höchstcommandirende am oberen Kongo in einem Ruderboote den Strom hinaufgefahren sei, so sandte er Eilboten in das Innere, ihn aufzuhalten.)

Die mir drohende Gefahr erkannte ich sehr gut. Das Unternehmen konnte in den nächsten Monaten nichts leisten. Mir dagegen würde sicherlich die Verantwortung für künftige Geschehnisse aufgebürdet werden. Nahm ich die Führung, mußte ich auch die Folgen tragen. Wer konnte überdies wissen, welche weiteren Ueberraschungen Herrn Stanley's Fürsorge im Inneren für mich vorbereitet hatte? was mir sonst noch drohte?

Damals hatten wir noch keine Kenntniß von einem Bubenstück, welches im Inneren verübt worden war und den Fortgang der Expedition für lange Zeit noch sicherer abschnitt.

Auch ohne diese Kenntniß wäre nichts vernünftiger gewesen, als sogleich mit Herrn Stanley nach Brüssel zurückzukehren und an maß-

gebender Stelle sein Thun zu charakterisiren. Es war zu gewagt, ja geradezu eine Widersinnigkeit, unter den obwaltenden Umständen den Oberbefehl zu übernehmen.

Wenn ich aber abreiste, konnte ich die Zustände im Innern nicht aus eigener Anschauung beurtheilen, über sie nicht Bericht erstatten. Und Herr Stanley mußte doch sehr gewichtige Gründe haben, wenn er in solcher Weise versuchte, mich von dem weiteren Vorgehen abzuschrecken. Ich beschloß, geschehe, was da wolle, in das Ungewisse hineinzugehen und, ohne Rücksichtnahme auf mich selbst, dem Könige mein Wort zu halten. Wie immer die Zukunft sich gestalten mochte, der Vorwurf konnte mir nicht gemacht werden, daß ich dem mir geschenkten Vertrauen nicht entsprochen hätte. —

Herr Stanley reiste ab. Bald darauf schrieb er mir noch ein paar Briefe von St. Paul de Loanda, wohin er sich begeben hatte, um den portugiesischen Postdampfer nach Europa zu benutzen. Diese Briefe waren nicht bestimmt, mich zu unterhalten. Namentlich der eine sollte mich bei guter Zeit von einem der Expedition zugedachten hohen officiellen Besuch benachrichtigen, damit der fremde Würdenträger nicht etwa gar einen Einblick in gewisse für den früheren Führer sehr bedenkliche Verhältnisse gewönne. Der andere enthielt unter Anderem auch eine Warnung gegen den Vorsteher der englischen Mission.

Hier will ich nun gleich im Voraus erzählen, was sich nach Herrn Stanley's Abreise am unteren Kongo ereignete.

Der mehrfach erwähnte belgische Kaufmann brachte den heimreisenden Führer im „Heron" nach Süden. Dann kehrte er zurück und dampfte mit den abgelohnten Sansibarleuten nach der Insel St. Helena, von wo sie den englischen Postdampfer nach dem Kap benutzen sollten. In kurzer Zeit konnte er zurück sein. Die Expedition, deren letzter Dampfer „La Belgique" den „Heron" natürlich nicht annähernd vertreten konnte, wartete und wartete. Der Kaufmann, welcher verschiedene seiner Landsleute zur Kräftigung ihrer Gesundheit mit auf die Seereise genommen hatte, kam nicht zurück.

Am 23. Juli hatte er mit dem „Heron" den Kongo verlassen; man sah ihn nicht wieder, nicht im August, nicht im September. Keine Nachricht traf ein über seinen Verbleib und man gab ihn schließlich verloren. Ich konnte diese Befürchtung nicht theilen. Der Kapitän des „Heron" war ein mir wohlbekannter ausgezeichneter englischer Seemann. Nach dem, was Herr Stanley bereits gegen mich und die Expedition angestellt, und was mir sonst widerfahren war, erschien mir dies Ausbleiben des „Heron", dessen damaliger Inhaber sich mir überdies von Anfang so feindselig gezeigt hatte, nicht schwierig zu erklären. Es war anzunehmen, daß die Herren sich irgendwo aufhalten und gelegentlich wiederkommen würden.

So begab es sich denn auch. Am 10. Oktober, nach einer Abwesenheit von 79 Tagen, lief der „Heron" wieder wohlbehalten in den

Kongo ein. Aus den verschiedenen Angaben ließ sich wenigstens soviel entnehmen, daß die Herren erst längere Zeit sich St. Helena gründlich angesehen, dann eine weite Fahrt nach Südwestafrika, man nannte Mossamedes, unternommen hatten, um Vieh zu kaufen, dort in das Innere geritten, auch erkrankt waren 2c. 2c.

Während der Abwesenheit des „Heron" und seiner Reisegesellschaft gestaltete sich wegen Mangel an Zufuhren die Lage der Expedition natürlich nicht besser. Die aukommenden Güter waren an den verschwundenen Kaufmann adressirt und konnten von Anderen nicht übernommen werden. Schließlich langte auch noch ein großes Segelschiff an, welches von der Association gechartert und mit Waaren aller Art befrachtet war. Der Kapitän desselben mußte ebenso unthätig wie ungeduldig innerhalb der Kongomündung vor Anker liegen bleiben. In der höchsten Noth verließ endlich der Chef von Vivi, Herr Lindner, seinen Posten und ging den Fluß hinab, um nach Kräften den unerträglich gewordenen Verhältnissen abzuhelfen.

Mittlerweile war dem im „Heron" zurückgekehrten Kaufmann von dem Komité plötzlich das sämmtliche auf dem unteren Kongo befindliche schwimmende Material der Expedition — also auch der letzte noch brauchbare Dampfer — zur Obhut überwiesen worden! Ich selbst erfuhr diese Thatsache erst, als der Beaufbetragte die Fahrzeuge an sich nahm.

Derartig ging es in einer Expedition zu, deren Chef man trotzdem die Verantwortung aufbürdete. In Folge dieser Verfügung entwickelten sich Unzuträglichkeiten, welche Herr Stanley in einer Weise erzählt, als ob ich sie verschuldet hätte. Darum gedenkt er auch dieser interessanten Vorkommnisse mit keinem Worte. —

Wie bereits erzählt, war ich also Chef einer Expedition geworden, welche kaum noch lebensfähig war, in welcher ich kaum etwas zu befehlen hatte.

Die das Personal betreffenden Verhältnisse schildert Herr Stanley selbst eingehend genug; verfährt er dabei auch in einer tadelnswerthen Weise, so ist doch aus seinen eigenen Worten zu folgern, daß er sie mir hinterließ, daß nicht ich sie verschuldet habe. Das Betriebsmaterial befand sich in einem schlechteren Zustande denn je zuvor. Das Arbeiterpersonal war um einige sechzig Köpfe verringert; die Hauptmacht mir entzogen; meine Autorität im Voraus erschüttert; die Saat künftiger Verwickelungen ausgestreut. Das Unternehmen war jedenfalls für viele Monate matt gesetzt. Im Bewußtsein dieser Errungenschaft hatte sich Herr Stanley beruhigt nach Europa einschiffen können.

Von dem Einzelnen war die langgedehnte, nur locker zusammenhängende Expedition schon längst nicht mehr zu übersehen und zu lenken. Ein Chef, der nicht den eigenen Vortheil, sondern das Wohl des Ganzen erstrebte, hätte längst die Verwaltung theilen, Vertreter

mit weitgehender Machtbefugniß einsetzen müssen. Daher zerlegte ich zunächst das Unternehmen in zwei Abtheilungen; für die untere ernannte ich den Kommandanten von Vivi, für die obere den früher erwähnten höheren belgischen Officier zum Vorsteher. Beiden gab ich die nöthigen Vollmachten. Fernerhin hob ich auch das Ansehen der einzelnen Stationsvorsteher in den Augen der Eingeborenen, damit sie größeren Einfluß gewinnen, selbständiger handeln, das Unternehmen festigen konnten. Später ist auch unter Herrn Stanley dieses Verwaltungssystem beibehalten worden; er hat für die obere Abtheilung sogar den nämlichen von mir einst ernannten Vorsteher wiedererwählt.

Meine Hauptaufgabe konnte nur die Untersuchung des Landes, die Gewinnung der Eingeborenen sein. Vor allen Dingen war es doch nöthig, zu wissen, ob die Gebiete überhaupt produktiv seien, ob also eine Eisenbahn von Nutzen sein könne, ob ihre Konstruktion auf bedeutende Schwierigkeiten stoßen würde.

Während der Führer der 200 Sansibarer, der mir genommenen Hauptmacht, sich in Vivi zum Abzug rüstete, mußte ich, der Chef des ganzen Unternehmens, mit einem Häuflein von Begleitern in das Ungewisse marschiren. Ich hatte einen deutschen Gefährten mit mir, meine 17 Sansibarleute, außerdem noch 3 Kabindas und drei zu persönlichen Dienstleistungen bestimmte Knaben. Es war kein hoffnungsvoller Zug.

Meine Untersuchungen brachten es mit sich, daß wir vielfach von den gewöhnlich begangenen Pfaden weit nach Norden abwichen. Von Isangila verfolgten wir darum auch nicht den üblichen Wasserweg, sondern marschirten über Land. Als wir dabei einen nördlichen Bogen des Kongo berührten, trafen wir zufällig auf das von Manyanga kommende Ruderboot — der Dampfer „Royal" fand nicht Fahrwasser genug. Es hatte drei Eingeborene in Ketten an Bord, drei Häuptlinge der oben genannten Landschaft; Kriegsgefangene. Dort war schon wieder einmal gekämpft worden.

Nach mühseligen Märschen in Manyanga angelangt, vernahmen wir dort die erste Kunde von dem kaum glaublichen Bubenstück, welches am Stanley Pool verübt worden war. Der Dampfer „En Avant", mit dem ich den oberen Kongo befahren wollte, war durch Abschrauben des Drosselventils vollkommen unbrauchbar gemacht worden! Gleich nach Herrn Stanley's Abzug war die That entdeckt und nach Brüssel — leider nicht auch nach Vivi — berichtet worden. Viele Monate mußten vergehen, ehe der Schaden ersetzt werden konnte, und meine letzte Hoffnung, die Erforschung des Inneren mittelst dieses Dampfers, war vernichtet.

Es blieb mir jedoch das freilich unzureichende Ruderboot und mit diesem wenigstens wollte ich vom Stanley Pool aus so weit als möglich vorzudringen versuchen. Bevor ich Manyanga verließ, schlichtete ich die schwebenden Streitigkeiten, stiftete, wie ich glaubte, einen dauernden Frieden und bewog die Häuptlinge, sich mit ihrem ganzen Gebiete

unter den Schutz der Association zu stellen und einen Oberhoheitsvertrag zu unterzeichnen. Es war dies überhaupt der erste derartige Vertrag, welcher von dem Unternehmen abgeschlossen worden ist.

Nun galt es Leopoldville, also den Stanley Pool, zu erreichen. Auf dem Südufer konnten wir nicht passiren, weil nach einem blutigen Kampfe einige mächtige Häuptlinge den Weg gesperrt hielten, und weil Herr Stanley nichts gethan hatte, den Streit beizulegen. Mein Häuflein von Begleitern war viel zu unbedeutend, als daß ich hätte mit den Feinden unterhandeln können. Aber auch auf dem Nordufer waren wir gefährdet. Dort gährte es ebenfalls unter den Eingeborenen und wir waren nicht sicher, ob wir im Guten mit ihnen auskommen würden.

Ehe ich weiter zog, berichtete ich an das Komité über das Vorgefallene, über die verschlimmerte Lage der Expedition, über die mich voraussichtlich erwartenden Gefahren; ich sandte sogar eine in Madeira aufzugebende Depesche ab, in welcher ich bat, mir und der Expedition umgehend wenigstens die Hälfte der entzogenen Hauptmacht zuzuweisen. Die nachmals darauf eingehende schriftliche Antwort des Komités war überaus charakteristisch: die 200 Sansibari blieben abgetrennt vom Unternehmen; die 64 abgelohnten Sansibarer wurden nicht ersetzt. Dagegen rechnete mir das Komité sehr umständlich vor, daß ich auch ohne jene Hauptmacht, und ohne Ersatz für die entlassene Abtheilung noch über eine mehr als genügende Macht verfüge. Es wurde mir sogar eine Liste über deren Bestand, Vertheilung und beste Verwendung aufgestellt. So bemühte sich das Komité, mich am Kongo von Brüssel aus über die am Kongo herrschenden Verhältnisse zu belehren und mir von Brüssel aus ziffernmäßig zu beweisen, daß am Kongo Alles in bester Ordnung sei. Das sehr interessante und umfangreiche Schriftstück ist, wie andere Dokumente, in meinen Händen.

Da ich über Herrn Stanley Beschwerde zu führen hatte und es nicht ohne sein Wissen thun wollte, schrieb ich gleichzeitig einen Brief an ihn, den ich offen an das Komité sandte, damit die Herren ihn lesen und an Herrn Stanley weiter befördern möchten. Diesen Brief hat das Komité richtig erhalten, aber vorgezogen, ihn nicht abzugeben. Ich gebe hier die Hauptstellen desselben wieder:

„Der Dampfer ‚En Avant‘ wird für lange Zeit unbrauchbar sein, wie Sie wohl wußten, aber mir nicht sagten.

„Herrn Missionar Comber haben Sie einen Platz zur Ansiedelung am Stanley Pool angewiesen, auf dem Grund und Boden der Association und gerade vor der Thüre der Station Leopoldville. Sie haben Herrn Comber einen Brief für Herrn Braconnier gegeben, um Ihren Willen kund zu thun. Außerdem hat Herr Comber mit Ihrer Erlaubniß eine Mission auf dem Grund und Boden der Association neben der Station Isangila errichtet.

„Von diesem Allen haben Sie mir nichts gesagt.

„Habe ich Sie daran zu erinnern, in welchen Ausdrücken Sie sich über die Missionare, besonders über Herrn Comber gegen mich und Andere zu Vivi ausgesprochen haben? Habe ich Sie daran zu erinnern, wie sehr Sie Herrn Haron tadelten, weil er den Missionaren erlaubt hatte, sich in Manyanga niederzulassen?

Und doch wußten Sie genau, daß Herr Comber daselbst den Grund und Boden von den Eingeborenen gekauft hatte, daß dieser der Association überhaupt gar nicht gehörte, daß in der Station Manyanga nicht einmal ein Dokument existirte, welches beweisen konnte, daß die Gebäude dieser Station auf dem Eigenthum der Association errichtet seien.

„Sie begreifen sehr wohl, daß über 60 Sansibarer, welche mit Ihnen Kongoland verließen, die gefährdetsten Punkte der Expedition von Mannschaften entblößt gelassen haben; daß dieser Abgang hätte mit größter Eile ersetzt werden müssen, wenn die Expedition nicht in größte Gefahr gebracht werden sollte, wenn das Werk fortgesetzt werden sollte — und dennoch werden auf Ihren Befehl 200 Mann der Expedition vorenthalten, als wenn dieselben nie am Kongo angelangt wären. Und für welchen Zweck? Um das Gras aus dem Wege zu räumen und einen Wagen mit einem kleinen Dampfkessel vorwärts zu bringen, welche Arbeit 30 Leute so gut wie früher leisten könnten!

„Durch Ihr Thun haben Sie die Expedition in Verwirrung gebracht, in die gefährlichste Lage, die der schlimmste Feind ihr wünschen könnte."

Die wiederholten blutigen Kämpfe; die Anmaßung der leider nicht von Europäern begleiteten Karawanen der Sansibarer, welche das Land durchzogen, mußten die Besorgniß der Eingeborenen erregen. Diese wurde neuerdings gesteigert, da es dem Unternehmen gelungen war, am Stanley Pool einen Elfenbeinhandel zu eröffnen*). Allerdings blieb derselbe sehr geringfügig, doch nicht etwa weil man es an Anstrengungen fehlen ließ, sondern weil es überhaupt an dem kostbaren Produkte mangelte. Eine Anzahl Zähne war bereits von Leopoldville nach Manyanga übergeführt worden und man erwartete baldigst eine weitere Elfenbeinkarawane. Die Bewohner der zwischenliegenden Distrikte sahen sich durch den beginnenden Handel in ihren Gerechtsamen geschmälert, weil die Karawanen der Expedition, auf ihre Zahl und vorzügliche Bewaffnung pochend, nicht den althergebrachten Durchgangszoll entrichteten. Darum war die Stimmung bedenklicher als je zuvor geworden.

Die Zeit drängte jedoch und ich wollte trotz alledem mein Heil versuchen, obwohl es eine große Unklugheit war, sich nach den bereits gemachten Erfahrungen noch vorauszusehenden Gefahren auszusetzen. Was wir erwarten durften, geschah. Als wir den einige Tagemärsche von Manyanga entfernten Distrikt von Mowa passirten, kreuzte diesen die erwartete Elfenbeinkarawane auf einem Nebenwege. Ihr hatten die Leute von Mowa einen Hinterhalt gelegt. Unser Erscheinen vereitelte zwar ihre böse Absicht, aber weiterhin überfielen sie uns, in der Hoffnung, meine kleine Macht leicht überwältigen und zersprengen zu können.

Sobald der erste Angriff abgeschlagen, wäre es für uns am sichersten gewesen, umzukehren und uns der starken, abwärts ziehenden Elfenbeinkarawane anzuschließen, die noch nicht fern sein konnte. Dann aber hätten die Eingeborenen sich eines großen Erfolges gerühmt. Sie

*) Die Expedition trieb Handel. Ich habe nunmehr den von der Association wiederholt abgegebenen officiellen Erklärungen auf das Bestimmteste zu widersprechen — und kann diese Behauptung wie andere aktenmäßig beweisen.

konnten übermüthig werden, sich in Masse erheben und damit den Fortbestand der ganzen Expedition in Frage stellen. Dies durfte nicht geschehen. So kämpften wir denn, und gingen vorwärts; ich an der Spitze meiner kleinen Macht. Sechs Stunden lang hatten wir uns gegen zahlreiche, hartnäckige Feinde zu wehren, welche, in Gras und Buschwerk versteckt, aus nächster Nähe auf uns feuerten. Es war ein böser Tag. Einer meiner Leute wurde getödtet, mir selbst der Arm durchschossen.*)

Endlich hatten wir uns hindurchgeschlagen, gelangten zu dem Fährplatz, setzten in Kanoes der Eingeborenen über den Kongo und erreichten in Eilmärschen Leopoldville.

Im sogenannten Hafen der Station lag der ruinirte Dampfer „En Avant" und das Ruderboot, welches ich zu benutzen gedachte. Ich war jedoch krank, litt schwer an Wundfieber und mein Arm hatte ein erschreckendes Aussehen angenommen. Als ein mindestens für Wochen zur Unthätigkeit gezwungener Krüppel konnte ich natürlich nicht an weiteres Vorgehen denken.

Von der letzten, oberhalb Leopoldville gelegenen Station Msuata fand ich sehr schlimme Nachrichten vor. Dort waren die Sklaven ausgebrochen; man hatte sie verfolgt und theils eingefangen, theils niedergeschossen. Außerdem schrieb mir der Chef von Msuata, daß er dem größten Mangel preisgegeben sei, daß er absolut nichts besäße, nicht einmal die nothwendigsten Dinge. Derartig hatte Herr Stanley für die zuletzt von ihm gegründete Station, für den auf dem fernsten Punkt in der Wildniß einsam zurückgelassenen jungen Mann gesorgt!

Ich vermochte ihm vorläufig leider nicht zu helfen, denn auch in den Magazinen von Leopoldville herrschte vollständige Ebbe. Der Chef dieser Station besaß weder eine genügende Menge Waaren für den Tauschhandel, noch den nothwendigsten Proviant. Tagereisen weit wurden die Einkäufer im Lande umhergesandt, um die unzureichende Nahrung zu beschaffen, von der wir wohl oder übel zu leben hatten. Denn das Leopoldville in der Wirklichkeit ist ein sehr verschiedenes von dem Leopoldville in Herrn Stanley's phantastischem Buche. Selbst wenn ich gesund gewesen wäre, hätte ich nicht weiter vorgehen können, da es gerade an den hierzu nöthigen Gütern mangelte. Herr Stanley hatte mit gutem Bedacht Alles gethan, um sein Werk unter anderer Führung nicht weiter gedeihen zu lassen. Obwohl er heimreiste, nahm er doch einen Ueberfluß von Provisionen mit sich, und überließ die Station der Noth und dem Elend. In Vivi versicherte er mir dagegen, daß oben am Fluß alles Wünschenswerthe in Masse aufgestapelt sei!

---

*) In der Wochenschrift „Das Ausland" Jahrgang 1883 Nr. 26 habe ich den „Ueberfall bei Mowa" ausführlich erzählt. Einige zur Rechtfertigung des Herrn de Brazza bestimmte Sätze sowie Bemerkungen über den Elfenbeinhandel des Unternehmens habe ich auf Verlangen des Komités, welches die Censur über die Publikationen beanspruchte, aus dem Aufsatze streichen müssen. Ich war dazu kontraktlich verpflichtet.

Die wahre Stellung des vielgenannten Häuptlings Ngalema — nicht Ngaljema wie Herr Stanley schreibt — verkennend, hatte er diesen in der unglaublichsten Weise bereichert und verwöhnt. Er erzählt ja selbst ganz unbefangen (I, 384), daß er ihm bereits in den ersten Tagen für 18000 Mark Güter geschenkt habe! Der Chef von Leopoldville konnte nicht in dieser Weise fortwirthschaften und die Güter der Expedition so rücksichtslos verschleudern. Er mußte den Forderungen dieses unverschämt gewordenen Häuptlings wie denen anderer gebührend entgegentreten, schon darum, weil er sie auch beim besten Willen nicht hätte befriedigen können. Hierdurch waren die Beziehungen der ohnedies mit Mißtrauen und Besorgniß betrachteten Expedition, die den Eingeborenen nicht länger als Melkekuh dienen wollte, nicht angenehmer geworden. Noch schwieriger gestaltete sich die Lage, weil das uns zur Verfügung stehende Personal um einige sechzig Köpfe verringert war und die Eingeborenen diesen Ausfall in unserer Macht sehr wohl kannten. Es gab Zeiten, da wir uns vorbereiteten, einen allgemeinen Ansturm der Eingeborenen auszuhalten — während unten am Kongo 200 Sansibarer sich mit einer Arbeit beschäftigten, welche 30 Leute in 10 Tagen bewältigen konnten.

Herr Stanley selbst trug größtentheils die Schuld an diesen Uebelständen; um so verwerflicher ist es, daß er die durch ihn in so üble Lage gebrachten Herren von Leopoldville in seinem Buche herabsetzt. Von dem Chef dieser Station, Herrn Braconnier, der einer seiner treuesten Begleiter gewesen ist, spricht er überhaupt in seinem Buche in derartig unwürdiger und unwahrer Weise, daß dies besonders hervorgehoben zu werden verdient.

In dem Häuptling Ngalema, Herrn Stanley's vielgenannten Blutsbruder, besaß die Station keinen wohlgesinnten, aber doch brauchbaren, weil mächtigen und klugen, Nachbar. Natürlich hatte er bereits vor meiner Ankunft von dem bei Mowa bestandenen Kampfe gehört, bei welchem wahrscheinlich sogar Krieger von ihm betheiligt waren. Das Gerücht mochte wie gewöhnlich die Vorfälle übertrieben haben.

Jedenfalls sah ich den Häuptling nur einmal, und zwar bei meiner Ankunft in Leopoldville. Er zog sich jedoch eilig zurück und ist, so lange ich am Stanley Pool weilte, nie wieder in die Station gekommen, hat niemals eine Forderung gestellt, uns überhaupt in keiner Weise belästigt. Seine drei Knaben besuchten mich dagegen fast täglich und verweilten stundenlang bei mir, unter diesen sogar sein Lieblingssohn und eben anerkannter Nachfolger Ndschele — derselbe, der absolut keinen Respekt vor dem großen „Mbula Matari" besaß und ihn sogar durch seine Streiche in lächerliche Situationen gebracht hatte. Wenn mir aber Ngalema seine Kinder derartig in die Hand gab, mußte er sicherlich Vertrauen in mich setzen. —

Leopoldville war von aller Verbindung abgeschnitten; auf beiden Ufern des Kongo der Weg gesperrt. Die glücklich nach Manyanga gelangte Elfenbeinkarawane hatte zwar — wie wir nachmals erfuhren —

unter Führung eines Europäers den Rückmarsch nach dem Stanley Pool angetreten, aber eilig Kehrt gemacht, sobald sie von dem stattgehabten Kampfe, meinem Tode ꝛc. hörte. Der Weg mußte wieder geöffnet, die Uebelthäter mußten bestraft werden, um das Ansehen der Expedition aufrecht zu erhalten.

Da ich wegen meines Zustandes nicht selbst gehen konnte, sandte ich unter Führung zweier Europäer eine starke Abtheilung aus. Sie sollten den Distrikt von Mowa vorsichtig passiren, die in Manyanga wartende Mannschaft an sich ziehen und die beiden nachweisbar schuldigen Dörfer niederbrennen. Leider wurde jedoch den Beauftragten der Oberbefehl von einem Höhergestellten abgenommen und ein Strafgericht vollzogen, welches ein zulässiges Maß in erschreckender Weise überschritt.

Jetzt war es erst recht nöthig geworden, Frieden zu stiften, den Einfluß der Expedition zu befestigen und womöglich die Häuptlinge des Nordufers zum Abschluß eines Oberhoheitsvertrages mit der Association zu bewegen. Zu diesem Zwecke hatte ich selbst zu gehen.

Ich war ohnedies in dem hungernden Leopoldville ein unnützer Esser. Weder mein eigener Zustand, noch der des Unternehmens gestattete mir, etwas für die Erweiterung desselben nach dem Inneren zu thun. Wichtiger war es, das Bestehende zu erhalten und zu kräftigen; eine Auswahl der nothwendigsten Güter und Provisionen nach dem Stanley Pool zu schaffen; am wichtigsten aber, persönlich in Brüssel für eine durchgreifende Reorganisation des Ganzen zu wirken und nöthigenfalls Vertrauensmänner heraus zu geleiten, um ihnen an Ort und Stelle die traurige Wirklichkeit zu zeigen. So wie bisher konnte es nicht bleiben: Gesundheit und Leben der Beamten, ungeheure Summen waren und wurden ohne jeden praktischen oder wissenschaftlichen Nutzen aufs Spiel gesetzt. Die Pläne eines beispiellose Opfer bringenden Königs konnten in solcher Weise nicht verwirklicht werden.

Wir beriethen die Angelegenheit in Leopoldville und die beiden höchststehenden Officiere unterzeichneten mit mir ein Dokument, in welchem dem Komité die wahre Lage der Expedition vorgestellt wurde. Der Inhalt desselben ist so bedeutsam, daß ich ihn hier wiedergebe.

„Die Expedition du Haut Congo befindet sich gegenwärtig in einer äußerst kritischen Lage. Der plötzliche Abgang ihres früheren Leiters, die von ihm gegebenen Instruktionen haben sie in eine bedauerliche Verwirrung gebracht und gefährden sogar ihre Existenz.

„Die Eingeborenen, welche sich dem freien Durchgang werthvoller Güter und Produkte durch ihre Gebiete widersetzen, sind bereits unter der Leitung des früheren Chefs auffäßig geworden, haben unsere Stationen und Karawanen angegriffen.

„Der Transport von Gütern und Provisionen ist überaus behindert durch die Art und Weise, wie die anlangenden Sendungen von den Seeschiffen nach unserer Niederlage zu Vivi befördert werden, sowie durch zufällig eintretende Störungen entlang unserer Verbindungslinie.

„Das Komité in Brüssel ist weder zur rechten Zeit noch in der rechten Weise über die Menge und Art der Waaren und Provisionen unterrichtet worden, welche am nothwendigsten sind für die Unterhaltung und Erweiterung der Expedition.

„Der Dampfer ‚En Avant‘ ist unbrauchbar gemacht, das Ruderboot ungenügend zum Vorwärtsgehen; die Güter, welche die aufwärts am Kongo lebenden Eingeborenen verlangen, sind nicht vorhanden und Monate müssen vergehen, ehe sie in genügender Menge beschafft werden können.

„Ferner stehen nicht Leute genug zur Verfügung, um die Handelsbeziehungen zu erweitern, welche doch, je weiter vorwärts sie ausgedehnt werden, um so mehr Feinde hinter sich schaffen. Es sind sogar nicht Mannschaften genug vorhanden, um die Station Leopoldville zu sichern und gleichzeitig ausreichend starke Karawanen in schneller Folge nach Manyanga zu senden. Letzteres aber ist höchst nothwendig, um die verlangten Güter heraufzubringen.

„Ferner herrscht eine bedauerliche Unsicherheit hinsichtlich der Tragweite der Vollmacht des ernannten neuen Chefs und es entstehen Schwierigkeiten auf Grund von Instruktionen, welchen die mit ihnen Versehenen eine zu große Wichtigkeit beilegen.

„Die Expedition sollte um ihrer Wohlfahrt, um ihrer guten inneren und äußeren Beziehungen willen einer durchgehenden Reorganisation unterworfen werden, welche auch die kleinsten praktischen und theoretischen Einzelheiten zu umfassen hätte.

„Es würde unmöglich sein, das Komité brieflich über alle Angelegenheiten eingehend zu unterrichten. Schnelle und endgültige Maßregeln sind zu treffen, um den Verlust an Zeit und Geld möglichst zu verringern, um das Fortbestehen der Expedition zu sichern.

„Wir halten es daher für das Beste, daß Einer von uns nach Brüssel gehen, dem Komité persönlich berichten und alle nöthigen Erklärungen und Rathschläge geben sollte, damit richtige Maßregeln getroffen, Güter ausgewählt und in passender Verpackung zum Kongo befördert werden.

„Da der gegenwärtige Chef mit allen einschlägigen Angelegenheiten vertraut ist; da er gegenwärtig nicht mehr thun kann, als die beiden Abtheilungsvorstände auch ohne ihn thun können, halten wir es für das Beste, daß er nach Brüssel reise. Wir halten dafür, daß gegenwärtig seine Wirksamkeit dort werthvoller für die Expedition ist, als in Afrika. Unterdessen werden die Abtheilungsvorsteher wie die Stationsvorsteher ihr Bestes thun, um die Expedition in ihrem gegenwärtigen Zustande derartig zu sichern, daß weitere Unternehmungen sofort beginnen können, sobald die Transportmittel ergänzt, die nothwendigen neuen Güter angelangt sind.“

Die in Leopoldville einziehenden Sieger von Mowa wollten, um die kritische Lage der Expedition zu verbessern und ihr „Prestige“ zu heben, in unbändiger Kriegslust sogleich auch über Ngalemas Dörfer herfallen. Diesem Beginnen trat ich entschieden entgegen, um so wirksamer, als auch der ruhig erwägende Chef der Station meine Ansichten theilte.

Damit die Gesichtspunkte, nach welchen ich ausnahmslos während der Zeit meiner Führerschaft handelte, klar dargelegt werden, und ich nicht fernerhin, wie es bereits geschehen, mit unwahren Vorwürfen belastet werde, gebe ich hier einen Auszug aus meiner schriftlich in Leopoldville hinterlassenen Instruktion:

„Die erste Aufgabe der kommandirenden Herren ist, freundliche Beziehungen mit den Eingeborenen am Stanley Pool wie an unserer Verbindungslinie zu sichern. Das höchste Ziel der Expedition muß sein, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, in freundlichster Weise mit ihnen zu verkehren und niemals Waffengewalt anzuwenden, so lange eine Möglichkeit geblieben ist, Streitigkeiten und sonstige widrige Vorkommnisse durch diplomatische Verhandlungen zu schlichten.

„Wir wissen, daß die Interessen der Häuptlinge am Stanley Pool, wie überall, nicht übereinstimmen. Zwischen ihnen herrscht Eifersucht, offene oder heimliche Feindschaft. Die alte Aristokratie der Umgegend steht den Parvenüs gegenüber, welche lediglich durch den Zwischenhandel und die günstige Lage ihrer Ortschaften mächtig geworden sind. Uneinigkeit herrscht sogar in ein und demselben Dorfe.

„Die Expedition kann ihre Interessen in der friedfertigsten Weise wahrnehmen, indem sie diese Verhältnisse klug benutzt, die einander gegenüber stehenden Kräfte im Gleichgewicht hält. Die Seite, auf welche die Expedition bei einem drohenden offenen Ausbruch der Feindseligkeiten sich stellen wird, ist sicher zu gewinnen — und diese Thatsache allein wird schon genügen, stets eine friedliche Beilegung des Streites zu erzielen.

„Die politischen Verhältnisse, die Beziehungen der Häuptlinge zu einander, deren private und öffentliche Interessen müssen sorgsam in Erwägung gezogen und, so weit sie nicht bekannt sind, gründlich studirt werden — wie auch die Gesetze, die Gebräuche und Sitten des Volkes. Wilde sind am besten zu leiten durch die Anwendung ihrer eigenen Gesetze.

„Wir wissen, daß der Häuptling Ngalema ein gefährlicher Gegner der Expedition ist. Wir wissen aber auch, daß alle seine Nachbarn seine natürlichen Feinde sind, und nichts lieber sehen würden, als daß wir ihn aus dem Lande jagten. Thäten wir dies, so sind wir sicher, daß ein anderer Häuptling, vielleicht ein noch schlimmerer Feind für uns, an seine Stelle treten würde. Ngalema ist ein kluger und vorsichtiger Mann. Er begreift seine Lage, er erwägt die Möglichkeit des Gelingens oder Mißlingens, wo ein Anderer ohne Ueberlegung handeln könnte. Darum ist es besser, gerade vor unserer Thür, unter dem Feuer unserer Gewehre einen klugen Feind als ein Bollwerk gegen andere zu haben, denn ihn zu vernichten, und dadurch die Macht anderer Häuptlinge zu vergrößern, die wir nicht so leicht erreichen können.

„Daher ist Ngalema ein derartig nützlicher Nachbar für die Expedition, daß, selbst wenn er einige Arglist gegen uns verübte, diese übersehen werden könnte — denn er ist ein Wilder. Und so lange, als durch sein Treiben die Expedition nicht ernstlich gefährdet wird, sollte jegliches gewaltsame Vorgehen vermieden werden: denn dieses würde unter allen Umständen die Bestrebungen der Expedition sowohl in Afrika wie in Europa schädigen.

„Unter den obwaltenden Verhältnissen ist mit den Karawanen, wenn immer möglich, ein besonnener Europäer als Befehlshaber zu senden, da nicht zu bezweifeln, daß unsere Sansibarer durch ihr unverschämtes Betragen nur zu oft das Uebelwollen der Eingeborenen verstärken und Feindseligkeiten hervorrufen.“

Dies wird genügen, um meine Auffassung von den Aufgaben der Expedition zu kennzeichnen.

Ich bereitete mich zum Abzuge vor. Es gab noch sehr viel in der Expedition zu erledigen, und ehe ich bis zur Mündung des Kongo gelangte, mußte die Post die Ernennung meines Nachfolgers gebracht haben.

Meinen deutschen Gefährten, Herrn Teusz, welcher bereits in Vivi treffliche Beweise von seiner Gärtnerkunst geliefert hatte, ließ ich am Stanley Pool zurück, damit er auch dort eine mannigfaltigere Ernährung der Beamten und Arbeiter vorbereite. Etliche Strecken Landes hatte er bereits urbar machen lassen.

Den Rest des Elfenbeines, welches bis dahin aufgekauft worden, mit mir führend, marschirte ich auf dem bekannten Wege nach Manyanga zurück. Der theilweis gefährliche Zug verlief ohne Unfall. Ich vermochte die Häuptlinge sämmtlicher Distrikte zu einer allgemeinen, nach

Zeit und Ort noch näher zu bestimmenden Zusammenkunft zu überreden, während welcher alle Verhältnisse endgültig geregelt werden sollten. Leider vermochte ich später nicht die nöthige Anzahl von Mannschaften aufzubringen und mußte darum den Plan, weitere umfassende Oberhoheitsverträge abzuschließen, fallen lassen.

In unserem Protektorat, dem ersten, welches am Kongo erworben worden war, empfingen uns unheilverkündende Zeichen: die Dörfer lagen wie ausgestorben, die Hütten verschlossen. Man hatte wieder Krieg gemacht. Die starke, außerhalb meiner Befehle gestellte Abtheilung Sansibarer hatte weiter stromabwärts im Basundilande ebenfalls Krieg gemacht, und der schwedische Kapitain des Dampfers „Royal“ fürchtete, von den wüthend gewordenen Uferbewohnern, mit denen er bisher allezeit die freundlichsten Beziehungen unterhalten, die auch mir mit meiner kleinen Schar friedlich begegnet waren, auf seiner nächsten Fahrt beschossen zu werden.

Nachgerade überkam mich eine verzweifelte Stimmung. Diese fand ihren Ausdruck in Briefen an das Komité, worin ich mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit die Zustände am Kongo schilderte. Diese Briefe wurden eilig nach Vivi gesandt; leider sind sie aber von dort nicht weiter befördert worden.

Wieder suchte ich Frieden zu stiften, die mit zahllosen Klagen herbeieilenden Eingeborenen zu beruhigen. Aber so schnell vermochten sie nicht wieder Vertrauen zu fassen. Sie hielten es für sicherer, draußen in der Wildniß zu schlafen. Des Nachts leuchteten die Feuer ihrer ausgestellten Wachen — sie wollten nicht erst durch das Krachen der Gewehre, durch das Geheul der über sie herfallenden Sansibarer aufgeweckt werden. Nur ab und zu betraten sie ihre Dörfer und Manche rüsteten sich zur Auswanderung, um aus der unheilvollen Nähe der Expedition zu kommen.

Endlich glaubte ich auch in Manyanga Alles geordnet zu haben. Dem Chef der Station gab ich eine Instruktion, aus welcher ich hier die folgenden Sätze anführe:

„Die Wohlfahrt der Expedition verlangt unbedingt, daß jede Feindseligkeit mit den Eingeborenen, jede Anwendung von Waffengewalt vermieden werde. Das ‚Prestige‘, dessen die Expedition bedarf, kann nicht durch Kriegführen gesichert werden. Das Hauptziel unserer Thätigkeit ist, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, unseren Einfluß in friedlicher Weise zu vergrößern.

„Wenn Ihre Sansibarleute den Eingeborenen Unrecht gethan haben, so bestrafen Sie dieselben und lassen Sie den Eingeborenen Gerechtigkeit angedeihen. Sie haben zu diesem Behufe stets ein Palaver anzusetzen und so viele Häuptlinge als nur möglich zu versammeln.

„Niemals haben Sie Gewalt der Waffen anzuwenden, es wäre denn, daß Sie wirklich zuerst angegriffen worden wären. Sie haben sich die äußerste Mühe zu geben, die Eingeborenen fern und nah durch freundliche und kluge Behandlung mit unserer Anwesenheit auszusöhnen.“

Zum ersten Male wieder seit Monaten konnte der Dampfer „Royal“ eine Fahrt versuchen, weil der Kongo bereits angeschwollen war. Um die Brauchbarkeit dieser mittleren Stromstrecke kennen zu

lernen und Zeit zu sparen, fuhr ich mit dem Dampfer nach Jsangila. Die Fahrt auf den reißenden, wirbelnden Gewässern erwies sich als eine überaus schwierige; dreimal lief das kleine Fahrzeug auf den Grund, obwohl der Kapitän das Flußbett genau kannte.

Von Jsangila marschirte ich nach Vivi und fuhr von dort zur Kongomündung hinab. Die Post war eingetroffen. Jch empfing ein Schreiben vom Komité: das erste seit langer Zeit, in welchem Vorwürfe nicht enthalten waren. Jm Gegentheil, man lobte mich, man bestätigte die von mir getroffenen Einrichtungen — aber man schrieb kein Wort über meinen Nachfolger. Das Komité schien in dem Wahne befangen, daß es sich Ungerechtigkeiten wie beliebige Aeußerungen seines Unmuthes ohne jegliche Rücksichtsnahme auf die Persönlichkeit erlauben dürfe. Selbstverständlich wurde durch solches Verhalten mein Entschluß nicht beeinflußt. Jch war durch Erfahrungen hart belehrt, und vor allen Dingen that es noth, in Brüssel die Wahrheit über das Unternehmen zu sagen, Abhilfe zu schaffen, nöthigenfalls Vertrauenspersonen zum Kongo zu geleiten.

Sobald alle Geschäfte erledigt waren, schiffte ich mich nach Europa ein. Kurz nach meiner Abreise landete Herr Stanley wieder am Kongo — das Komité hatte ihn längst wieder als Leiter des Unternehmens engagirt, aber vorgezogen, mich darüber nicht zu unterrichten.

Jch traf in Brüssel ein. Niemand wollte die Wahrheit hören; Niemand auch nur die einfachsten Erklärungen von mir annehmen. Zu dem König gelangte ich nicht.

Jn der Expedition stand Alles ausgezeichnet, mußte ausgezeichnet sein — das wußte das Komité besser als ich. Das vorgelegte Dokument von Leopoldville; das Zeugniß gegen die Denunciation; meine Denkschriften; meine wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich Vermessungen des Gebirges; mein dringendes Verlangen, wenigstens für die Wohlfahrt der Beamten einige Anordnungen zu treffen — Alles war für das Komité von keinem Belang. Bloß über die Konstruktion neuer Dampfer für den Kongo wurde ich zu Rathe gezogen und hatte darüber mit einem Fachmann zu verhandeln. Wie sich jetzt ergeben, sind aber meine Rathschläge nicht weiter beachtet worden.

Endlich, nachdem mir unerwartet von dritter Seite bedeutsame Aufklärungen über das Verhalten des Komités geworden waren, gab ich meine nutzlosen wochenlangen Bemühungen auf und reiste ab. Der Rest der mir zukommenden Gelder wurde mir nicht ausgezahlt. Forderungen an das Komité sind auf gerichtlichem Wege nicht durchzusetzen. Auf meine Bitte, mir die Karte zu überlassen, auf welcher ich meine Eintragungen gemacht hatte, wurde mir geschrieben, ein Unbekannter habe sie vom Bureau mitgenommen und noch nicht wiedergebracht.*) Glücklicher Weise hatte ich die

*) Später wurden diese Eintragungen theilweise auf einer in Brüssel herausgegebenen Karte veröffentlicht, aber nicht als die meinen, sondern als die eines belgischen Officiers, welcher gerade jene Gebiete nie betreten, noch weniger vermessen hatte.

umfangreiche Arbeit, welche sich auf meine ausgeführten Vermessungen des Gebirges bezog nebst den Zahlentabellen noch in letzter Stunde an mich genommen. Wochenlang hatte dieselbe unbeachtet im Bureau gelegen — obwohl sie doch das einzige vorhandene Material bildete, auf Grund dessen die Anlegung einer Straße, einer Eisenbahn in Erwägung gezogen werden konnte.

Und nun wende ich mich gegen Herrn Stanley selbst, gegen seine Angriffe, gegen den Inhalt seines Buches.

Ein Komité, welches gewissermaßen im Namen eines Königs handelt, über unbeschränkte Geldmittel verfügt, repräsentirt eine große Macht. Ein berühmter Entdecker, welcher für die große Masse schreibt und spricht, sein Prestige mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten, zu vergrößern weiß, repräsentirt ebenfalls eine große Macht.

Wenn nun zwei solche Mächte sich zusammenthun, um mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften etwas zu erstreben, so können sie in der That sehr viel leisten. Die öffentliche Meinung wird bald nicht mehr im Stande sein, zu unterscheiden, ob das zu Erstrebende bereits erreicht ist oder nicht, ob überhaupt Aussichten, es zu erreichen, vorhanden sind oder nicht, ob theilweise Erfolge in dem einen oder anderen Sinne zu deuten sind. Besonders leicht ist diese Unklarheit zu erhalten, wenn der Schauplatz der Begebenheiten unbekannt ist, wenn ausgiebige Vorkehrungen getroffen sind, daß nur solche Nachrichten in die Oeffentlichkeit gelangen, welche dem Zwecke dienen.

Für Herrn Stanley und das Komité giebt es daher zwei Abtheilungen von Männern: Diejenigen, welche für den Kongo schwärmen, blindlings für ihn eintreten oder auf Grund eigener Erfahrung Alles ausgezeichnet finden; und Diejenigen, welche wagen, eine abweichende Ansicht zu vertreten. Die Ersteren sind die Förderer des Werkes; vortreffliche Menschen, welche, wie immer sie geartet sein mögen, hohes Lob und öffentliche Anerkennung verdienen. Die Letzteren sind unbrauchbare Menschen, die das Schöne und Gute nicht sehen wollen.

Wenn ein geheimnißvolles Unternehmen, welches behauptet, wissenschaftliche und philanthropische Zwecke zu verfolgen, unter gänzlicher Vernachlässigung dieser nach ganz anderen Dingen trachtet, und statt ruhig mit seinen eigenen Mitteln das Gute zu erstreben, die öffentliche Meinung zweckvoll immer stärker aufregt, so fordert es die Kritik heraus. Wenn eine Reklame die Grenzen des Harmlosen gar zu weit überschreitet und anfängt, gefährlich zu werden, ist es geboten, ihre Angaben zu widerlegen, die allgemeinen Interessen wahrzunehmen.

Auf Grund eigener Erfahrung und der vorhandenen Forschungsresultate versuchte ich es daher, in der ersten Hälfte des vergangenen Jahres ein treues Bild von der wirklichen Beschaffenheit des Kongogebietes zu geben. Im warnenden Sinne war es ein geradezu vergebliches Beginnen: Die öffentliche Meinung war gefangen, die Macht

der Gegenpartei viel zu groß, und die Kolonialbewegung begann die Gemüther zu erregen.

Thatsächlich konnte ich nicht widerlegt werden; die Tagespresse wurde wohl auch nicht mehr für ausreichend erachtet, um alle Zweifel zu erdrücken. So versuchte es denn Herr Stanley, ob er seinen Zweck nicht durch sein Buch erreichen könnte. Noch war er groß, viel bewundert und viel gefeiert. Noch ließen sich vielleicht durch ein verwegenes Spiel die Kapitalisten für eine Eisenbahn in's Blaue gewinnen!

Aber auch eine Täuschung, und sei sie noch so unfaßbar groß und kühn, hat ihre Zeit. Während noch Herrn Stanley's Buch gedruckt wurde und die Konferenz zu Berlin tagte, beschloß die amerikanische Regierung, der Angelegenheit in praktischer Weise auf den Grund zu gehen. Sie sandte officiell einen vielerfahrenen und hochgestellten Beamten nach Afrika, zu untersuchen, wie es denn mit dem gerühmten Kongolande in Wirklichkeit stünde. Die officiellen Berichte sind publicirt; sie sind in ihrer klaren, scharfen Fassung unantastbar und vernichtend.*) Nicht nur im Allgemeinen, sondern gewissermaßen Satz für Satz bestätigen dieselben in allen Einzelheiten, was ich jemals über Westafrika, im Besonderen über das Kongoland und das Unternehmen gesagt und geschrieben habe.**)

Der Schleier fällt; der Glaube schwindet, mit ihm das afrikanische Kanaan. Es werden doch auch andere Staaten im Interesse ihrer Angehörigen, welche Unternehmungen im Kongostaate beginnen oder fördern wollen, officielle Berichterstatter nach dem Schauplatze senden, und endlich wird die volle Wahrheit über das Unternehmen an den Tag kommen.

Herr Stanley fühlt auch sehr wohl, daß Kanaan in Gefahr ist. Sein Buch ist für den Eingeweihten nur noch eine Rechtfertigungsschrift. Noch versucht er zwar mit erstaunlicher Kühnheit die Welt über den Werth des Kongolandes zu belehren und mit erfundenen Zahlen dafür Propaganda zu machen. Aber er selbst glaubt nicht mehr an die verheißenen Reichthümer. Wie könnte er auch! —

Mich, Herr Stanley, haben Sie am schmählichsten angegriffen, weil ich vom Anbeginn Ihr Thun und Centralafrika nüchtern beurtheilt

---

*) Congo. Reports of W. P. Tisdel to the Secretary of State. Washington 1885.

**) Der Gebirgslauf des Kongo. Verhandlungen des III. deutschen Geographentages. 1883. — Kongoforschung und die Kongofrage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1884. Nr. 4 und 5. — Das Kongogebiet. Deutsche Kolonialzeitung. 1884. Heft 13. — Westafrikanische Laterite. Das Ausland. 1884. Nr. 21. — Das central-afrikanische Problem. Oesterreichische Monatsschrift für den Orient. 1884. Nr. 2, 6, 7. — Handel und Produkte der Loangoküste und Niederguineas. Geographische Nachrichten. Berlin 1879. Heft 6, 7, 8. — Die deutsche Loango-Expedition. Abtheilung III. Leipzig, Frohberg. — Auch Dr. R. Küch: Beitrag zur Petrographie des Westafrikanischen Schiefergebirges. Wien, 1884, Hölder. (Bearbeitung meiner geologischen Sammlung).

habe, weil ich gewagt habe, den Vorspiegelungen der Reklame zu widersprechen. Sie haben über unser Zusammentreffen in Vivi und die Unterstützung, welche Sie mir, dem neuen Chef, vor seiner Abreise angedeihen ließen, folgende Angaben veröffentlicht:*)

— — — „welches (das Komité) ihn (also mich) im December 1881 nach Vivi schickte, von wo er mit 34 ausgesuchten Leuten eine Expedition nach Loango und dem Inneren machen sollte. Es ist unnöthig (!) die Gründe zu erörtern, welche die Abreise der Gesellschaft verzögert zu haben scheinen; nach mehrmonatlichen Vorbereitungen weilte er mit seinem Stabe und der ganzen Expedition unthätig und geduldig noch in Vivi, während ich geglaubt hatte, daß dieselbe schon im März ihren Marsch angetreten habe."

Eingangs habe ich bereits absichtlich ausführlich erzählt, wie es mir hinsichtlich dieser Expedition ergangen ist. Ich habe unten nur die wesentlichen Sätze aus der mir gegebenen Instruktion anzuführen.**)

Ueber diese Thatsachen sind Sie, Herr Stanley, von mir selbst bei unseren Verhandlungen in Vivi genau unterrichtet worden. Trotzdem stellen Sie die Vorgänge in einer Weise dar, deren Beurtheilung den Lesern nun nicht schwer fallen wird.

„Dr. Pechuel-Loesche hätte mir kaum einen größeren Dienst erweisen können, als mir dieses Dokument von unserer höchsten Autorität zu zeigen. Für einen Menschen in meinem Zustande war dies eine Erleichterung; sonst würde ich mir Sorge gemacht und mich mit Gedanken über meine jämmerliche Gesundheit und die langsame Wiederherstellung gequält haben. Ich würde der Ankunft eines jeden Boten aus dem Inneren mit Schrecken entgegengesehen haben, weil derselbe unangenehme Nachrichten bringen konnte, welche meine sofortige Abreise nöthig machten; die legitime Stellvertretung eines Mannes, wie Dr. Pechuel-Loesche, dessen energischer Charakter, Fähigkeiten, afrikanische Erfahrung und wissenschaftliche Bildung bekannt waren, gab mir dagegen die Hoffnung, daß mein Werk in demselben Geiste fortgesetzt werden würde, in welchem ich es begonnen hatte."

„Ich gab dem gelehrten Herrn Doktor bezüglich der Leitung die nothwendigen Informationen und Winke, sodaß er, vorausgesetzt, daß die Natur ihn

*) Die angezogenen Stellen sind nachzulesen in der deutschen Ausgabe des Buches Band I Seite 475—478, 496 und 497.

**) Instruktion für Dr. Pechuel-Loesche. Brüssel, 15. Januar 1882. „Wir setzen voraus, daß Dr. P.-L. etwa am 15. Februar am Kongo landen wird. Er wird dort Herrn Lindner finden, welcher daselbst nach unserer Berechnung von seiner Seite, etwa vom Stanley Pool, eintreffen wird, mit den Sansibarleuten bestimmt für seine Partie und die von Dr. P.-L. Der Herr Dr. und Herr Lindner werden sich selbst einigen über die Theilnahme eines jeden an dem projektirten Werke. Wir überlassen es ihnen, sich zu arrangiren. — — Dr. P.-L. wird sich so schnell als möglich nach Muserra zwischen Ambriz und Ambrizette begeben, um die Richtigkeit der durch Herrn Balcke erhaltenen Nachricht über das Vorkommen einer Kohlenmine zu prüfen. — — Wenn die Angelegenheit von Muserra geordnet ist, wird Dr. P.-L. zum Kongo zurückkehren. — — Je nach seinem Gutdünken, entsprechend den Nachrichten über — — — — — — — wird er nach Vivi gehen und die Erforschung von Loango vorbereiten, sobald es die Jahreszeit erlauben wird." — — Es folgen nun längere Auseinandersetzungen, wie ich nach Umständen von der Küste oder dem Inneren aus operiren möge, und schließen mit dem Satze: „Wir (das Komité) werden uns bestreben, so bald als möglich die ergänzenden Mittel zu seiner Verfügung zu stellen."

selbst mit thatkräftigem Drange ausgestattet hatte, vollständigen Erfolg haben mußte. Zu weiterer Ermuthigung und als ein glückliches Omen für ein günstiges Resultat erschien Lieutenant Louis Valcke mit 225 neu angeworbenen Rekruten für die Expedition."

So Herr Stanley. Ich habe ebenfalls bereits erzählt, was sich damals in Vivi ereignet hat.

Und nun, nachdem Herr Stanley sich selbst den Lesern im edelsten Lichte gezeigt hat, folgt hinterher, wo er seine Rückkehr zum Kongo schildert, eine Fluth von Beschuldigungen, die nach dem Vorhergegangenen um so eindrucksvoller wirken muß. Wie geschickt sind Angaben, die theilweise gar nicht im Zusammenhange mit meiner Leitung stehen, und selbst reine Erfindungen gruppirt, nur um die Leser glauben zu machen, daß Herrn Stanley's herrliches Werk unter meiner Leitung und durch mich über alle Maßen verlottert worden sei!

„Daß die Leitung der Expedition keine glückliche gewesen war, geht aus der Massenabreise der in kommandirenden Stellungen Befindlichen hervor."

Wirklich, Herr Stanley? Hier die Thatsachen, die Ihnen wohl bekannt sind: Ein Herr, ein nur provisorisches Mitglied der Expedition, ist von einem Stationschef entlassen worden, der dazu auf Grund besonderer Verhältnisse ermächtigt war. Meine Autorität kam dabei gar nicht in Frage. Ein zweiter Herr, dessen Dienstzeit abgelaufen war, verlangte seine Entlassung und verließ seinen Wirkungskreis nach geordneter Neubesetzung der Stelle; ein Dritter reiste auf den Rath des eben vom Komité herausgesandten und eigens zu derartigen Entscheidungen bestellten Arztes zur Kräftigung seiner Gesundheit nach Madeira.

Der zuerst angeführte entlassene Herr war überdies derselbe, von dem Sie in Ihrem Buche (I, 403) Folgendes erzählen:

„Einer meiner Europäer stellt sich schon seit fünf Wochen krank, um der Arbeit zu entgehen, während die Dienste, welche er uns während seiner achtmonatlichen Anwesenheit geleistet hat, absolut gleich Null sind. Wahrscheinlich wird seine plötzliche Entlassung eines Tages das Ende sein — — —."

Dies die Thatsachen der „Massenabreise", die Herr Stanley mir vorwirft und dem Publikum in seiner Weise darstellt.

Nun aber, Herr Stanley, wenn „Massenabreisen" Beweise für eine nicht glückliche Oberleitung sind, wie schlecht muß Ihre Leitung doch gewesen sein! Sie gestehen ja selbst zu — die Zuverlässigkeit Ihrer Zahlenaufstellungen wollen wir weiter unten prüfen — daß (außer 29 Todten) Sie 92 Beamte durch die Abreise eingebüßt haben! und zwar haben diese Sie bis auf sehr wenige regelwidrig verlassen! Zwei darunter, Ihre theuren Freunde und Vertrauensmänner, von Ihnen nach einander zu Chefs von Vivi eingesetzt, sogar unter sehr denkwürdigen Umständen und in solcher Hast, daß sie von Ihnen und der Association nicht einmal Abschied nahmen!

„Irgend jemand sollte im Inneren mit unbeschränkter Gewalt und in einer dem Frieden und der Ordnung auch nicht gerade sehr zuträglichen Weise die Aufsicht führen."

Dieser „Irgendjemand“, das vermeiden Sie zu sagen, Herr Stanley, war eben jener höhere belgische Officier, den ich gleich anfangs zum Chef der oberen Abtheilung der Expedition ernannt hatte. Sie selbst haben ihm später, als Sie zum zweiten Male den Kongo verließen, wiederum dieselbe wichtige Stellung übertragen. Er ist dem Klima zum Opfer gefallen, aber seine Leistungen sind in Brüssel in ausgezeichneter Weise anerkannt worden — wie auch die des damaligen Chefs der unteren Abtheilung, der noch gegenwärtig das höchste Vertrauen des Komités besitzt.

„Der Chef von Vivi war verschwunden.“

Nein, Herr Stanley, er war nicht verschwunden! Sie verwechseln die Handlungsweise Ihrer Freunde, die Sie nacheinander zu der wichtigen Stellung beriefen, mit der seinen. Der deutsche Chef von Vivi ging, mit einem Zeugniß des endlich vom Komité engagirten Arztes versehen, zur Herstellung seiner Gesundheit nach Madeira, — wie nachmals viele andere Beamte der Expedition und selbst deren Arzt zur Kräftigung ihrer Gesundheit nach Mossamedes gingen. Dazu war er vertragsmäßig berechtigt, so gut wie Sie selbst, und Alles vollzog sich in regelrechter Form, weit geordneter als Ihre eigene eilige Abreise, Herr Stanley. Der Herr blieb auch nach wie vor im Dienste der Association. —

„— — Der zweite Vorsteher von Leopoldville geflohen, — —“

Nein, Herr Stanley, der Herr war auf seinem Posten! Und auf diesem Posten hat er treulich ausgeharrt bis nach Ihrer Rückkehr; dann ist auch er gestorben.

„— — Der Chef von Isangila war in die Heimath geeilt — —“.

Ja, Herr Stanley, das ist einer von den drei Herren, deren Abgang Sie den Lesern als die „Massenabreise“ anführen. Seine Dienstzeit war abgelaufen und er nahm, nach Neubesetzung seiner Stelle, ganz ordnungsmäßig seine Entlassung. Er war damals bereits länger im Dienste der Association am Kongo als Sie selbst, Herr Stanley.

„— — Der Agent von Leopoldville, die drittwichtigste Person, genoß den Landaufenthalt an der Küste — —“

Das, Herr Stanley, klingt sehr hart gegenüber diesem Herrn, der doch Ihr treuester Begleiter und Mitarbeiter bis zum letzten Tag war, der, mannhaft sein dem König gegebenes Wort haltend, muthvoll beim Werke blieb, als Sie gingen. Nicht um den Landaufenthalt zu genießen, befand er sich an der Küste, sondern in der Behandlung des Arztes. Ich, als Führer der Expedition, sandte den jungen Mann dahin. Ihm zu helfen, reichten meine Mittel nicht aus. Ich fand ihn zu Leopoldville zufolge der in einem gefährlichen Klima und bei ganz ungenügender Nahrung drei lange Jahre ertragenen Strapazen in einem bedauernswürdigen Zustande vor. Daß überhaupt seine gänzlich zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen sei, mußte ich bezweifeln; aber das konnte doch kein Grund sein, ihn elend sterben zu lassen. Und zur Küste mußte er gehen, weil bloß die Handelshäuser, nicht aber bis

dahin die Expedition, es für nöthig hielten, für das Wohl ihrer Beamten durch ärztliche Hülfe zu sorgen.

Freilich, Herr Stanley, das nach Ihrer Ansicht binnenwärts immer harmloser werdende Klima des Kongostaates läßt ja derartige Fürsorge, außer für Ihre Person, überflüssig erscheinen. Aber Ihre Erkrankungen! sogar der Zeichner muß helfen (Bild I, 298) sie dem Leser recht ergreifend darzustellen. Und wie ausführlich schildern Sie in Worten Ihre Leiden, — so ausführlich, daß Sie für die Ihrer zahlreichen Beamten gar keinen Raum übrig behielten!

Und die Todten, die vielen Todten! Herr Stanley, scheuen Sie sich der Todten zu gedenken? der armen kranken Sansibarer, die, auf Ihren Befehl von Vivi ausgetrieben, den Marterweg nach dem Inneren humpelten und krochen und elend am Wege verendeten; — wo ihre Leichen unbegraben verwesten, den Thieren zum Fraße liegen blieben? Und der unglücklichen Sklaven, die dort am Kongo in Ketten geschmiedet, mit Knütteln zur Arbeit getrieben, unter Ihren Augen in Krankheit verkamen und den Geist aufgaben?

Scheuen Sie sich, der jungen Leute zu gedenken, die, Ihren Schilderungen, Ihrem Ruhme vertrauend, hoffnungsfreudig zu Ihrem Werke eilten, und in Hunger und Elend verkümmerten; die dann, von der brutalen Wirklichkeit erdrückt, fern von der Heimath, fern von den Lieben verdorben und gestorben sind oder in Verzweiflung sich selbst das Leben nahmen? Müssen Sie unersättlich selbst alles Mitleid für sich in Anspruch nehmen? Und sollen wir, die Eingeweihten, nicht empört sein, wenn wir in Ihrem Buche lesen, wie grausam höhnisch, wie entsetzlich herzlos Sie sich über Mitarbeiter äußern, ohne deren Mitwirkung doch das Werk nicht gelingen konnte?

Man sollte meinen, nicht nur, daß Sie der einzige Arbeitende, sondern auch, daß Sie der einzige Unglückliche am Kongo gewesen seien — die Uebrigen? nun, das waren gesunde, aber unnütze Menschen. Die bedurften keiner Schonung, keiner Pflege, keiner kräftigen Nahrung, keines Schutzes gegen die Unbilden der Witterung; ihrer brauchen Sie nicht einmal mit Achtung zu gedenken. So wollen denn Sie und nur Sie bedauert sein von empfindsamen Lesern, als der einzige, der berühmte Leidende, wie ein Hiob des Kongostaates.

Wer sonst bliebe nach Ihrem Buche als ein Objekt des tiefsten Mitleides als Sie? Und wie verständlich wird es dann für die mitfühlenden Gemüther, daß, als Sie gehen mußten, und alle die gesunden, bösen Menschen blieben, und der allerböseste hinzukam, Ihr herrliches Werk dem Ruin verfallen war!

Da ich meine schwersten Kranken nicht elend sterben lassen wollte, sondern dem Arzte an der Küste zusandte, da habe ich Ihren Zorn auf mich geladen. Aber als Sie sich krank fühlten, da beeilten Sie sich, den Kongo und Afrika gänzlich zu verlassen. —

Da steht auch zu lesen (I, 497):

„Vivi, das sich selbst während meiner Abwesenheit am oberen Kongo stets

durch eine Zunahme seiner Ausdehnung ausgezeichnet hatte, befand sich jetzt in einem vollständig demoralisirten Zustande."

Als Sie diesen Satz schrieben, hatten Sie wohl schon wieder vergessen, was Sie wenige Seiten zuvor ausdrücklich über die Vernachlässigung derselben Station gerade während Ihrer Abwesenheit im Inneren bemerkt hatten? Wie wollen Sie diesen schlagenden Widerspruch erklären? Und den anderen, der sich zwei Seiten weiter ebenfalls in den nämlichen Angelegenheiten herausstellt? An dritter Stelle (II, 223—234) widmen Sie sogar einen großen Theil eines Kapitels demselben Thema, um „Vivi in Verwirrung" recht drastisch zu schildern, — und zwar Vivi in Verwirrung, während Sie selbst Führer des Unternehmens waren:

„— — — kein einziges Zeichen des Fortschrittes; die Straße unangerührt geblieben; der Garten eine Wüste, die Umzäunung niedergebrochen; die Gebäude schmutzig und verfallen, zwei Häuser verschwunden 2c. 2c. —"

Ist Vivi, so lange ich den Oberbefehl führte, so lange Herr Lindner diese Station kommandirte, jemals in einem solchen Zustande gewesen, wie es sich nach Ihrer eigenen Schilderung zu Ihrer Zeit dauernd befunden hat?

Sie scheuen sich nicht, Herr Stanley, Folgendes drucken zu lassen:

„Der ‚En Avant' war von einem rachsüchtigen Bösewicht seines Dampfventils beraubt und hatte seitdem unthätig und unbrauchbar wie ein Stück Holz am Landungsplatz von Leopoldville gelegen."

Muß durch die Art und Weise, wie diese Thatsache gerade an dieser Stelle mit anderen gegen mich gerichteten Beschuldigungen vermengt wird, nicht der schwere Verdacht erweckt werden, daß ich selbst der „rachsüchtige Bösewicht" gewesen sei?

„Durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls war der Maschinist (des ‚En Avant') jetzt in Vivi als Buchhalter oder Lagerverwalter angestellt — —"

Der Maschinist, ein Deutscher, dem Herr Stanley eigenhändig (und nachträglich auch sein specieller Vorgesetzter zu Leopoldville) ein vorzügliches Zeugniß ausgestellt hat, war ein bewährter Mitarbeiter Herrn Stanley's und aus den nämlichen Ursachen krank wie der Chef von Leopoldville. Darum ging er nach der Küste zum Arzt und wurde nach seiner Heilung einstweilen in Vivi angestellt. In Leopoldville, wo der vollkommen unbrauchbare Dampfer lag, wo auch für wenige Leute nicht Nahrung genug beschafft werden konnte, war er überflüssig.

„— — Der Kapitän der ‚La Belgique' von irgendjemand entlassen, — —"

Das Komité hatte dem früher erwähnten belgischen Kaufmann plötzlich „La Belgique", unseren letzten Expeditionsdampfer, zugewiesen und ihn so zum Herrn der Situation gemacht. Wie sehr der Herr dieses Vertrauen verdiente, weiß Niemand besser als das Komité. Seine erste Handlung war, daß er nicht nur den Kapitän, sondern auch den Maschinisten dieses Dampfers sofort in brutalster Weise vom Schiff und vom Gehöft jagte.

Die beiden armen Leute, die ohne Subsistenzmittel, ja ohne genügende Kleidung sich als jählings Ausgestoßene in einem unwirthlichen Lande befanden, hätten hungern und wie wilde Thiere im Busche leben müssen, wenn nicht das holländische Handelshaus Barmherzigkeit an ihnen geübt, sie mit dem nächsten Dampfer nach den portugiesischen Kolonien befördert und ihnen dort durch seine Empfehlungen Arbeit verschafft hätte. Diese Leute waren vom Komité kontraktlich engagirt, hatten vertragsmäßige Rechte und hatten sich nichts zu Schulden kommen lassen!

Und solche wie andere beispiellose Vorfälle wollen Sie, Herr Stanley, mir aufbürden! — mir, der ich solchen und anderen Ereignissen gegenüber machtlos war, schon darum, weil ich sie immer erst später erfuhr, und darum, weil ich derlei willkürliche Eingriffe eines von ferne dirigirenden Komités und deren Folgen nicht abzuwenden vermochte. Behauptete doch fast ein jeder vom Komité Bevorzugte in der Expedition seine besonderen Instruktionen zu haben.

Sehr vorsichtig verwahren Sie sich daher folgendermaßen:

„Dazu kamen noch zahlreiche andere Vorfälle, die aber nicht genauer angeführt zu werden brauchen, da ich sonst Namen nennen müßte, welche ich selbst vor dem leisesten Tadel schützen möchte.“

So, Herr Stanley! Sie, dessen ganzes Buch von unqualificirbaren Beschuldigungen gegen Todte und Lebende wimmelt, Sie gestatten sich Ausnahmen, wenn es Ihren Zwecken entspricht. Warum wollen Sie nicht ohne Ansehen der Person tadeln?

„Beim Passiren von Mowa war auf den provisorischen Chef geschossen worden, was wahrscheinlich die an dem Orte geübte Wiedervergeltung rechtfertigen sollte.“

Ich habe erzählt, was sich dort begeben. Der Weg mußte geöffnet, der heimtückische Friedensbruch bestraft werden. Ein jeder Andere hätte an meiner Stelle eben so handeln müssen. Wenn nun die von mir beauftragten Leiter des Zuges den Befehl fern von mir einem Höhergestellten abtreten mußten und dieser in ungezügelter Kriegslust nicht bloß die beiden genau bezeichneten Dörfer bestrafte, sondern einen ganzen Distrikt verwüstete, so fällt diese schwere Blutschuld gewiß nicht auf mich zurück.

Wie ich über die Behandlung der Eingebornen denke, habe ich durch die früher abgedruckten Auszüge aus meinen schriftlichen Instruktionen erwiesen.

Sie aber, Herr Stanley, haben Sie etwa ein Recht, mich gegen Ihr besseres Wissen auch mit diesem schweren Vorwurfe zu belasten? Muß ich Sie erst daran erinnern, wie Sie laut Ihrer eigenen Schilderung, bei Ihrer ersten berühmten Kongofahrt unter den Afrikanern gehaust haben?*) Muß ich Sie daran erinnern, wie viel Blut am

*) Als welche guten und netten Leute werden doch jetzt diese so blutdürstigen Wilden, die Sie auffessen wollten, Herr Stanley, geschildert, jetzt, da man sie der Welt als künftige Unterthanen des Kongostaates vorführt!

Kongo vergossen worden ist, während Sie Oberbefehlshaber der jetzigen Expedition gewesen sind? und wie viel Blut auch jetzt noch vergossen wird?

Wer kann sich wohl die Wirklichkeit am Kongo vorstellen, wenn er die zweckvollen Zeitungsnotizen, wenn er Ihr Buch liest, das Sie, nur Sie und Ihr Werk verherrlicht? Fast sollte man meinen, daß im Kongostaate eigentlich allüberall begeisterte Wilde mit Palmenwedeln Sie und die Civilisation willkommen geheißen haben, und daß dieselben nur auf die Fertigstellung Ihrer Eisenbahn warteten, um dankerfüllt sogleich ihre Reichthümer nach Europa zu senden.

Wo aber befinden sich diese nach Civilisation schmachtenden Wilden, Herr Stanley? wo sind die verheißenen Reichthümer? Kann denn Ihre durchsichtige Manipulation mit großklingenden Zahlen für irgend Jemand den Mangel an Thatsachen ersetzen?

Mit unvergleichlicher Kühnheit sagen Sie (I, 237):

„150 Mann! Wahrscheinlich Sansibarer! Was könnte ich am Kongo mit einer solchen Truppe nicht bis jetzt ausgerichtet haben! Wenn ich nur die Dienste derselben ein volles Jahr zur Verfügung hätte, ich bezweifle, ob Nyangwe je wieder einen Meter Zeug über Udjidji erhalten würde."

Nun, Herr Stanley, fünf lange Jahre haben Sie für die Association am Kongo gewirkt; außer Hunderten anderer Leute haben Sie auch viele Hunderte von Sansibarern zur Verfügung gehabt. Haben Sie trotzdem auch nur einen Meter Zeug nach Nyangwe gebracht? geschweige denn dem Handel des Ostens über Udjidji Konkurrenz gemacht? Was gelten Ihre großklingenden Worte und Verheißungen, wenn man sie an Ihren Thaten mißt? Sie, Herr Stanley, werden das oben Verkündete in Ihrem ganzen Leben nicht erreichen, noch erreicht sehen! Hüten Sie sich, mag die Association sich hüten vor jenen Händlern des Ostens, den Arabern, daß diese nicht wie ein Verhängniß, wie die Vergeltung über das Truggebilde des Kongostaates hereinbrechen!

In Ihrem an den Verleger Herrn Brockhaus gerichteten und der deutschen Ausgabe Ihres Buches vorgedruckten Briefe sagen Sie merkwürdige Dinge, die sehr charakteristisch für Sie sind.

„Die ganze Schilderung ist mit strenger Rücksicht auf Wahrheit geschrieben worden — auf völlige und unbestreitbare Wahrheit."

Schien es Ihnen nothwendig, Herr Stanley, diese Versicherung in derartig emphatischer Weise gerade den deutschen Lesern abzugeben? Schien es Ihnen so wichtig, allenthalben in Ihrem Buche immer wieder zu versichern, daß Sie „ehrlich, offen, wahrheitsgetreu" schildern? So wollen wir denn prüfen, ob wenigstens Ihre sonstigen Wahrheiten unbestreitbar sind.

„Ich bin der nebelhaften Berichte über Geographie und Geologie oder andere ologien überdrüssig, geschrieben von unreifen Dilettanten in afrikanischen Angelegenheiten, die Afrika und dessen Aussichten zu beurtheilen sich anmaßen, einfach weil sie mit Maulwurfsaugen über den Wasserausfluß eines einzelnen Kongobaches blickten. — —"

Da Sie, Herr Stanley, mit derartiger Selbstüberhebung reden, so wollen wir doch einmal feststellen, über was Sie denn eigentlich im Kongolande „geblickt“ haben.

Sie sind als der Erste unter großen Fährlichkeiten den Kongo abwärts gefahren und haben einen wohlverdienten Ruhm als Entdecker geerntet. Sie sind nachmals an und auf dem Riesenstrome mit Aufwendung aller Kräfte und ungeheurer Mittel aufwärts vorgedrungen und haben außerdem etliche seiner Nebengewässer unterschiedliche, aber verhältnißmäßig kurze Strecken weit befahren. Ueber diese Flußläufe hinaus wissen Sie nichts! Sie haben nirgends Reisen unternommen, nicht einmal in die benachbarten Landschaften, zu untersuchen, was wohl jenseits der von Ihnen beschauten Ufer sich finden möge. So kennen Sie mehr oder minder gut eine lange dünne Linie mit einigen kurzen Abzweigungen — absolut weiter nichts im ganzen ungeheuren Kongostaate.*)

Darauf hin wagen Sie aber, Ihr Buch mit „unbestreitbaren Wahrheiten“ über das ganze Centralafrika anzufüllen, die unermeßliche Fruchtbarkeit desselben als selbstverständlich zu verkünden, den Leser mit einem Zahlenmaterial zu blenden, welches sich eben so gut auf einen Staat im Monde beziehen könnte.

Sie bemerken am Kongoufer, wo die Bevölkerung sich naturgemäß verdichtet, eine Anzahl Dörfer. Daraus berechnen Sie die Bevölkerung des gesammten unbekannten Kongostaates etwa nach folgendem Muster: in Berlin leben so und so viel Menschen, Berlin nimmt so und so viel Raum ein, Deutschlands Flächeninhalt ist so viel Mal größer — folglich leben in Deutschland so und so viel Menschen.

Sie blicken in die Mündungen einiger Nebenflüsse, Sie hören von anderen, und flugs berechnen Sie die Länge der schiffbaren Wasserstraßen Innerafrikas, die Ausdehnung der Ufergelände, welche dem Handel erschlossen worden. Sie kennen freilich alle diese Verhältnisse nicht näher, Sie haben dieselben nie untersucht, aber das hindert Sie nicht, dieselbe in imponirenden Zahlenwerthen ausgedrückt den staunenden Lesern vorzulegen.

Sie geben keine Uebersicht über die Menge der thatsächlich vom Kongoland ausgeführten Produkte, denn sonst müßten Sie von Ihrer für das Innere erfundenen Liste nicht nur viele Nullen, sondern viele Posten gänzlich abstreichen. Darum suchen Sie die Leser mit folgender Wendung (II, 383) zu täuschen:

„Angenommen, es seien einige wenige Faktoreien am oberen Kongo, in Isangila und Manyanga angelegt, so würden in Anbetracht dessen, was auf dem unteren Kongo verschifft worden ist, verladen worden sein.“

*) Report of W. P. Tisdel. Congo No. 4. pag. 7: „Jenseits Stanley Pool ist ein zu der Association gehöriger Europäer oder eine Karawane bis jetzt niemals auf irgend welche Entfernung vom Hauptstrom vorgedrungen, ausgenommen in Booten, und die Ausforschungen haben bloß am Kongo entlang und für eine kurze Strecke an einem oder zwei Zuflüssen stattgefunden.“

Und darauf folgt dann eine Liste von Exporten aus dem unbekannten Inneren, welche den arglosen Leser geradezu überwältigen muß. Jährlich für 113 Millionen Mark! Was wird denn aber vom unteren Kongo thatsächlich verschifft?

Sie führen in der unvergleichlichen Liste der Exporte des Inneren auf, z. B.: 232 Tonnen Elfenbein, Werth über 5 Millionen Mark. Das gesammte westliche Kongobecken liefert aber seit Jahrzehnten in der besten Zeit bloß 80 Tonnen im Ganzen pro Jahr! Und Sie wollen allein in einem relativ winzigen Theile desselben, in ein paar Faktoreien die dreifache Menge pro Jahr kaufen? Haben Sie und das Unternehmen statt der pro Jahr verheißenen 232 Tonnen Elfenbein wohl schon viel mehr als 232 Zähne in ganzen sechs Jahren kaufen können? Und doch sind Sie in die Gegenden gelangt, wo nach Ihren früheren Schilderungen das Elfenbein keinen Werth mehr haben soll, wo die Dörfer damit vollgestopft sind! Ich weiß ja doch aus eigener Anschauung, Herr Stanley, wie trotz rastloser Bemühungen die Geschäfte der Association gegangen sind. Sie könnten aber sagen, ich sei ein böser Mann. Dann lesen Sie unten die Anmerkung*).

Sie führen ferner auf: 10 000 Tonnen Orseille pro Jahr, Werth 9 Millionen Mark. Wissen Sie, Herr Stanley, was 10 000 Tonnen Orseille jährlich auf dem Weltmarkt bedeuten würden? Die Bäume in den Kongowäldern sind vollbehangen mit Ihrer schönen Orseille! Leider ist es aber gar keine Orseille (Roccella), wie sie namentlich in südlichen Küstengebieten vorkommt, sondern eine Usnea, eine weiche Bartflechte, verwendbar etwa als Füllung beim Verpacken von Glaswaaren ꝛc. Lassen Sie nur, Herr Stanley, dieses kostbare Gewächs von der Association exportiren.

Fassen wir uns kurz: Ihre ganze Liste, Herr Stanley, über die Exporte des Inneren, namentlich auch über die alljährlich durch Feldbau zu gewinnenden Handelsprodukte, Ihre imponirenden Zahlen sind eitel Phantasie, um ein Jahrhundert verfrüht!

Gerade die das afrikanische Geschäft beherrschenden Großhändler sind darüber gar nicht in Zweifel. Wenigstens deutsche nicht. Sie haben sich eines Fehlers von großer Tragweite schuldig gemacht, Herr Stanley: Sie sind nicht auf dem deutschen Geographentage zu Hamburg erschienen. Gerade dort hätten Sie aber auftreten müssen. Dort hätten Sie die gewichtigen Zweifel an Ihrer Zuverlässigkeit vor Allem persönlich bekämpfen müssen! Sie haben nicht gezögert, englischen Kaufleuten die Herrlichkeiten des Kongostaates in eigener Person zu verkünden; warum traten Sie nicht auch hin vor unsere deutschen Kaufherren, vor die Enkel der alten Hanseaten?

Das Bekannte anzuführen, haben Sie sich wohlweislich gehütet.

*) Tisdel: Report. Congo No. 4, pag. 16: „Herr Stanley hat von der Nachbarschaft der Fall Station 150 Zähne mitgebracht. Die Agenten der Association sind nur fähig gewesen, 80 Zähne im letzten Jahre zu erwerben.“

Die Kongomündung als einziger Hafen ist ein Sammelplatz für die Produkte, welche an langgestreckten Küstengebieten im Norden und Süden eingekauft werden. Und die von dort kommenden minderwerthigen Massenprodukte sind wiederum in einer relativ schmalen Zone erzeugt worden, wo der Handel seit sehr langer Zeit anregend gewirkt hat. Das werthvollere Kautschuk wird aus entsprechend größerer Entfernung — nicht aber vom Kongo! — gebracht. Das kostbare Elfenbein allein kommt aus dem Inneren. Davon können Sie aber an einem beliebigen Elfenbeinplatze der Küste, fern vom Kongo, in einem Monat mit geringeren Kosten mehr Zähne erwerben, als Ihr Unternehmen überhaupt seit seinem Bestehen im Inneren am Kongo erworben hat.

Ich wiederhole hier: Die von der Reklame als Export vom Kongo aufgezählten Produkte, deren Quantität meistentheils viel zu groß angegeben wird, entstammen nur zum kleinsten Theil dem Kongo selbst (und zwar bloß dem unteren, nicht dem oberen Kongo), zum bei Weitem größten Theil dagegen den Küstengebieten im Norden und Süden. Sie dem Kongo selbst zuzuschreiben, wäre etwa so fehlerhaft, als wenn man die von Hamburg ausgeführten Güter als Erzeugnisse Hamburgs oder der Elbeufer aufzählen wollte.

Bei der Aufstellung Ihrer phantastischen Liste von Exporten erstreben Sie einen doppelten Zweck. Nicht nur wollen Sie dem unaufmerksamen Leser die gerühmten Reichthümer des Inneren durch Zahlenangaben beweisen; Sie wollen ihn mittelst dieser Liste auch von der Nothwendigkeit und der Lebensfähigkeit einer Eisenbahn überzeugen. Sie berechnen danach, daß die Bahn täglich allein $427\frac{1}{2}$ Tonnen Produkte zur Küste zu befördern haben würde, was bei einer Fracht von 8—9 Pfennig per Tonne und Meile, nebst Hinfracht und Passagiergeld Alles in Allem eine jährliche Einnahme von 6 Millionen Mark ergeben würde. Sie behaupten sogar (II, 385):

„Als bloße Spekulation stellt nichts auf der ganzen weiten Welt, einen solch großen Nutzen in Aussicht wie diese kleine Eisenbahn."

Beneidenswerthe zukünftige Aktionäre! Sätze wie dieser muthen doch an wie Prospekte aus der Blüthezeit des Gründerthums. Wenn nun aber die Frachten der Berechnung nicht entsprechen? Wenn nun nach vielen Jahren des Bahnbetriebes mühsam und allmählich kaum der zehnte Theil der veranschlagten beschafft werden kann? Wenn nun die Händler für die minderwerthigen Massenprodukte die Frachttaxe gar nicht zahlen können?

Wie zuverlässig sind Ihre Angaben hinsichtlich der Konstruktion dieser Eisenbahn! Da schreiben Sie (II, 385):

„Selbstverständlich würde letztere eine Niveaubahn sein, an welcher außerordentliche Kosten nur durch einige wenige Brücken verursacht werden."

Vorher aber, da Sie noch nicht von der Bahn sprechen, sagen Sie (II, 354) über das nämliche zu durchmessende Gebiet:

„— — die gebirgige Region mit unzähligen Linien und Gruppen geringerer

Hügel, welche noch mit einander zusammenhängen und nach einer ungeheuren Menge von Unebenheiten bis zur Höhe von 700 m über dem Niveau des Meeres aufsteigen."

Und die Niveaubahn mit nur wenigen Brücken? Als es gilt, dem Komité die von Ihnen geleistete riesige Arbeit recht eindringlich darzustellen, schreiben Sie (I, 247):

„Wir haben drei Brücken gebaut, etwa zwanzig Schluchten und Spalten an den Kreuzungspunkten ausgefüllt, sechs Hügel planirt, uns durch zwei dichte Wälder von hartem Holz hindurchgehauen und eine Straße von 38 km. Länge hergestellt."

So viele Hindernisse also allein auf einer recht kurzen Wegstrecke in dem verhältnißmäßig günstigsten Theile des Gebietes! Und die Niveaubahn mit nur wenigen Brücken? Noch deutlicher schreiben Sie (II, 213), wo Sie von dem Bau des Gebirges reden:

„— — wird er" — nämlich der verständig nachdenkende Beschauer — „die geologische Geschichte, welche die Zeit mit tiefen Furchen in das enge Becken des Kongo geschrieben hat, und das verwickelte System der gewaltigen Schluchten verstehen, welche sich von Norden und Süden her demselben zuwenden."

Sehr richtig und klar gesagt, Herr Stanley. Aber die Niveaubahn mit nur wenigen Brücken? Erwarten Sie etwa, daß noch Wunder geschehen? Daß die zahllosen eng bei einander liegenden Unebenheiten des Terrains sich selbst verwischen werden? Daß diese zahlreichen 30 m, 50 m, sogar 100 m und mehr Meter tief in den festen Felsen oder in den mürben, bröckligen Laterit eingeschnittenen Klüfte und Schluchten, in welchen zur Regenzeit die Gebirgswässer entlang tosen — daß diese sich schließen werden, wenn die Bahn sich ihnen nähert? Wenn es möglich wäre, sie zu umgehen, würde die zehnfache der angenommenen Bahnlänge dazu ausreichen? Wie treffend schildern Sie ferner das böse Terrain (I, 198—200, 202, 208, 209, 212)! Und die Niveaubahn?

Sie berechnen sogar die ungefähren Kosten der Eisenbahn, als hätten Sie Vermessungen der Route, die Einzelheiten darüber in der Mappe. Ohne diese ist doch selbst die roheste Abschätzung des Werkes unmöglich.

Sie besitzen dieselben jedoch nicht! Sie und Andere sprachen von der Bahn wie von einem Luftschloß. Sie und das Unternehmen besitzen keine Vermessungen des zu überschreitenden übermäßig schwierigen Gebirgslandes! Sie kennen nicht die Höhe der Bergzüge, nicht die Tiefe der Schluchten, nicht die Weite der steilwandigen Thäler, nicht die Breite der Flüsse. Sie kennen also gerade nicht die Hindernisse, die in abschreckender Zahl und Größe außer sonstigen Schwierigkeiten dem Bahnbau entgegenstehen und deren Ueberwindung doch gerade die größten Kapitalien verschlingt. Sie haben keine Uebersicht, welche Aufmauerungen, welche enormen Ueberbrückungen zur Bewältigung der Hindernisse nöthig sein werden, für welche Richtung man sich auch entscheiden möge. Trotzdem beantworten Sie ohne Zögern die während der Konferenz zu Berlin an Sie gerichteten officiellen Fragen.

Sie sagen aber nicht, daß in den verstreuten, hauptsächlich busch-

ähnlichen Galleriewäldern des Kongolandes harte, zu Zimmerarbeiten verwendbare Hölzer überaus selten vorkommen.

Im Gegentheil, Sie versäumen keine Gelegenheit, immer wieder das Vorhandensein von Wäldern und vorzüglichen Nutzhölzern zu betonen. Wo finden sich dieselben?

Vielleicht sind Sie und Ihre Anhänger der Ansicht, daß mein Urtheil neben dem Ihrigen keinen Werth besitze, weil ich Ihren Spuren nicht bis zum äußersten Punkte gefolgt bin. Auch ist es ja, wie weiter unten deutlich zu ersehen, eine beliebte Weise, die Herrlichkeiten des Kongostaates stets in die Gegenden zu verlegen, die noch kein unbefangen Urtheilender besucht hat. Ich kenne jedoch am Kongo selbst, sowie abseits von ihm liegende große Gebiete gründlich genug, um angrenzende danach beurtheilen zu können, und vermag dies doch gewiß mit nicht geringerer Sicherheit als Sie, Herr Stanley, da Sie überhaupt bloß die Kongo-Ufer gesehen haben, nicht darüber hinaus in das Land selbst gekommen sind. Die Strecken, die ich nicht betrat, sind Anderen bereits vertraut geworden, und noch viele Reisende werden Gelegenheit finden, Schritt für Schritt die Wahrhaftigkeit Ihrer sonstigen Angaben zu prüfen.

Hier gleich ein neues Beispiel. Sie sprechen mit Enthusiasmus von dem Walde von Lukolela (II, 68), dessen brauchbare Bäume Sie auf 460000 Stück schätzen, welche etwa 9 Millionen Km. Holz liefern würden. Man erstaunt, wie gewissenhaft Sie untersuchen!

„Besonders zahlreich sind Platanenbäume (?), welche leicht zu bearbeitendes Holz für Planken zu Flachbooten und Dampfern, Breter für Tische, Thüren, Fußbodendielen, Dachsparren, Fensterrahmen u. s. w. haben, während das prachtvolle Teakholz (!) zu Kielen, Vorder- und Hintersteven, Deckplanken, das herrliche Mahagoni-, Roth- und Guajakholz (!) zu Möbeln verarbeitet werden könnte. Eine Dampfsägemühle würde aus diesem einen Walde auf Generationen hinaus alles Holz liefern, dessen die Handelsfaktoreien bedürfen. Obgleich das Holz auch in anderen Gegenden am Kongo nicht gerade spärlich war, ist diese Region doch die einzige zwischen der See und Lukolela, wo man so wenig unbrauchbare Bäume findet."

Hier haben wir also ganz bestimmte Angaben von Ihnen, Herr Stanley, so positiv gehalten, daß daran nicht gedeutelt werden kann. Nun ist nach Ihnen ein anderer, kenntnißreicher und in Afrika sehr erfahrener Mann auch in diesem unvergleichlichen Walde gewesen. Er hat beobachtet und beurtheilt.

Lesen Sie unten nach, Herr Stanley, ob das, was der Vorsteher der englischen Mission, Herr Comber, über den Werth der Hölzer im fernen Inneren und besonders zu Lukolela berichtet, die Zuverlässigkeit meiner oder Ihrer Anschauung bekräftigt.* Lesen Sie ferner nach, ob

*) Proceedings, Royal Geographical Society. London 1885. p. 372: „Die Nachbarschaft von Lukolela ist dicht bewaldet, aber er (Comber) könnte nicht sagen, daß er irgend welche Nutzhölzer gesehen hätte, die werthvoll wären für eine künftige Ausbeutung. Auf allen Stationen mußten viele Pfähle und Baumstämme weggeworfen werden, weil das Holz nichts taugte."

der Bericht des Kommissars der amerikanischen Regierung mein oder Ihr Urtheil über die Bewaldung des Gebirgslandes am Kongo beglaubigt.*) Und warum sollten Diejenigen, welche Nutzhölzer ausführen wollen, nach dem Inneren gehen, wenn die Forsten der Loangoküste: z. B. der Galleriewald des Kuilu-Nyadi, des Luëmme, Tschiloango, der Yombesche Wald, deren Großartigkeit in Afrika gewiß nirgendswo übertroffen wird und die vom Meere aus auf trefflicher Wasserstraße zu erreichen sind, dem Unternehmer sich darbieten?

Sie hüten sich auch, den wichtigen Umstand zu erwähnen, daß in jenem Tropenlande Hochbauten jedweder Art des Klimas, der Insekten wegen stets von Stein und Eisen sein müssen.

Weder Sie, Herr Stanley, noch das Unternehmen haben über alle diese fundamentalen Dinge auch nur die rohesten Untersuchungen angestellt. Eben jetzt erst hat man Ingenieure zum Kongo gesendet, um die allernothwendigsten Vorarbeiten für eine kurze Bahnstrecke zu erledigen. Und dennoch wird bereits seit Jahr und Tag die civilisirte Welt mit erstaunlicher Bestimmtheit über die Eisenbahn, ihre Nothwendigkeit und ihre Herstellungskosten belehrt! Ist jemals schon Aehnliches gewagt worden, noch dazu Angesichts eines mit hochwichtigen Arbeiten beschäftigten Kongresses, zu welchem alle civilisirten Völker ihre Vertreter gesandt hatten?

Nicht einmal die Entfernungen kennen Sie! die relative Lage der Orte! Ganze 400 Ortsbestimmungen (II, 379) haben Sie gemacht, Herr Stanley? Wo sind sie? Mit Erstaunen müssen alle Ihre Begleiter lesen, was Sie am Kongo geleistet! Wie viele Nächte müssen Sie geopfert, geheimnißvoll gearbeitet haben, während Ihre Begleiter schliefen! Sie haben so viele Zahlenreihen in Ihrem Werke abgedruckt, warum nicht auch diese, die wichtigsten, deren Echtheit so leicht zu erweisen? Publiciren Sie dieselben, Herr Stanley, damit die Welt erkenne, was Sie in Ortsbestimmungen leisten können. —

Selbst brauchbare Kartenunterlagen sind bisher nicht beschafft worden, obwohl die Leistungen der Expedition in Brüssel eifrig auf Kartenbildern dargestellt werden — und zwar so, als ob vor Ankunft des großen Unternehmens überhaupt noch gar nichts in den betreffenden Gebieten gethan worden sei. Was aber an diesen Karten zuverlässig ist, haben nicht Sie und die Expedition geliefert, sondern Andere. Be-

*) Tisdel: Congo, Report No. 4, pag. 17. „Mit einer Ausnahme giebt es keine mit stattlichen Bäumen bestandene Landschaft zwischen Ponta da Lenha und Stanley Pool. Ich meine den Masamba Wald, welcher, obwohl von geringer Ausdehnung, einige schöne Exemplare von hochgewachsenen Hartholzbäumen enthält. In den Thälern des Luvu- und Inkissiflusses wachsen einige Bäume dicht am Wasser entlang, aber meistens weiches Holz. An ein oder zwei Stellen entlang des Stanley Pools finden sich ebenfalls kleine Wälder, aber nichts für Zimmerholz Taugliches von irgend welcher Bedeutung."

darf es des Urtheiles eines Unparteiischen? Lesen Sie unten, was ein von Brüssel ausgesendeter Fachmann sagt*).

Trotz alledem und alledem treten Sie zuversichtlich mit einem Kostenanschlage für die Eisenbahn hervor. Als ob es sich um nichts weiter handelte, denn die Schienen in schnurgerader Linie auf einer vollkommenen Ebene niederzulegen, berechnen Sie: so viele Meilen, so viele Kosten für die Meile, macht Alles in Allem fast 19 Millionen Mark; ich aber wage Ihnen gegenüber zu behaupten, daß die geplante Bahn eher 100 Millionen als die von Ihnen genannte Summe kosten wird — und daß dieselbe sehr viel weniger zu befördern haben wird, als Sie berechnen.

Darüber wird ja doch bald eine Entscheidung gefällt werden. Denn so merkwürdige Dinge auch bei diesem Unternehmen geschehen, so kühn wird man doch nicht vorgehen, daß man auf Ihre Autorität hin die berechnete Länge Schienenweg, die Wagen und die Lokomotiven — oder Elektricität erzeugende Maschinen! — nach dem Kongo verladet, bevor noch durch Sachverständige an Ort und Stelle die nothwendigsten Vorarbeiten erledigt worden sind.

Freilich muß der Leser glauben, das sei Alles schon längst gethan, und bestärkt wird er in dieser Annahme, wenn er in Ihrem Buche (II, 228, 235) liest:

„Dann legten wir eine Decanville-Eisenbahn zwischen den beiden Plateaus an, und der Bau der neuen Station wurde begonnen. — — Eine Eisenbahn verbindet das alte Vivi mit dem neuen Platz, doch müßten wir zur Vollendung noch weitere 500 Meter Schienen haben."

Es handelt sich hierbei um die Verlegung der bisherigen Station Vivi nach einem benachbarten Punkte. Sie erzählen aber nicht, Herr Stanley, ob diese Bahn auch zum Transport benutzt wird — weise überlassen Sie es dem Leser, sich das zu denken. Denn wozu legt man überhaupt einen Schienenweg an? Selbstverständlich um darauf zu fahren. Ihre kurze Strecke Eisenbahn ist jedoch bloß zum Beschauen angelegt. Gefahren wird darauf nicht. Lokomotiven sind nicht vorhanden. Die Steigungen sind auch derartig, daß man den Zug mit Flaschenzügen hemmen oder heraufwinden oder Zahnradbahn-Betrieb anwenden müßte. Darum rostet Ihre Eisenbahn als ein Schaustück bei Vivi — und die Güter werden daneben entlang nach wie vor auf den Köpfen getragen! Ist das der Anfang Ihrer „Niveaubahn"?

Recht entsprechend den Zahlenwerthen, die Sie in Ihrer fabelhaften Exportliste aufstellen, sind auch andere Zahlen, die Sie an-

*) Dr. Chavanne: Petermann's Mittheilungen, Justus Perthes, Gotha, 1885, Heft III, Seite 100: „Daß meine vor meiner Abreise nach dem Kongo im Januar 1884 bearbeitete Karte noch schlimmer als ein Zerrbild der thatsächlichen topographischen Verhältnisse sei, davon hatte ich mich schon nach einwöchentlichem Aufenthalte am Kongo überzeugt, da ich durch Autopsie belehrt wurde, in welcher Art und Weise die Agenten der Association topographische Arbeiten ausführten. Es ist hier nicht der Ort, daran Kritik zu üben; genug der Thatsache, daß die Itinerare auch nicht den bescheidensten Ansprüchen genügen."

läßlich Ihres großen Bahnprojektes abdrucken. Sie sagen (II 384), wenn eine genügende Verbindung bis Manyanga hergestellt ist, so wäre eine Ausfuhr von 60 000 Tonnen Erdnüssen und Palmöl gesichert im Werthe von 21 Millionen Mark jährlich! Wo soll diese Ausfuhr denn herkommen in einem Gebiete, von welchem jetzt — wie weiter unten zu erklären — selbst Ihre eigenen Auftraggeber, weil sie nicht mehr anders können, zugestehen, daß es wüst und öde sei? Dazu führen Sie ferner auf: Kautschuk und Elfenbein, Werth 6 Millionen Mark jährlich. Herr Stanley! die Kautschukliane (Landolphia) ist in diesem ohnedies waldarmen Gebiete äußerst selten, daher producirt dasselbe überhaupt keinen Kautschuk, kann keinen produciren. Und das ganze westliche Kongobecken liefert ja insgesammt bloß für 1½ Millionen Mark Elfenbein! Aber so geht's im Kongolande: Ha! Dort läuft ein Elephant! — — großartiger Elfenbeinreichthum! Da stehen etliche Bäume! — — prachtvolle Waldungen!

Noch ganz andere Differenzen stellen sich jedoch heraus, wenn man Ihre vielfachen, so überzeugend genau aussehenden Angaben (II, 384; II, 431) über die Anlage der Eisenbahn mit einander vergleicht und etwas nachrechnet.

Die ganze Bahnlänge von Vivi bis zum Stanley Pool, 366 km lang — es thut ja nichts, Herr Stanley, daß Sie die Entfernung überhaupt nicht kennen! — würde 940 000 Pfd. St. = 18 800 000 Mark kosten. Da nach Ihrer Behauptung „die Bahn eine Niveaubahn sein wird und weniger Brücken bedarf", so berechnen Sie die Kosten einfach, indem Sie sagen: die englische Meile koste 4000 Pfd. St. = 80 000 Mark. Zum Unglück für Ihre Unfehlbarkeit begnügen Sie sich aber nicht mit der kurzen Angabe der Totalsumme, sondern Sie geben auch Einzelheiten. Da offenbart sich denn deutlich Ihre Zuverlässigkeit. So sagen Sie: die Bahn von Vivi bis Isangila, 80 km lang, kostet 210 000 Pfd. St. = 4 200 000 Mark. Die Strecke von Vivi bis zum Stanley Pool, ohne die Bahn Isangila-Manyanga, aber mit den 4 Dampfern, die hier zu je 10 000 Pfd. St. = 200 000 Mark angesetzt sind, würde 860 000 Pfd. St. = 17 200 000 Mark kosten. Folglich kostet die Strecke Manyanga-Stanley-Pool, 145 km lang, 860 000 Pfd. St. minus 210 000 Pfd. St. und 40 000 Pfd. St. = 610 000 Pfd. St. = 12 200 000 Mark. So kostet denn die einfache Niveaubahn nach Ihrem Schema auf einer nicht doppelt so langen Strecke fast das Dreifache der zuerst berechneten Strecke!

Nun haben Sie aber für diese beiden Strecken bereits total 820 000 Pfd. St. = 16 400 000 Mark verrechnet. Folglich bleiben Ihnen für den Bau der mittleren Strecke: Isangila bis Manyanga, 141 km lang (!), von den 18 800 000 Mark der Totalsumme bloß noch 2 400 000 Mark — wovon Sie doch nur etwa ein Fünftel dieser Strecke bezahlen können. Da fehlen also gleich etwa 9 Millionen, und zwar für Ihre Niveaubahn, Herr Stanley! Woher diese nehmen?

und woher außerdem die Gelder beschaffen für Herstellung der zahllosen bedeutenden Hochbauten und unvermeidlichen gewaltigen Ueberbrückungen?

Derartig sind Ihre Kostenanschläge, Herr Stanley, und mit diesen haben Sie die Arbeiten der Berliner Konferenz unterstützt!

Ueberhaupt ergeben sich aus Ihren auf den angezogenen und anderen Seiten abgedruckten Zahlenangaben Widersprüche und Preisdifferenzen in solcher Menge und Höhe, daß einem Jeden, der näher prüft, was er liest, die absolute Haltlosigkeit Ihrer so bestimmt ausgedrückten officiellen und nichtofficiellen Mittheilungen zur unumstößlichen Gewißheit werden muß.

Wenn die Bahnstrecke zwischen Isangila und Manyanga nicht gebaut werden soll, dann sind nach Ihnen vier Dampfer nothwendig, um die Frachten zu befördern. Der Preis eines jeden Dampfers würde 100000 Mark sein (II, 384). Als aber Baron de Courcel Sie auf der Konferenz befragt, antworten Sie officiell, daß ein jeder Dampfer 200000 Mark kosten würde (II, 431). Das ergiebt sogleich eine Differenz im Kostenanschlag von glatt 100%! Dort kostet auch die Bahn, einschließlich der Vivi-Flotille, plötzlich 30000000 Mark! Alles dies lassen Sie kühnlich in Ihrem Buche abdrucken. So gering achten Sie die Urtheilsfähigkeit Ihrer Leser!

Verweilen wir noch etwas bei diesen Dampfern, um Ihren Ueberblick und Ihre eigene Urtheilsfähigkeit noch genauer kennen zu lernen.

Nach Ihrer eigenen Aufstellung (II, 383), Herr Stanley, würden täglich 427½ Tonnen Güter allein seewärts zu versenden sein. Diese Annahme ist die Grundlage aller Ihrer Berechnungen! Es ergiebt sich daraus eine Totalmenge von 12825 Tonnen pro Monat. Ein Dampfer kann im Monat höchstens 6 Fahrten hin und zurück machen. Wir wollen aber sogar 8 annehmen. Dann hätte jeder dieser Dampfer bei jeder Fahrt etwas mehr als 400 Tonnen zu befördern, und jeden Tag müßten an den beiden Landungsstellen zusammen allein über 800 Tonnen Güter auf zwei Fahrzeugen umgeladen werden. Wissen Sie, Herr Stanley, was das sagen will? Lassen Sie sich in den Hafenstädten der Welt belehren, welche Aufgabe es ist, mit den vollkommensten Hilfsmaschinen in einem Schiffe 400 Tonnen aus- oder einzuladen.

Nun können aber auf dem Kongo, Ihrem großartigen Wasserweg, auch auf dieser Strecke nur sehr flachgehende Fahrzeuge verkehren. Ein Dampfer von nur 1 Meter Tiefgang kann zwischen Isangila und Manyanga mindestens 4 Monate im Jahre, wenn der Kongo Niederwasser hat, nicht mehr die Untiefen passiren. Selbst bei Hochwasser bleibt die Fahrt sehr gefährlich. Wie soll nun ein vergleichsweise riesiger Dampfer, welcher 400 Tonnen Güter trägt, auf diesen Gewässern verkehren, überhaupt schwimmen? Entsprechend flachgehend kann er nicht gebaut werden. Denn der Konstruktion eines so beschaffenen großen Dampfers von 400 Tonnen Tragfähigkeit stehen

technisch nicht zu überwindende Schwierigkeiten entgegen. Es ist nicht möglich, ihm genügende Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit zu verleihen. Demnach leidet er gerade unter den Mängeln, welche bei heftig strömenden und sich durcheinander wälzenden Gewässern die bedenklichsten sind.

Der Beweis dieser mißachteten Wahrheit ist nun bereits geliefert worden. Die Association hat im vergangenen Jahre den neuen Dampfer „Le Stanley" nach Afrika gesandt. Er ist für den oberen Kongo bestimmt und äußerst flachgehend, weil er sonst selbst im Herzen Afrikas auf dem Riesenstrome allenthalben auf Untiefen gerathen würde. Er ist größer als alle übrigen bisher verwendeten und besitzt dennoch nur 30 Tonnen Tragfähigkeit. Und selbst dieser, mit einem 400 Tonnen-Fahrzeug gar nicht zu vergleichende Dampfer hat die Strömung auf der Strecke Issangila-Manyanga bereits nicht mehr überwinden können! Man hat ihn aufs Trockene ziehen und auf dem Lande zu Wagen weiter fahren müssen!

Die Schlußfolgerung darf ich mir wohl erlassen. Interessanter wird es sein, noch etliche andere Ihrer Rechenkünste, Herr Stanley, zu beleuchten.

Im zweiten Kapitel über das Klima (II, 315) stellen Sie eine Liste Ihrer Mitarbeiter auf, führen Sie Todesfälle, Heimgekehrte an. Die Zahlen stehen da, einfach, übersichtlich geordnet. Sind sie aber auch richtig? Im ersten Jahre führen Sie 18 Personen auf; Abgang von diesen: 6 Personen; bleiben 12. Sie schreiben 13. Im nächsten Jahre kommen zu den 12 Ihnen noch Gebliebenen weitere 13 Neulinge; Abgang von dieser Zahl 9; bleiben 16. Sie rechnen 28! Zu den 16 kommen im nächsten Jahre wiederum 13, macht 29; Abgang 8; bleiben 21. Sie schreiben 32! Zu den 21 thatsächlich noch vorhandenen sendet man Ihnen im nächsten Jahre noch 33, macht 54; Abgang 17; bleiben 37. Sie schreiben 69! Dann kamen 93; macht 130; Abgang 35; bleiben 95. Sie rechnen 151! Und schließlich 142 statt 134.

Welche Ihrer Zahlen sind denn nun eigentlich richtig, Herr Stanley? Und was ist alljährlich aus den Beamten geworden, die Sie mehr anführen, als nach der Rechnung vorhanden sein können? Müssen wir die Zahl der Gestorbenen oder die der Heimgekehrten vergrößern? Die Zahl der Angekommenen zu verringern, geht nicht an, denn die von Ihnen gegebene Totalsumme, 263, ist doch wohl zu niedrig angesetzt.*)

*) Report of W. P. Tisdel. Congo, No. 4. pag. 18, 19. „Die Sterblichkeit unter den Weißen, die in den Dienst der Association getreten sind, ist fürchterlich gewesen. Niemals habe ich in irgend einem anderen Lande Aehnliches gekannt. Es wird gesagt, daß das Klima am Stanley Pool viel besser ist als im Lande weiter stromab, aber meine Beobachtung bestimmt mich, zu glauben, daß sehr wenig Unterschied vorhanden ist. Ich fand viel Krankheit am Stanley Pool; in Wirklichkeit war es eine Ausnahme, irgendwo einen gesunden weißen Mann zu finden. Die Todtenliste der Weißen entlang meiner Marschroute war entsetzlich, und die Association kann heute in Afrika nicht fünfzig arbeitsfähige weiße Leute, und nur einhundertundzwanzig im Ganzen aufzählen. Während

Leider kann ich eine volle Uebersicht des gesammten Personalbestandes und der Verluste der Expedition nicht mittheilen, da genaue Daten sehr schwierig zu beschaffen sind. Hier stoßen wir auf eines der wirklichen Geheimnisse der Expedition.

Wenn, Herr Stanley, wie zu vermuthen, wenigstens die Anfangszahlen Ihrer Liste richtig sind, hatte die Expedition im ersten halben Jahre bereits 11% Todesfälle in Folge von Krankheit! und wenn wir die Zahl der Heimgekehrten, die doch gewiß möglichst schnell abreisten, berücksichtigen, sogar 14,4% Todesfälle — also im Jahre 22% resp. 28,8% Todesfälle! Für die folgenden Jahre ist jedoch nach Ihrer Aufstellung der thatsächliche Procentsatz der Todesfälle nicht zu ermitteln. Warum geben Sie auch hier nicht einmal zuverlässige Zahlen? Es würde von höchster Wichtigkeit sein!*

Da belehren Sie auch die Leser über die Preise der Waaren (I, 213) und wie billig die Association dieselben abgiebt:

„Eine Länge besteht aus 6 engl. Yards gewöhnlichem Calicot, die an der Küste einen Werth von 1 Dollar oder 4 Mark repräsentiren, während wir denselben nur mit 3 Mark berechnen."

Daraus erkennt nun der Leser klar, wie uneigennützig das Unternehmen ist, wie einfach es praktische Philanthropie übt. Gerade darum muß ich Ihnen, Herr Stanley, recht scharf widersprechen. Sie haben überaus hohe Preise berechnet, und vor Allem die eigenen Beamten der Association sind davon betroffen worden. Hier etliche Thatsachen: Einige Stücke Zeug, welche mit 12 Mark ausgezeichnet sind, berechnen Sie mit 32 Mark, andere von 15 Mark mit 52 Mark, andere von 12 Mark mit 38 Mark, andere von 16 Mark mit 47 Mark, andere von 45 Mark mit 90 Mark, andere von 18 Mark sogar mit 108 Mark und so fort! Nun ergeben aber bereits die ersten Preise einen hübschen Verdienst; welch' ausgezeichnetes Geschäft wird also bei dem unerhört gesteigerten Preise gemacht! Wie viel behält schließlich ein derartig behandelter Beamter von seinem Gehalte übrig?

---

einer Periode von sechs Jahren hat der Präsident der Association ungefähr sechshundert (?) Weiße engagirt, drei Jahre in Afrika zu dienen. Nur fünf von dieser großen Zahl sind bisher fähig gewesen, ihre volle Vertragszeit dort zu verweilen."

*) Es sind von verschiedenen Seiten, und nicht anonym! schwerwiegende Zweifel an der behaupteten Zuträglichkeit des Klimas und dem Wohlbefinden der Beamten am Kongo wiederholt ausgesprochen worden. Diesen wird lediglich durch anonyme Notizen in der Tagespresse entgegengewirkt. Muß dieses Verfahren nicht endlich bei Jedermann Bedenken erregen? Die Association rekrutirt ihr Personal aus so ziemlich allen civilisirten Nationen; sollten diese daher nicht ein gewisses Recht haben, zu fragen, wie das Schicksal ihrer Angehörigen sich gestaltet? Sollte sich die Association nicht endlich bewogen finden, den Beweis der Wahrheit für die Zeitungsnotizen anzutreten, die Gemüther zu beruhigen, indem sie eine officielle ausführliche Liste über Dienstzeit und **Verbleib** ihrer sämmtlichen seit sechs Jahren angeworbenen Beamten veröffentlicht? Liegen die Verhältnisse wirklich so günstig, wie durch die Tagespresse behauptet wird, so kann sich die Association selbst durch eine officielle Veröffentlichung einen großen Dienst erweisen.

Sie erzählen (I, 161, 165) von der Anlegung eines Gartens in der Station Vivi. Sie haben 2000 Tonnen der reichsten schwarzen Treibhauserde auf die Höhe schaffen lassen! Also etwa 2000 Tonnen! es ist kein Irrthum, denn die Zahl ist auf verschiedenen Seiten wiederholt. Binnen 20 Tagen wurden 5000 Kisten voll Erde, im Ganzen 2000 Tonnen auf den Berg getragen zur Herrichtung eines Gartens. Also pro Tag 250 Kisten, Gesammtinhalt 100 Tonnen. Jede Kiste enthielt demnach $^2/_5$ Tonnen! Und je eine solche mit 400 Kilo Erde belastete Kiste hat ein Mensch auf seinem Kopfe den überaus steilen Hügelhang hinaufgetragen! Welche Leistung, Herr Stanley! Was sind neben Ihren und Ihrer Getreuen Thaten die Wunderwerke des Alterthums: der Pyramidenbau der Pharaonen, die schwebenden Gärten der Semiramis?

Ihre Erdumwälzung ist ein würdiges Seitenstück zu Ihrer Exportliste! Warum sollen Sie auch nicht statt 20 Tonnen 2000 Tonnen schreiben?

Diese 2000 Tonnen Erde wurden außerdem auch noch in einem bloß 2000 Quadratfuß großen Garten aufgeschichtet; 1 Tonne auf jeden Quadratfuß! Ein kleines Gebirge ist da aufgethürmt worden! Und „reichste schwarze Treibhauserde“, sagen Sie, Herr Stanley? Wo haben Sie diese denn in jener Laterit-Wüstenei herbekommen? Wo ist sie denn hingekommen? Wir haben nur schönen gelben Laterit gesehen, theilweise etwas grau gefärbt von der Kohle des verbrannten Hochgrases. Nichts wollte auf ihm wachsen und selbst die Paar von Ihnen gepflanzten Bäumchen und etliches Grünzeug konnten nur durch fleißiges Begießen lebend erhalten werden! Die Dienstleute mußten das Wasser dazu 90 Meter vom Kongo heraufholen. Welche vortreffliche, praktische Gartenschöpfung!

Und wie hat sie sich bewährt? Die meisten Pflanzen sind elend zu Grunde gegangen. Ihre 2000 Tonnen der reichsten schwarzen Treibhauserde vermochten nicht, sie zu ernähren. Hören wir aber, was Sie darüber sagen. In der Schilderung Ihrer Rückkehr nach Vivi und Ihrer Begegnung mit mir loben Sie (I, 476) die Entwickelung Ihres Gartens im Gegensatze zu der von Ihnen behaupteten Vernachlässigung des unglückseligen Vivi durch die Menschen:

„Wenn aber die Menschen sich gleichgültig gezeigt hatten, so war die Natur wenigstens nicht träge gewesen. Die Mangobäume waren stattlich herangewachsen und die Melonenbäume so hoch geworden, daß ihr Grün das blendende Weiß der Gebäude beschattete.“

Nun, Herr Stanley, Sie bieten selbst ein vorzügliches Mittel, die Gerechtigkeit dieses Lobes zu prüfen. Mögen die Besitzer Ihres Buches das darin enthaltene Bild (I, 165) betrachten. Der Holzschnitt ist nach einer Photographie hergestellt, die in viel späterer Zeit von Vivi angefertigt worden ist. Demnach müssen die Bäume mittlerweile noch stattlicher geworden sein. Der Zeichner hat ebenfalls noch nachgeholfen. Und dennoch, kann die kühnste Phantasie sich diese

kümmernden Gewächse vorstellen, wie sie „das blendende Weiß der Gebäude beschatten"?

Sie sind undankbar, Herr Stanley, daß Sie eines viel hoffnungsvolleren Gartens nicht erwähnen, den meine deutschen Gefährten unten im Thälchen von Vivi, wo das Wasser sich näher fand, eingerichtet hatten. Die Sämereien hatte ich selbst mitgebracht. Dank dieses ausreichend bewässerten Gartens, für welchen etliche Wasserträger ununterbrochen thätig waren, konnten Sie, Herr Stanley, damals in Vivi jederzeit mit frischem Gemüse bewirthet werden. Dergleichen war in der Expedition noch nicht dagewesen. Sie hatten doch noch nicht eine Gemüseschüssel Ihrer Beamten gefüllt. Später ist unter Ihrer Oberleitung dieser Garten auch wieder zur Wüstenei geworden.

Nach Ihrem Buche sollte man glauben, daß auf Ihren Spuren Alles zu grünen und zu blühen begonnen habe. Da schreiben Sie (II, 370) ohne Zaudern:

„Während die Association von Westen her mit Mangos, Melonen, Limonen, Orangen, Ananas und Guaven vorgedrungen ist — —"

Und Sie scheuen sich nicht, solche Sätze in einem Buche drucken zu lassen, das — wie Sie selbst rühmen — in acht Sprachen zugleich erscheint — obwohl jeder Europäer, der den Kongo kennt oder ihn noch besuchen wird, Sie der allergröbsten Unwahrheit zeihen muß?

So schreiben Sie auch (I, 162), daß Sie Pflänzlinge von Sansibar den weiten Weg um Afrika mit sich geführt hätten. Wozu? Sie konnten dieselben doch am unteren Kongo und in den Landschaften im Norden und Süden nicht nur bei den Kaufleuten und Missionaren, sondern selbst bei den Eingeborenen im Innern, wenn auch nicht gerade an Ihrer Kongolinie, viel bequemer haben.

Ihr Unternehmen hat noch kein einziges neues Gewächs den seit Alters her im Lande kultivirten hinzugefügt! An Ihrer Kongolinie haben weder Sie noch die Association etwas Nennenswerthes begonnen, was etwa der praktischen Lösung einer Kulturaufgabe ähnlich wäre. Sie erstrebten ganz andere Dinge. Wollen Sie aber vielleicht behaupten, das sei jetzt anders geworden, nachdem das Nothwendigste gethan? Lesen Sie unten, was der bereits mehrfach citirte Regierungsvertreter schreibt, welcher zu Anfang dieses Jahres Ihren Spuren folgte. *)

*) Tisdel: Congo, No. 4. pag. 3. „Alles, was für die Angestellten der Association gebraucht wird, kommt von Europa, die einzig mögliche Ausnahme in Bezug auf die Verpflegung ist, daß gelegentlich Ziegen oder Hühner gekauft werden können, und für die eingeborenen Träger mögen zuweilen Maniok, Mais, Bananen und Erdnüsse beschafft werden. Dies gilt für die ganze Inlandlinie jenseits Ponta da Lenha am unteren Kongo, und die wiederholten Behauptungen, welche von Zeit zu Zeit in der europäischen Tagespresse aufgestellt wurden, dahin lautend, daß alle Arten tropischer Früchte, Gemüse, Rinder und Schafe im Ueberfluß erzeugt würden, entbehren in Wirklichkeit der geringsten Begründung, wenigstens so weit meine Beobachtung und Untersuchung sich erstreckte."

Und die Hausthiere, Herr Stanley? Weit im Inneren, z. B. am Pocock Bassin, halten die Eingeborenen sogar Haustauben, die von den südlicheren Küstenstrichen allmählich so weit in's Land gelangt sind. Sollen diese vielleicht später als Abkömmlinge der glücklich bis Vivi gebrachten Brieftauben angesehen werden?

Freilich hat Ihr Unternehmen jetzt auch Rinder eingeführt. Aber wozu eingeführt? Rinder gab es im Unterlande daselbst doch schon in Menge, und zwar ehe man überhaupt Ihren Namen nannte, Herr Stanley. Wie viele hat allein das holländische Haus dort gezüchtet, trotz der Schwierigkeiten, das Futter zu beschaffen! Pferde und Esel sind auch vorhanden, waren schon vor Ihnen da, Herr Stanley. So auch Schweine, Schafe, Kaninchen, Truthühner, Enten, Hofhühner der verschiedensten Rassen, Haustauben. Will man auch diese Errungenschaften vielleicht als ein Verdienst der Expedition angesehen wissen? auf welcher Ihrer Stationen wären die etwa zu finden?

Sollte man nicht glauben, das Kongoland beginne erst seit den Unternehmungen der Association aus Elend und Barbarei emporzusteigen?

Allerdings, zu meiner Zeit sind einige Rinder weiter den Kongo hinauf, als sie bis dahin vorkamen, geschafft worden — nämlich bis Vivi. Sie gingen den Weg alles Fleisches; das Land erzeugte nicht Futter genug für sie. Und die armen Maulthiere, die Sie, Herr Stanley, zwischen Vivi und Isangila zum Gütertransport verwandten? Ihre Knochen bleichen am Wege. So ist es denn auch in dieser Hinsicht jenseits Vivi auf Ihren Spuren wüst und leer. Und was sich dort etwa findet, besitzen die Eingeborenen seit uralter Zeit. Lesen Sie wiederum, was der officielle Gewährsmann darüber sagt.*)

Herr Stanley! was bleibt eigentlich noch übrig von all den Herrlichkeiten des Kongostaates? Prüfen wir weiter.

Ohne Zaudern und Einschränkung rühmen Sie (II, 369) die Mineralreichthümer. „Eisen im Ueberfluß." Kennen Sie auch Eisenerze, Herr Stanley? Dieses allenthalben im Lande vertheilte Eisen würde selbst an den reichsten Lagerstätten nur dann einigen Werth besitzen, wenn die Kohlen gleich daneben lägen. Exportiren Sie nur die Speerspitzen und Messerklingen der Eingeborenen — machen Sie Solingen und Sheffield Konkurrenz! Und die Kupfererze? Diese wie ihre Fundorte sind seit Menschengedenken bekannt. Einst wurden die Erze von Sklavenkarawanen mit zur Küste gebracht; jetzt lohnt es sich nicht mehr, dieselben nur 10 km weit zu tragen. Die Kupfererze von Kudondo und Manyanga sind im Handel gewesen. Die von Bembe haben europäische Gesellschaften bereits vor Jahrzehnten auszubeuten versucht. Mit welchem Gewinne — fragen Sie die trauernden Aktionäre. Kongoland hat eine Geschichte, die lange vor Ihnen anhebt, Herr

*) Tisdel: Congo, No. 4, pag. 18. „Pferde und Rinder sind unbekannt, und nur drei Maulthiere, das Eigenthum von Oberst Sir Francis de Winton, sind jetzt am Leben im Kongothal. Das Futter für diese Maulthiere wird von Europa gebracht."

Stanley! Es ist dort schon Manches erreicht, Manches versucht worden, ehe Sie auf den Gedanken kamen, ein Eldorado aufzuschließen.

Und wissen Sie nicht, daß bei den herrschenden Kupferpreisen nur reichste Erze in günstigster Lage noch den Abbau lohnen? Wer soll denn im Kongolande die Minen bearbeiten? etwa die Eingeborenen? Sie erzählen von den Kupferbarren der Leute von Manyanga. Diese schmelzen sich mühsam etwas Kupfer für den Zwischenhandel mit ihren Nachbarn aus — wollen Sie etwa behaupten, daß diese selben Leute der Association auch nur eine Tonne ihrer Barren im Jahre liefern würden oder liefern könnten? —

Sie kennen nichts als Ihre dünne Verbindungslinie mitten im ungeheuren Kongostaate. Trotzdem sprechen Sie von ausgedehnten herrlichen Waldungen, wo Sie in der That nichts gesehen haben, als die langgezogenen Fronten der Galleriewälder, der schmalen Waldstreifen, bestehend aus Busch und wenigen Bäumen, welche in feuchten Einsenkungen, auf wasserdurchtränkten Uferleisten gedeihen, wie bei uns Weiden- und Erlenbestände.*) So rühmen Sie auch die unerschöpfliche Fruchtbarkeit eines Landes, wo sich doch Ihre Beamten nicht einmal ausreichende Nahrung verschaffen können.

Nicht minder rühmten Sie und Ihre Nacheiferer speciell auch den Werth des großen Gebirgslandes von Vivi bis zum Stanley Pool. Noch in Ihrem Buche schildern Sie die ausgedehnten prächtigen Wälder, und die von Ihnen aufgestellte Liste der Exporte bestätigt den unglaublichen Reichthum — allein 60000 Tonnen Erdnüsse und Palmöl jährlich, und für 6 Millionen Mark Kautschuk und Elfenbein! Da nun aber mittlerweile der Commissar der amerikanischen Regierung dieses Gebiet untersuchte, Ihnen und der Reklame in jeder Hinsicht widersprach — da hat man sich beeilt, zu verkünden, die Herrlichkeiten befänden sich weiter im Inneren. Die Berichte des officiellen Vertreters einer Regierung kann man unmöglich für böswillige Entstellungen der Wahrheit ausgeben. Flugs führte man daher als Autoritäten viele deutsche Forscher an — obwohl gerade die genannten nie im Kongolande gewesen sind! — nach denen das bisher so eifrig gelobte Küsten- und Gebirgsland ja längst als wüst und öde bekannt sei. Als ich aber auf Grund eigener wirklicher Anschauung vor mehr als Jahresfrist mich gegen die Fruchtbarkeit des Gebirgslandes aussprach und den Kulturwerth der vorliegenden Loangoküste hervorhob, wie beeilte man sich da noch, mich zu widerlegen!

So schwanden mit einem Schlage dahin die mächtigen Waldungen, die Reichthümer, die Fruchtbarkeit eines großen Gebietes, das man bis dahin hochgerühmt hatte. Sie müssen es ruhig hinnehmen, Herr

*) Selbst der von Herrn Stanley, Johnston 2c. viel gepriesene Wald von Ngoma zwischen Vivi und Isangila ist nichts, als ein schmaler, üppiger als gewöhnlich entwickelter Galleriewald, der, eingeengt zwischen die hohe Felswand und den Strom, theils im Inundationsbett des Kongo, theils hart daneben am Fuße des Berges gedeiht, wo das Regenwasser sich ansammelt.

Stanley, die Reklame selbst hat gegen Sie und Ihre Apostel gesprochen; im eigenen Lager wagt man nicht mehr Ihre Autorität in's Treffen zu führen. Schlimm für Sie, daß Ihr Buch schon gedruckt war und die Widersprüche nicht mehr zu tilgen sind! Ein Stück von Utopia mußte man opfern, um den größeren Theil zu retten. Wenn nun auch dahin unparteiische Sachverständige officiell ausgesendet werden? Was dann, Herr Stanley? Wenn man noch mehrere solche Stücke opfern muß, was bleibt von Utopia übrig?

Die Herren, welche behufs Ergründung der Wahrheit den Kongo hinaufgehen sollen oder wollen, werden allerdings gut thun, ihre eigenen Fahrzeuge mit sich zu nehmen oder sich vorher die Unterstützung der im Inneren thätigen Missionen zu sichern. Sonst kann es ihnen ergehen wie Herrn Dr. Buchner und Herrn Konsul Tisdel. Ersterer gelangte zu Lande wohl bis Isangila, mußte aber dort umkehren, weil der Dampfer sich nicht blicken ließ, der ihn zunächst bis Manyanga befördern konnte. Letzterer gelangte zu Lande bis Stanley Pool. Obwohl erwartet und als Kommissar einer Regierung am unteren Kongo bereitwillig unterstützt, erging es ihm dennoch in Leopoldville wie Herrn Dr. Buchner etliche Jahre zuvor in Isangila: Die Dampfer waren fort und kamen nicht wieder! Zu Lande konnte Herr Tisdel nicht weiter, folglich mußte er umkehren*) — und das Eldorado des Innern war einstweilen wieder vor einer unparteiischen Prüfung gesichert.

Sie und Ihre Bundesgenossen, Herr Stanley, verwerthen mit großer Beharrlichkeit die den Bestrebungen günstigen Angaben von den Herren Schweinfurth, Pogge, Wißmann und Anderen. Soll aber darum etwa das ganze große Innere ein gesegnetes Gefilde sein, weil diese Herren auf ihren Marschlinien hier und da Landschaften mit üppiger Vegetation betraten, wie sie von ähnlicher Beschaffenheit allenthalben auch in den Küstengebieten oder benachbarten Landstrichen zu finden sind? Lehren nicht gerade die Berichte, die Itinerare dieser nämlichen Reisenden, daß sie größtentheils Grassteppen und Savanen durchzogen, und den Baumwuchs vorwiegend an die Wasserläufe gebunden fanden? Wenn aber ein ebenes Tropenland fast ausschließlich Galleriewälder besitzt, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß es nicht Niederschläge genug empfängt, um Regenwälder hervorzubringen; daß die zu lange anhaltende Trockenzeit waldbildende Holzgewächse nicht aufkommen läßt. Folglich eignet es sich nicht zur mühelosen Kultur von Handelsgewächsen. Wenn der Pflanzer seine Ernten sichern will, muß er künstliche Bewässerung einführen, um so reichlicher, wenn er es mit Lateritboden

*) Tisdel, Congo No. 4. pag. 21: „Ich spreche nochmals mein Bedauern aus, daß es mir nicht möglich war, bis zu den fernsten Punkten des Freistaates zu gelangen. Es gab keine brauchbaren Transportmittel auf dem oberen Strome, und mittelst einer Karawane vorzudringen, war eine vollständige Unmöglichkeit. Die Association hat nur zwei kleine Dampfer oberhalb des Stanley Pool; beide waren hinein in's Innere, und es gab kein Mittel, zu wissen, wann sie zurückkehren würden."

zu thun hat, wie voraussichtlich im ganzen Kongostaate. Um wie viel wird aber gerade dadurch die Produktion vertheuert, ganz abgesehen von der Entlegenheit des Ortes und den entsprechend höheren Transportkosten?

Wenn Sie, Herr Stanley, und Ihre Bundesgenossen die Mittheilungen von Reisenden so parteiisch ausnützen, muß das zweckvoll Verschwiegene von anderer Seite um so schärfer betont werden. Nun ist aber auch neuerdings aus dem fernsten Innerafrika wieder ein Urtheil nach Europa gelangt, welches die gerühmte Fruchtbarkeit nicht anerkennt. Lesen Sie unten nach, was ein unabhängiger Reisender entgegen Ihren Behauptungen mittheilt.*) Ist auch dieser Herr ein verblendeter oder böswilliger Pessimist, weil sein Urtheil der Association nicht gefällt?

Sie behandeln auch das Klima des Kongostaates. Zwei ganze lange Kapitel widmen Sie dem Thema. Die Fachleute werden wohl ihre eigenen Gedanken haben über Ihre afrikanische Fiebertheorie mit den Windtrichtern und den Trichterwinden

Sie geben Rathschläge in Menge. Haben Sie diese selbst befolgt, und trotzdem immer wieder unter Krankheiten leiden, schließlich sogar um Ihrer Gesundheit willen plötzlich abreisen müssen?

Sie sagen (I, 219) ausführlich und sehr richtig unter Anderem auch:

„Man kann seine Gewohnheiten ändern, aber man muß der Natur gehorchen. Könnte ich die gewohnten Lebensmittel, wie gekochtes oder gebratenes Rind- oder Hammelfleisch, Kartoffeln, Brot und Butter, sowie Wein bei mir führen, ich würde das sicherlich thun und die Folgen davon an meiner Gesundheit spüren. — — Hätte ich nämlich auf früheren Reisen nahrhafte Speisen mir verschaffen können, ich würde viel werthvolle Zeit gespart und die schwindende Energie rascher wieder erlangt haben; allein ich lebte von derselben Nahrung wie die Eingebornen. Auf dieser meiner dritten Expedition habe ich, abgesehen von frischem Rind- und Hammelfleisch, bis jetzt gelebt, wie ich es in der civilisirten Welt gewohnt bin; die Folge davon ist, daß ich während der acht Monate, die ich am Kongo bin, nur einmal leicht unwohl war; und wenn ich meine Sansibarer und die übrigen Bediensteten, die Maulthiere und Esel ansehe, werde ich in der Ansicht bestärkt, daß gute Nahrung in diesem Klima wie überall die Vorbedingung für dauernde gute Gesundheit ist."

Sehr gut, Herr Stanley! So gestehen Sie endlich doch einmal zu, daß die Nahrung der Eingeborenen, also die, welche der Kongostaat bietet, die Gesundheit nicht erhält. Darum bezogen Sie für sich selbst Verpflegung erster Klasse direkt aus England! Darum sorgten Sie sehr für sich! warum aber nicht auch für die Gesundheit Ihrer Beamten? Sie erkennen doch nach Obigem klar die Ursache der vielen

*) Proceedings, Royal Geographical Society, London 1885 p. 335. Aus dem Bericht von Lieutenant Giraud: „Was dem Reisenden am meisten auffiel während seines Marsches, war der miserable Zustand der Eingeborenen, welche das Centrum von Afrika bewohnen. Derselbe wird theils durch deren eigene natürliche Gleichgültigkeit, theils durch die Unfruchtbarkeit des Bodens bedingt. Das Centrum von Afrika besitzt keine der üppigen tropischen Vegetation der Küsten, die einzig vorkommenden Bäume sind niedrig und verkrüppelt und gewähren keinen Schutz gegen die Sonne — — —."

Erkrankungen und Todesfälle! Welche schwere Schuld haben Sie da auf sich geladen! Soll diese etwa durch ihre Windfieber-Theorie gesühnt werden?

Und die Maulthiere und Esel, Herr Stanley? Die sind wohl am Ueberfluß guter Nahrung verendet? Fast sollte man es glauben, wenn man liest, was Sie an anderer Stelle (I, 102, 107) über den Graswuchs am Kongo sagen:

„Hinter und an den Seiten desselben (des Fetischfelsens unterhalb Bomas) dehnen sich weite, niedrige, fette und reiche Grasebenen, der Aufenthalt der Flußpferde, aus; auch sieht man einige Dörfer in der Nachbarschaft, welche sich, anscheinend ohne großen Erfolg (!), etwas Grund und Boden zu kultiviren bemüht haben. — — Wenn dasselbe (das Kongoland) mit lebhaftem Grün bedeckt ist, rivalisirt das Gras an Weichheit mit dem der englischen Grafschaft Northumberland — — —“

Es ist erstaunlich, Herr Stanley, was Alles Sie im Kongolande vorzüglich finden! Selbst den starren Halmen der drei bis fünf Meter hoch aufschießenden Grasbüschel dichten Sie Weichheit an, und die öde Campine mit ihrem Wechsel von harten Grasgarben und nacktem Lateritbodenschildern Sie als eine fette, reiche Grasebene! Wie vertragen sich derartige Angaben mit der Thatsache, daß sogar die letzten drei Maulthiere von Europa aus mit Futter versorgt werden müssen? (siehe Anmerkung Seite 58) obwohl im Verlaufe von sechs Jahren die Expedition doch wenigstens etwas Nahrung für das Vieh hätte kultiviren können!

Sie behaupten, daß ein großer Theil des Kongobeckens, der für Einwanderer noch unzugänglich ist — Sie hätten hinzufügen sollen, daß dieser Theil Ihnen freilich auch gänzlich unbekannt — mit einer Temperatur gesegnet sei, unter der jeder Europäer gedeihen und sich vermehren kann, in welcher Ansiedler jahrelang leben können. An anderer Stelle (II, 340) rathen Sie dagegen den künftigen Bürgern des Kongostaates nach achtzehnmonatlichem Aufenthalte eine dreimonatliche Erholung im nördlichen Europa zu suchen! Wie verheißungsvoll für die Besiedler des Kongostaates! Wer aber bezahlt die weite theure Reise? Warum behandelten Sie Ihre Beamten nicht nach dieser Regel? Was soll nun eigentlich der Auswanderungslustige glauben? welcher Ihrer sich widersprechenden Angaben vertrauen?

Es sind doch recht verwirrende Ansichten, Herr Stanley, die Sie über eine so wichtige Frage kundgeben. Fürwahr, Sie spielen das sehr komplicirte Instrument, die öffentliche Meinung, mit außerordentlicher Kühnheit.

Andere aber auch, wie wir gleich sehen werden. Sie sprechen (II, 235) vom neuen Sanatorium in Boma. Sie bewundern den Bau und seine Lage. Das Institut soll einem anständigen Hôtel gleichen. Jüngst ist nun auch der Erbauer dieses Sanatoriums nach

Europa zurückgekehrt. Er lobt natürlich auch sein Werk, und seine Angaben durchlaufen die Tagespresse. Ihr Vivi, Ihr Werk, Herr Stanley, lobt er dagegen ganz und gar nicht. Was hat das zu bedeuten? Verpflichtet Bewunderung im Kongolande nicht mehr zur Gegenleistung?

Wie steht es in Wirklichkeit mit dem Sanatorium? Die bevorzugten Beamten eilen zur Herstellung ihrer Gesundheit nach dem Süden, nach Mossamedes! Der Erbauer und dirigirende Arzt selbst traut seinem Sanatorium nicht. Zweimal während des kaum einjährigen Bestehens desselben hat er es um seiner eigenen Gesundheit willen längere Zeit verlassen; zuletzt weilte er ebenfalls wochenlang in Mossamedes an der Südküste. Schließlich eilte er heim und — preist nun sein Werk!

Hat der Volkswitz am Kongo Unrecht, wenn er das Sanatorium ein Moratorium nennt? Wie viele Kranke hat der Herr Direktor je in der Anstalt behandelt, wie viele geheilt, wie viele begraben?

Und wie sind die Todten begraben worden? Sollen vielleicht Zeugen die schmachvollsten Scenen schildern, die sich im und am Sanatorium abgespielt haben?

Doch diese Schande fällt nicht auf Sie, Herr Stanley; daran sind Sie unschuldig. Sie bewundern jedoch die Lage des Sanatoriums, dieses anständigen Hôtels (II, 235). Wie doch Ihre Anschauungen sich den Zwecken anpassen! Hätte ich eine Station in so widersinniger Lage angelegt, wie würden Sie in Ihrem Buche über mich herziehen! Dort in der verrufenen, öden, in der Hitze zitternden Landschaft von Boma, mit ihren locker verstreut wachsenden riesigen Affenbrotbäumen, welche die Hälfte des Jahres unbelaubt stehen, etwas zurück vom Kongo liegt die Anstalt auf einem Laterithügel in herrlichster, ungemilderter Sonnengluth, neben einem versumpften Flußthälchen und schutzlos ausgesetzt Ihren verderblichen Trichterwinden! Eine sehr gesunde Lage! Doch ich könnte zu schwarz schildern. Hier, Herr Stanley, beachten Sie, was Ihr eifrigster Apostel, der vielgelesene Prophet des Kongostaates über Boma sagt.*)

Getreu dem Principe, daß das Innere, weil es unbekannt ist, gegenüber den bekannten Küstengebieten gefahrlos zu loben ist, wird auch verkündet, daß die Regen, je weiter nach dem Inneren, um so reichlicher fielen. Sie, Herr Stanley, drucken sogar Ihre angestellten Beobachtungen seitenlang ab (II, 346) und ahnen nicht, welch' großen Fehler Sie damit begehen. Sie drücken ja selbst der Kritik die schärfsten Waffen zu Ihrer Bekämpfung in die Hand!

Ihre Beobachtungen sind zwar mangelhaft, aber dennoch lehrreich.

*) Johnston: The River Congo. 2nd Edition, p. 42. London 1884. „Boma ist vielleicht der ungesündeste Platz am ganzen Kongo. Die Hitze ist übermäßig, und hinter den europäischen Häusern liegen große Sümpfe und stinkende Marschen, welche nicht nur viel Fieber erzeugen, sondern auch die fürchterlichsten Moskiten, die ich an Größe und Blutdurst jemals kennen gelernt habe." —

Sie notirten die Dauer und Zahl der Regenfälle nach Stunden und Tagen. Die Methode ist roh, aber sie genügt doch für Gebiete mit Lateritboden wie die betreffenden, weil für die Fruchtbarkeit dieses überaus porösen Bodens vornehmlich die Häufigkeit der Niederschläge und deren Vertheilung auf möglichst viele Monate im Jahre bedingend ist.

Während der Regenzeit 1880—81 notirten Sie zwischen Vivi und Manyanga, also in seewärts gelegenen Landstrichen 281 Stunden Regen an 80 Tagen. Dagegen notirten Sie während der Regenzeit 1881—82 zwischen Manyanga und Kuafluß, also viel weiter im Inneren, nur während 250 Stunden Regen an 59 Tagen. Dieses ist das einzige Material, welches das große Kongounternehmen aus dem Inneren geliefert hat. Darauf also stützen sich Ihre und Ihrer Nacheiferer Behauptungen über die weit günstigeren Regenverhältnisse des Inneren! Wie schlimm für Sie, daß diese Ihre Beobachtungen gerade das Gegentheil beweisen! Nicht nur die Länge der Regenzeit, sondern auch die Zahl der Regentage und Stunden nahmen in der Richtung nach dem Innern ab statt zu!

Im Jahre 1882 beobachteten Sie im Herzen des Kongostaates nach dem 5. Mai keinen Regen mehr. In Vivi fielen dagegen in demselben Mai noch am 12. und 13. schwere Regen.* Sie geben selbst zu, daß im Inneren die schlimme Trockenzeit 4 Monate dauere. Sie führen sogar die Beobachtungen von Pogge und Wißmann an, die weit im Süden vom Kongo zwischen dem Lubilasch und Lumamifluß ebenfalls eine Trockenzeit von 4 Monaten nachwiesen. Also acht Monate Regenzeit; vier Monate dagegen Trockenzeit, während welcher das Land, die Vegetation, die Feldfrüchte verdorren! Und daraufhin wird behauptet, das Innere wäre gesegneter als die Küstenstriche? Wir wollen prüfen, mit welchem Rechte. Von den dreijährigen Arbeiten der deutschen Loango-Expedition haben Sie keine Kenntniß, — sonst wären Sie vorsichtiger gewesen. Die Loangoküste beginnt unmittelbar am untern Kongo, und dehnt sich nordwärts gerade über die Breitengrade aus, welche Sie im Inneren durchmaßen, während Sie die Regen nach Tagen und Stunden aufschrieben. An dieser Küste fielen aber zu Tschintschotscho, laut exakter Beobachtungen, in zwei vollen Jahren nur im Juni und Juli keine meßbaren Regen, die Trockenzeit umfaßte also bloß 2 Monate! Etwas nördlich von Tschintschotscho, im Küstengebiet des Kuilu-Nyadi und in der Landschaft Yumba, namentlich am Westhange des Gebirges, verkürzt sich die Trockenzeit sogar auf den Monat Juni und in normalen Jahren verläuft überhaupt kein Monat ohne Regenfälle.**)

Um so viel günstiger sind also in gleicher Breitenlage die

*) Dr. A. von Danckelman: Mémoire sur les Observations Météorologiques faites à Vivi. Berlin 1884. Asher et Co. Diese Arbeit des auf mein Verwenden nach Vivi gesandten deutschen Forschers ist die einzige wissenschaftliche von der Association unterstützte Publikation.

**) Die Loango-Expedition. Abtheilung III, Seite 63 und ff.

Gebiete der Küste gestellt, als die des Inneren. Wiederum erkennen Sie, Herr Stanley, wie gefährlich es ist, wenn Sie, statt nur so ganz im Allgemeinen zu rühmen und das Wesentliche zu umgehen, sich mit bestimmten Angaben hervorwagen. Wollen Sie den schönen Glauben bei Anderen erwecken und erhalten, so dürfen Sie am wenigsten Zahlenmaterial veröffentlichen. Sonst müssen Sie vor den exakten Forschungsresultaten die Flagge streichen — und wie soll da der Glaube an Sie fortbestehen? Darum haben Sie wohl auch instinktiv einen so großen Widerwillen gegen die „unreifen Dilettanten", die Vertreter von „ologien"?

Da drucken Sie (II, 322) Theile eines Briefes ab, den ein amerikanischer Auswanderungslustiger an Sie geschrieben. Eine ganze Reihe sehr verständiger und wesentlicher Fragen werden Ihnen darin vorgelegt, wie ein Mann von gesundem Menschenverstande sie stellt, der seine Zukunft in Ihrem Kongoreiche gründen will. Was thun Sie? Nicht eine einzige dieser höchst wichtigen praktischen Fragen beantworten Sie, weil Sie eine klare, bestimmte Antwort, auf welche doch jeder Leser begierig sein muß, nicht geben können und wollen. Sie drehen und wenden sich, schreiben über alles Mögliche in dem ganzen folgenden Kapitel, über Hitze-Definitionen, Medicinisches, Kleidung, erzählen Anekdoten :c. :c. — aber des Mannes einfache praktische Fragen beantworten Sie nicht! So blendet man die Leser, Herr Stanley, gaukelt ihnen etwas vor, um sie von unbequemen, gefährlichen Dingen abzubringen. Es ist immer wieder wie mit dem Elfenbein, wonach wir bösen Männer Sie in Vivi fragten.

Der deutsche Meteorologe zu Vivi hat nur auf mein dringendes Verlangen seine Beobachtungen durchführen können — sonst hätten wir diese nicht einmal. Die Wissenschaft erscheint ja im Kongostaate wie ein gefährliches Element; ihre Resultate bedrohen Utopia. Sie, Herr Stanley, haben in Ihren Stationen weder Instrumente auf-, noch Leute, die sie beobachten könnten, angestellt. Und Sie sprechen vom Klima, als hätten Sie die Tabellen in der Mappe! Ihre Kranken, Ihre Todten, die erlagen nicht der unzureichenden Verpflegung, nicht dem Klima, o nein! nur dem eigenen Unverstand und anderen bösen Dingen.

Sie, der Sie über Forscher so geringschätzig schreiben, als besäßen diese außer ihrer Schulung nicht auch gesunden Menschenverstand, Erfahrung und Augen zum Sehen — Sie maßen sich an, auf Grund Ihrer Kongofahrt das ungeheure Ländergebiet Innerafrikas zu beurtheilen?

Wie unfaßbar größer ist doch diese Kühnheit, als wenn Sie, von Hamburg quer durch unser Vaterland nach Italien fahrend, daraufhin uns über die Bewohnerzahl, die Wasserläufe, die Wälder, den Bodenreichthum Deutschlands belehren wollten! Die zuverlässige Kenntniß, die wir überhaupt von dem fraglichen Gebiete besitzen, die verdanken wir deutschen Forschern, und den Herren der französischen Expedition, also Ihren erfolgreichen Rivalen, und den englischen Missionaren, eben

den Missionaren, über die Sie so häßlich sich äußerten, weil zwei derselben bereits vor Ihnen mit nur einer Handvoll Leute bis zum Stanley Pool vorgedrungen waren. Die auf eigenen Wegen, ohne ihren Ruhm zu verkünden, in aller Stille einen größeren Dampfer als Sie selbst, Herr Stanley, nach dem oberen Kongo geschafft haben; die jetzt, nicht Ihren Bahnen folgend, Sie im Inneren weit überflügelt haben; jenen Allen, Herr Stanley, nicht aber Ihnen und Ihrem Unternehmen verdanken wir die vertrauenswürdigen Nachrichten über die Beschaffenheit innerafrikanischer Länder.

Und der Handel? Der Handel der Küstenzone des westlichen Kongogebietes im weitesten Sinne ist bedeutend, aber er ist es schon seit langer Zeit. Wir verdanken ihn den Kaufleuten aller Nationen, die in den Küstenstrichen und an den Wasserläufen sitzen, so weit diese vom Meere aus brauchbare Verkehrsstraßen bilden. Durch Jahrzehnte lange mühselige besonnene Arbeit haben diese ihn selber geschaffen. Was da geleistet worden ist, Herr Stanley, daran haben weder Sie noch das Unternehmen irgend welchen Antheil. Ihre Thätigkeit hat nichts daran gefördert.

Die Kaufleute beherrschten die Küstenstriche und die befahrbaren Wasserwege, ehe Sie kamen, Herr Stanley, und sie sind trotz Ihrer Versprechungen noch nicht weiter vorgegangen. Da die Unternehmung selbst Handel zu treiben begann, hat sie die Kaufleute gezwungen, andernfalls unnöthige Opfer zu bringen, und der Konkurrenz wegen ein paar Kilometer weiter am Kongo hinaufzugehen: von Mussuku und Noki — wo bereits im Jahre 1873 Faktoreien bestanden — bis in die Nähe des benachbarten Vivi. Das ist Alles. Eine einzige schlechte Regenzeit wird die Schließung aller dort errichteten Faktoreien im Gefolge haben, trotz Ihrer Expedition, Herr Stanley, ganz wie es an anderen Flüssen des Küstengebietes geschehen ist, die Sie nie befahren haben.

Sie erzählen (I, 171), daß Sie als der erste Mundele (Kaufmann) nach Vivi gekommen seien. Ganz abgesehen von früheren Reisenden waren vor Ihnen (1878) dort bereits der Direktor und Hauptagent des holländischen Handelshauses, errichteten jedoch aus guten Gründen in der unversprechenden Gegend keine Faktorei!

Die Handelsfahrzeuge aller Größen, Segler und Dampfer, belebten vor Ihrer Ankunft den Unterlauf des Kongo, wie sie ihn heute noch beleben. Keiner der dortigen Kaufleute hat, wie Ihr Apostel so phantasievoll beschrieben, mit staunenden Augen auf den Anbruch einer neuen Zeit geblickt, die durch Ihre Dampfer charakterisirt sein sollte! Wenn die Händler über Etwas staunten, so war es über das Unfaßbare, daß die großartige Opferwilligkeit eines Königs in der gekennzeichneten Weise benutzt wurde.

An die Reichthümer des Inneren, die Sie, Herr Stanley, verheißen, glauben die Kaufleute nicht. Sie beziehen ihre minderwerthigen Massenprodukte, welche alljährlich durch Arbeit erneuert werden, aus

den Küstengebieten und angrenzenden Landschaften, wo sie seit Langem anregend gewirkt haben; also aus Entfernungen, welche die Transportkosten nicht in so hohem Maße steigern, daß die Produkte marktunfähig werden. Ueber die derartig umschriebenen äußersten Grenzen hinaus giebt es folgerichtig keine Massenproduktion mehr. Die Innerafrikaner **müssen erst arbeiten lernen**, wie es in verschiedenem Grade die seewärts Wohnenden gelernt haben. Und wenn das erreicht ist, dann bleibt es immer noch sehr fraglich, ob für die ausschlaggebenden Massenerzeugnisse eine **hohe Eisenbahnfracht** bezahlt werden kann.

Nur die werthvolleren Produkte: Kautschuk, besonders Elfenbein können aus größeren Entfernungen zugeführt werden. Aber nirgends lagern dieselben zum Abholen bereit an großen Stapelplätzen oder auch nur in bestimmten Distrikten, sondern finden sich allenthalben verstreut. Sie wandern von Hand zu Hand, von Stamm zu Stamm und gelangen, je nach Lage der Gebiete in verschiedenen Richtungen zu bestimmten Küstenpunkten, zu den Kaufleuten, die sie dort erwarten.

Die erfahrenen Kaufleute wissen sehr wohl, daß ein überhastetes Vordringen in unproduktive Gebiete, das Einsammeln selbst der kostbarsten Güter im Inneren und das Herausschaffen derselben so bedeutende Kosten und Gefahren mit sich bringen würde, daß der mögliche Gewinn in keinem Verhältniß stünde zu den aufgewendeten Mitteln. Sie wissen ferner, daß die Auslagen für ein solches Vorgehen sich unter allen Umständen nicht verringern würden, während der Preis der Produkte im Inneren durch gesteigerte Nachfrage immer höher geschraubt werden würde. Nur zu bald würden die Afrikaner für ihr Elfenbein, und wo sie sich zur Gewinnung von Kautschuk bewegen ließen, auch für dieses, weit im Inneren denselben Preis fordern, für welchen sie dasselbe jetzt noch bis zur Küste liefern. Es ist eben im unkultivirten Afrika kein Transportdienst zu Lande so billig, als der, den die Afrikaner sich selber leisten: das Befördern der Güter durch Träger.

Sie, Herr Stanley, wissen so gut wie alle Kenner Ihrer Kongolinie, daß gerade diese keine Handelsstraße ist, keine Gegend durchschneidet, wo sich etwa die den weiten Transport noch lohnenden Produkte des Inneren ansammelten. Sie wissen, daß das etwa dort wie allenthalben im ungeheuren Gebiete verstreut vorkommende Elfenbein nach ganz verschiedenen Richtungen abfließt und so erst auf die weit ab von Ihrer Linie verlaufenden alten Handelsstraßen zum Meere gelangt. Mit welchen Mitteln wollen Sie diese Produkte an sich ziehen? Welchen Kostenanschlag haben Sie dafür aufgestellt?

Die Resultate der kaufmännischen Unternehmungen der Association am oberen Kongo sind doch abschreckend genug. Was kosten wohl der Expedition die mühsam erlangten wenigen Elephantenzähne, die man doch in gleicher Anzahl und in kürzester Zeit billiger und bequemer an irgend einem Elfenbeinplatze der Küste hätte kaufen können? Wie groß waren wohl bis dahin die Auslagen für ein solches Geschäft? Und was haben Sie um so enormen Preis erworben? Nichts als die

Zähne, die einige Wochen oder Monate später, aber nichtsdestoweniger mit unfehlbarer Sicherheit, dennoch in die Magazine der Kaufleute an der Küste gelangt wären. So mögen Sie wohl, Herr Stanley, wenn Gewinn und Verlust nicht in Betracht gezogen werden, mit gewissenhaft rechnenden Kaufleuten konkurriren, die Produkte etwas weiter binnenwärts vorweg kaufen — aber das Gesammtresultat des Handels können Sie damit nicht vergrößern. Die Güter gehen einfach bloß durch andere Hände. Diese Thatsache würde auch dann keine Veränderung erleiden, wenn die Association die wesentlichsten Handelshäuser in sich aufnähme, und somit in Wirklichkeit, zum Schaden kleinerer Kaufleute, für sich nichts weniger als ein Monopol schaffte.

Kurzum: Sie haben dem Handel weder neue Produkte zugeführt, noch neue Bahnen gewiesen, noch haben Sie seine Bedeutung in irgend welcher Weise vermehrt — es sei denn durch erfundene ungeheuerliche Exportlisten. Die Produkte Afrikas, welche die Association in Brüssel aufgestellt hat, und jetzt wohl auf der Weltausstellung in Antwerpen vorführt, haben Sie nicht aus dem Kongostaate gebracht, Herr Stanley. Sie sind von englischen Kaufleuten in Liverpool zusammengestellt worden. Sollen sie vielleicht dem Publikum beweisen, welche Schätze der Kongostaat liefert?

Doch halt! ein echtes Produkt des Kongolandes ist — oder war? — in Antwerpen doch zu sehen. Ein Eingeborener, der sonst bei Vivi wohnt, Massalla heißt und im Uebrigen ein recht respektabler Mann ist. Sie selbst, Herr Stanley, erwähnen seiner (I, 135, 142, 145, 498) als eines Dolmetschers, einer untergeordneten Persönlichkeit. Sie zählen ihn nicht einmal zu den Häuptlingen von Vivi, und mit Recht nicht, denn er ist der kleinste der Kleinen, nennt ein Dorf von einem Dutzend Hütten und Land, so weit ein Pfeilschuß trägt, sein ganzes Reich! Dieser respektable Dorfschulze ist mit seinen vier Weibern importirt worden und bildet als der große König vom Kongo eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten auf der Weltausstellung zu Antwerpen. Das Volk staunt ihn an, den großen Herrscher vom Kongoland, und kauft seine Büste, die flugs modellirt worden ist. Wer könnte nun noch am Kongostaate zweifeln? Und wäre es wirklich wahr, was man hört und liest, daß dieser Dorfschulze mit entsprechendem Schaugepränge dem König der Belgier vorgestellt und sogar mit königlichen Ehren empfangen worden ist? Was soll man dazu sagen? was wird die Menschheit noch erleben, Herr Stanley?

Es sind merkwürdige Dinge geschehen, und scheinen auch noch zu geschehen. Aber mit alledem werden die Reichthümer Utopias nicht gewonnen, die Großhändler nicht geblendet. Die gehen ihren eigenen übersehbaren Weg! Sicherlich, Herr Stanley, wenn es möglich wäre, das Innere auf so billige Weise zu erreichen, daß dort baldigst lohnende Geschäfte betrieben werden könnten — die Kaufleute, welche doch weder des gesunden Menschenverstandes noch der Rührigkeit entbehren, die wären schon vor Ihrer Geburt in Innerafrika eingezogen. Der letzte

Elephant hätte sein Leben gelassen. Die unsere Gemüther erregende Frage wäre endgültig beantwortet.

Dann wäre auch das Problem der Besiedelung gelöst, welches nicht minder kühn befürwortet wird. **All unser Wissen, welches wir gegenwärtig über das tropische Afrika besitzen, berechtigt uns nicht nur, sondern verpflichtet uns, die als ein weiteres Lockmittel gebrauchte Idee, Ackerbauer, die ihre Felder selbst bestellen sollen, mit ihren Familien im Kongostaate anzusiedeln, auf das Entschiedenste zu bekämpfen.** Um diesen Vorschlag so scharf als möglich zurückzuweisen, habe ich vor mehr als Jahresfrist ausgesprochen, daß jeder derartige Versuch mit dem Friedhofe beginnen und mit dem Friedhofe enden werde.

Möglich ist es, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß im unbekannten Afrika noch einzelne in jeder Hinsicht begünstigte Gebiete aufgefunden werden, wo Familien von Europäern bei eigener körperlicher Arbeit gedeihen können. Möglich ist es auch, daß die Wissenschaft ein Mittel entdeckt, die künftigen Besiedler gegen die üblen Einflüsse des Klimas zu schützen. So lange dies aber nicht geschehen, müssen wir die Ausbeutung des tropischen Afrika dem Kaufmann und dem Pflanzer überlassen, im engsten Bunde mit dem Missionar und dem Forscher. Sie alle haben die wichtigste Aufgabe zu lösen: den Afrikaner zur Arbeit zu erziehen, die Hilfsquellen des Landes zu entwickeln.

Welcher besonnene Mann würde aber damit anderswo beginnen, als in den Gebieten, die am nächsten liegen? Giebt es irgend einen Beweis, daß Ihr fernes, unzugängliches Eldorado irgendwie besser ist, als ein beliebiges begünstigtes Küstengebiet, wo noch lange nicht gethan ist, was man im Inneren thun müßte? Ist in diesen langen sechs Jahren mit den Millionen, die ein König opferte, irgend ein grundlegendes Wissen von Innerafrika gewonnen worden? Können Sie wohl eine einzige Thatsache anführen? irgend etwas, das etwas Besseres als eine beispiellose Reklame wäre? Sie verstanden doch allezeit, wohl zu unterscheiden zwischen dem Ideale eines Königs und dem Erfolge eines Stanley! —

Wir kommen zum Schluß, Herr Stanley. Was ist nun, nachdem vieler Menschen Gesundheit und Leben, nachdem viele Millionen geopfert worden sind, nach einer sechsjährigen Arbeit gewonnen? Nichts als die Gewißheit, daß dem Unbekannten gegenüber nur die gründliche, sicher vorgehende Forschung und die gewissenhafte geduldige Arbeit den Erfolg verbürgen kann.

Noch leben wir in einer Zeit, in welcher die sensationelle Leistung die schnellste Anerkennung findet, in welcher die Arbeiten, die Autorität eines Forschers wenig gelten, wenn er nicht das Glück hatte, eine große Anzahl Kilometer zurückzulegen, unter mannigfaltigen Abenteuern ein unbekanntes Gebiet zu durchmessen, wenn er nicht zu den Berühmtheiten des Tages gezählt wird. Auch diese Strömung hat ihre Zeit, wie sie ihre Berechtigung haben mag. Die Lösung der einen Aufgabe schließt aber die Lösung der andern fast aus. Entdecker, die unter mancherlei

Beschwerlichkeiten das Unbekannte im Fluge durchmessen, nichts untersuchen können, als bestenfalls die nächste Umgebung ihrer Marschroute, gewinnen nur ein sehr bedingtes Urtheil über die Beschaffenheit großer Gebiete. Diese kennen zu lernen ist aber jetzt die allen anderen voranstehende Aufgabe. Vielleicht ist der Wendepunkt bereits erreicht. Die eiserne Nothwendigkeit wird es mit sich bringen, das Touristen- und Entdeckerthum, den sensationellen Erfolg mit seinen vornehmlich die Phantasie erregenden und die große Menge bestechenden Gaben unterzuordnen den gemeinnützigen Resultaten der Wissenschaft. Eine gründliche Erforschung des Nächstliegenden, Kulturversuche mit Handelsgewächsen, die Entdeckung eines neuen Produktes für den Weltmarkt werden für wichtiger gehalten werden, als die Entdeckung eines neuen Berges oder Gewässers, als die Bereicherung der Karten um einige nach ihrer Lage meistens noch zweifelhaft bleibende Linien und Marken, als spannend beschriebene Reise-Erlebnisse.

Ihr Kongounternehmen, Herr Stanley, ist verfehlt. Centralafrika ist kein zweites Indien und wird es nicht werden, so lange wir leben. Verfehlt ist der Versuch, seine verheißenen Reichthümer der Menschheit zu Füßen zu legen. Der mögliche Gewinn für die Weltwirthschaft steht in gar keinem Verhältniß zu den aufgewendeten ungeheuren Mitteln. Diese Thatsache wird bestehen bleiben, auch wenn noch Jahre hindurch ungezählte Millionen in derselben Weise geopfert werden.

Kein vorsichtiger Beurtheiler wird behaupten, daß Innerafrika eine einzige große Wüstenei sei; er wird aber auch nicht behaupten dürfen, daß es ein einziges fruchtbares Gefilde sei. Auch dort werden meistbegünstigte Landschaften neben wenig begünstigten sich finden. Alle Anzeichen sprechen aber dafür, daß die letzteren: Grassteppen und Savanen die größte Ausdehnung besitzen. Wer sollte sich verlocken lassen, in der unbekannten Ferne, unter zehnfach größeren Schwierigkeiten und Gefahren seine Kraft einzusetzen, so lange ihm die Nähe, manche in jeder Hinsicht begünstigte Küstenlandschaft noch Raum für seine Thätigkeit bietet?

Vergeblich ist Ihr Bemühen, Herr Stanley, den Kongostaat als ein Eldorado darzustellen. Die eigentliche, die mühevolle, die lange Arbeit hat erst zu beginnen — und, ich wiederhole, wer möchte die gerade dort beginnen, wo alle Verhältnisse ungünstiger liegen als sonst wo? Mit weit geringeren Mitteln, aber mit größerer Gewissenhaftigkeit und Besonnenheit, wird man in den bequem liegenden begünstigten Küstengebieten das mit ausdauerndem Fleiße erarbeiten, was Sie und die Association vom Unbekannten im Fluge erhaschen wollten. Und wenn dies voll und ganz geschehen, dann erst wird man seine Blicke weiter richten. Die künftige Eisenbahn, die dann Innerafrika uns näher bringt, die wird nicht Ihrem Wege folgen, Herr Stanley — es sei denn, sie würde als ein unfaßbar hochherziges Geschenk für alle Völker gebaut, als ein Hochweg für die Civilisation, der ein Menschenalter hindurch Jedwedem unentgeltlich zu Diensten stünde.

Gewiß wird in einer fernen Zukunft auch der Kongostaat eine Domäne für die gesammte Menschheit werden. Wird die Geschichte dann Sie wohl nennen, als den großen Mann, der die Reichthümer Centralafrikas der Menschheit dargebracht hat?

In Ihrem eigenen Werke (I, 41) führen Sie die großen Gesichtspunkte an, welche für die Unternehmungen maßgebend sein sollten:

„Die wissenschaftliche Aufgabe einer Station besteht, soweit dies ausführbar ist, in astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, der Anlage von geologischen, botanischen und zoologischen Sammlungen, dem Zeichnen von Karten der Umgebungen, der Herstellung eines Wörterbuches und einer Grammatik der Landessprache, in ethnographischen Forschungen rc. rc."

Welche von allen diesen Vorschriften sind von der Expedition befolgt worden, Herr Stanley? Alles Voranstehende giebt die Antwort darauf. Die wissenschaftlichen Resultate, die im Anschluß an die Expedition gewonnen worden sind, entstammen den Untersuchungen deutscher Forscher — und diese haben Sie dafür geschmäht. Ferner:

„Die gastfreundliche Mission der Station wird sein, alle Reisenden, welche der Chef für würdig hält, aufzunehmen, sie gegen Zahlung der ortsüblichen Preise mit Instrumenten, Waaren und Proviant, sowie Führern und Dolmetschern zu versehen rc. rc."

Welche von diesen Aufgaben haben Ihre Stationen erfüllt, Herr Stanley? ja, wären sie jemals im Stande gewesen, dieselben zu erfüllen?

„Einer der weiteren Zwecke der Stationen wird die Unterdrückung des Sklavenhandels durch ihren civilisirenden Einfluß sein."

Also auch das noch. Es ist das Letzte. Wo existirt der Sklavenhandel im Kongolande, Herr Stanley? Im Osten und Norden, wo die Mohamedaner die Dörfer brandschatzen, die Einwohner hinwegführen, und sie zwingen, den gesammelten Raub zum nächsten Absatzgebiet zu tragen — wo die Produkte und ihre Träger verkauft werden. Die Unterdrückung dieses Sklavenhandels hat England mit seiner ganzen Macht weder am Nil noch an der Ostküste erreichen können trotz seiner beharrlichen, gewiß hoher Anerkennung würdigen Bestrebungen. Und Sie wollen die Aufgabe mit vergleichsweise winzigen Mitteln auf einem ungeheuren Umwege erreichen, in einem ungeheuren Gebiete, wo Alles, was Sie gethan haben, der Ungewißheit verfallen ist, von Tag zu Tag in Nichts versinken kann, vielleicht jetzt schon theilweise verschwunden ist? Herr Stanley! Die civilisirten Nationen haben sich lange Jahre mit Staunen und Bewunderung erfüllen lassen; aber jene Araber kennen Ihr Werk! mögen sie nicht Ihrem Truggebilde ein jähes Ende bereiten!

Der Sklavenhandel kann nicht durch die Verfolgung der Lieferanten, sondern nur durch die Schließung der Absatzmärkte unterdrückt werden. Das lehrt die Geschichte. Die Aufkäufer und Räuber werden in Afrika ihrem Gewerbe nachgehen, so lange sie Abnehmer finden. Ihrer wird

man vom Kongo aus nicht Herr werden. Nicht von Westen her, sondern nur von Osten her wird es gelingen, dieses Uebel zu beseitigen, und nicht Sie, Herr Stanley, noch die Association, werden das Werk vollbringen.

Sie, Herr Stanley, sind auch nicht der dazu geeignete Mann. Sie haben am wenigsten das Recht, Andere zu verfolgen, anzuklagen und zu verurtheilen. Freilich! wer ahnt das wohl, wenn er Ihr Buch liest!

Sie scheuen sich nicht, die Entsetzlichkeit einer Bestrafung in den grellsten Farben auszumalen (I, 110), welche vor Ihrer Zeit in Boma von einem alten Sklavenhändler an einigen seiner Sklaven vollzogen wurde. Sie schildern falsch, Herr Stanley, um recht sensationell zu wirken. Ich war um jene Zeit am Kongo und weiß besser als Sie, was geschehen, und warum es geschehen. Ich will den Vorgang nicht entschuldigen. Die Sklaven hatten ein Verbrechen verübt. Der Besitzer sprach Recht in einem rechtslosen Lande; er verurtheilte, und vollzog die Strafe in seiner Weise. Aber Sie, Herr Stanley, dürfen Sie Richter über ihn sein?

Da malen Sie (II, 151, 152) die Grausamkeiten aus, welche die von Osten kommenden Araber an Ihrem geliebten Kongo begangen haben. Mit fürchterlicher Strenge berechnen Sie, daß diese Scheusale allein auf diesem einzigen Zuge 11400 Liter Menschenblut vergossen hätten. Herzbrechend schildern Sie das Elend der armen Geraubten, die von den Unmenschen aneinander gefesselt und genietet waren. Den Leser muß es schaudern, und aufathmen wird er, daß Sie, „der eifrige Bannerträger der Philanthropie“, zur rechten Zeit am Kongo erschienen sind, um diesem entsetzlichen Unwesen ein Ende zu bereiten.

Und Sie, Herr Stanley? Sie schildern seitenlang Ihre Gefühle beim Betrachten jener Unglücklichen. Wie haben Sie denn Philanthropie verbreitet? Wie haben Sie Ihre gerühmte civilisatorische Mission erfüllt? Wie haben Sie zur Gründung des Kongostaates beigetragen?

Es leben doch Zeugen Ihrer Thaten!

Sie haben zahlreiche Sklaven in Ihrer Expedition verwendet. Sie haben dieselben mit Ketten an einander geschmiedet, mit Knütteln zur Arbeit getrieben.*) Selbst die Kranken und Elenden haben Sie nicht aus den Eisen genommen; die gesünderen Leidensgefährten haben diese mit sich herumzerren, sogar auf dem Rücken herumtragen müssen. Haben Sie den Unglücklichen Nahrung genug verabreicht, um sie bei Kräften zu erhalten? Haben Sie ihnen elendes Zeug genug gegeben, damit sie ihre Blöße decken, sich gegen die Unbilden der Witterung schützen konnten? Gefühllos, grausam, nur die Erreichung des eigenen Vortheils im Auge behaltend, haben Sie, Herr Stanley, diese bejammernswerthen Geschöpfe zur Arbeit getrieben, selbst den Knüttel geschwungen. Sie haben diese Sklaven zu Dutzenden unter der schweren

*) Ein deutscher Ingenieur, Herr F. A. Schran, hat die Sklaven auf Herrn Stanley's Befehl in Ketten schmieden müssen.

Arbeit, den Entbehrungen in der Kette erliegen sehen. Was haben Sie dabei empfunden?

Und Sie, Herr Stanley, wollen jene Sklavenhalter richten, den Abscheu der civilisirten Menschheit gegen die erwecken, die kein Hehl aus ihrem Treiben machen, die es nicht besser wußten und wissen und nichts weniger sind als Pharisäer?

Und was Sie sonst von Afrika vermelden, das soll, wie Sie selbst bescheidentlich sagen, die Welt hinnehmen, als ob Sie „ein Evangelium predigten“?

Fast ein Jahrzehnt ist verflossen, seitdem auf der internationalen Konferenz zu Brüssel ein verheißungsvolles Programm für die gemeinsame Erschließung Afrikas aufgestellt wurde. Eine neue große Zeit für die gründliche Erforschung des unbekannten Erdtheiles schien gekommen!

Seit sechs Jahren ist eine Association bemüht gewesen, mit den Mitteln, die ein hochherziger König bewilligte, scheinbar jenes Programm zu erfüllen, während sie sich in Wirklichkeit nicht um dasselbe bekümmerte.

Ein Freistaat in Afrika ist endlich anerkannt worden, welcher zehn Breiten- und vierzehn Längengrade umfaßt. Er besteht aus einer Anzahl Grenzlinien auf der Karte, welche je nach den mit den verschiedenen anerkennenden Staaten abgeschlossenen Verträgen verschieden verlaufen. Sie bilden einen Rahmen um ein ungeheures Unbekanntes, in welches mitten hinein eine Verbindungslinie geführt worden ist. An dieser sind unterschiedliche Stationen errichtet worden, ohne festen Zusammenhang mit einander. Rings um sie dehnt sich Afrika, unverändert, unbekannt. Auf ihnen befinden sich je einige Europäer und eine Abtheilung aus anderen Gebieten eingeführter Afrikaner. Sie alle sind ausgezeichnet bewaffnet und üben eine Art Autorität aus — so weit ihre Gewehre tragen. Was zu ihrer Existenz nothwendig ist, beziehen sie von Europa.

Das ist der Kongo-Freistaat. Nichts kennt man von ihm, als das hier Angeführte. Man kennt nicht seine Bodenform noch seine Bodenbeschaffenheit, nicht seine Vegetation, sein Klima, seine Erzeugnisse, nicht seine natürlichen Verkehrslinien und seine Bevölkerung. Man hat noch nicht erprobt, welche Nähr- und Handelsgewächse mit Vortheil anzubauen sind.

Es ist ein Staat ohne Bürger, die begreifen könnten, was er bedeuten soll, ja, daß er überhaupt existirt. Er besitzt keine Gesetze, keine Gewalt, keine Organe der öffentlichen Ordnung, keine Mittel, sich mit seinen Unterthanen, soviel deren überhaupt vorhanden sein können, zu verständigen. Er vermag Niemand Schutz zu gewähren, eine Rechte zu sichern, keine Pflichten aufzuerlegen. Es ist ein Staat,

der gerade aller der Elemente entbehrt, die das Kriterium eines Staatswesens bilden.

Welche Zukunft hat ein solches Gebilde? welche Zukunft kann ihm beschieden sein? Seine Einkünfte fließen einzig und allein aus Europa, sind ein Geschenk, und können höchstens genügen, das Bestehende zu erhalten. Handel kann im unsichern Inneren nicht in gewinnbringender Weise betrieben werden. Pflanzer können nicht daran denken, ihre Kapitalien, ihre Arbeitskraft im fernen Unbekannten zu verwenden, so lange Küstengebiete ihnen größere Vortheile bieten.

Da ist es an der Zeit, die reichen Mittel, das Vorhandene in dankbarerer Weise zu verwenden, in anderem Sinne Großes zu leisten, zurückzukehren zu dem einst aufgestellten und zum eigenen schweren Schaden vernachlässigten Programm. Die Stationen bestehen. Man richte sie ein, statte sie aus, wie es die Wohlfahrt von Europäern in einem angreifenden Klima verlangt. Ist Ordnung geschaffen, die Willkür durch eine straffe Verwaltung ersetzt, dann könnten gerade diese Stationen Freistätten ersten Ranges für die Wissenschaft sein. Nirgendswo in Afrika vermöchten ausschließlich ihren Forschungen lebende Fachleute so großen allgemeinen Nutzen zu schaffen, so zweckentsprechend die künftige Ausbeutung des Inneren vorzubereiten. Die alljährlich veröffentlichten Resultate ihrer Untersuchungen würden wahrhafte Reichthümer bedeuten und lebenden wie künftigen Geschlechtern würdige Zeugen sein von der Freigebigkeit eines Königs.

Nachschrift.

Ich bin zur Nothwehr gezwungen worden und habe mich gewehrt. Hätte ich alle Einzelheiten ausführlich schildern, die Dokumente und Zeugnisse abdrucken wollen, so würde meine Entgegnung den Umfang eines Buches angenommen haben. Es wäre Zeitvergendung gewesen. Meinen Zweck glaube ich auch so erreicht zu haben.

Mögen Diejenigen, welche die Reklame nun noch verlockt, ehe sie Großes aufs Spiel setzen, erst eine kleine Summe opfern und Vertrauensmänner aussenden, zu untersuchen, was sie vom Kongolande zu erwarten haben. Deutsche aber sollten ihre Kräfte greifbaren Dingen in deutsch gewordenen Gebieten zuwenden und nicht fremden Phantasiegebilden.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Henry M. Stanley

und

Dr. Pechuël-Loesche.

Von

H. von Wobeser,

Uebersetzer von Stanley's Werk:
„Der Kongo und die Gründung des Kongostaates“.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1886.

Vor einiger Zeit hat bekanntlich Herr Dr. Pechuël-Loesche in der „Gartenlaube" drei „Offene Briefe an Henry M. Stanley" veröffentlicht, die später in erweiterter Form unter dem Titel „Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen" auch in Broschürenform erschienen sind. In diesen Veröffentlichungen greift der Verfasser, der sich durch verschiedene Bemerkungen des Herrn Stanley in dessen neuestem Werke „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates" in seiner wissenschaftlichen Ehre gekränkt fühlt, nicht nur Herrn Stanley selbst, sondern auch das Kongo-Unternehmen in einer Weise an, die, wie man zu sagen pflegt, an beiden kein gutes Haar läßt.

Mit berechtigter Spannung hat man daher in Deutschland erwartet, was Herr Stanley auf die von Herrn Dr. Pechuël-Loesche wider ihn erhobenen zahlreichen Beschuldigungen, die sich nicht allein gegen sein ganzes Werk und sein Handeln, sondern auch gegen seinen Charakter wandten, zu sagen haben würde; allein bis auf den heutigen Tag sind die sämmtlichen ihm ins Gesicht geschleuderten Anklagen in Deutschland wenigstens unerwidert geblieben, da Herr Stanley eine Entgegnung auf die Angriffe des Herrn Dr. Pechuël-Loesche zwar vorbereitet hatte, seine an den Herausgeber der „Gartenlaube" gerichtete Antwort jedoch, gerade als die betreffende Nummer des Blattes zum Druck gehen sollte, telegraphisch wieder zurückgezogen hat.

Man darf wol annehmen, daß gewichtige Gründe Herrn Stanley zu letzterm Schritte veranlaßt haben, wenn dieselben dem deutschen Lesepublikum auch schwer begreiflich scheinen und um so unverständlicher sein werden, als Herr Stanley dieselbe Erwiderung, welche er unterm 10. November v. J. aus London an den Herausgeber der „Gartenlaube" geschickt hatte, allerdings mit einigen Abänderungen, zum größten Theile aber ihrem vollen Wortlaute nach

am 22. November v. J. an den Herausgeber des in Neuyork erscheinenden „Herald“ gerichtet hat. Möglich ist es allerdings, daß Herr Stanley die Absicht gehabt hat, die für den „Herald“ bestimmte Abwehr ebenfalls zurückzuziehen, diesen Entschluß jedoch zu spät gefaßt hat, als der Abdruck seines Schreibens nicht mehr verhindert werden konnte, was bei dem an den Herausgeber der „Gartenlaube“ gerichteten Briefe um so leichter geschehen konnte, als die Herstellung dieses Blattes der großen Auflage wegen mehrere Wochen in Anspruch nimmt und das Telegramm des Herrn Stanley daher früh genug kam, daß die Veröffentlichung seiner Erwiderung unterbleiben konnte.

Selbstverständlich fühle auch ich, der ich im Frühjahre 1885 das Werk des Herrn Stanley ins Deutsche übertragen habe, mich nicht berufen, die Vertheidigung des Verfassers zu übernehmen, mich in den Streit der beiden Afrikareisenden einzumischen und nach der einen oder andern Seite hin Partei zu ergreifen, und um so weniger, als meiner Meinung nach die Wahrheit in der Mitte der Behauptungen der beiden Herren liegen dürfte und ein einigermaßen zutreffendes Urtheil darüber, wer von beiden mehr im Rechte ist, sich wol nur derjenige bilden kann, der nicht nur die Verhältnisse am Kongo an Ort und Stelle selbst kennen gelernt, sondern auch lange genug dort gelebt hat, um ganz vertraut mit denselben zu werden. Eine Bemerkung möchte ich jedoch zunächst über die Angriffe des Herrn Dr. Pechuël-Loesche machen. Jeder Unbefangene wird zugeben, daß der genannte Herr durch die ihm von Herrn Stanley — ob mit Recht oder mit Unrecht, möge dahingestellt bleiben — gemachten Vorwürfe sich gekränkt fühlen konnte; allein die Art und Weise, wie Herr Dr. Pechuël-Loesche sich rechtfertigt und nicht nur seinen angeblichen Beleidiger, sondern auch das ganze Werk der Internationalen Association herunterreißt, wie er Herrn Stanley die denkbar schlechtesten Charaktereigenschaften zuschreibt, dürfte schwerlich geeignet sein, Herrn Dr. Pechuël-Loesche, selbst wenn er der gekränkte Theil ist, die größern Sympathien zu erwerben.

Nach dem Eindruck, welchen ich bei der Uebersetzung und Bearbeitung des Stanley'schen Werkes von dem Charakter des Verfassers gewonnen habe, besitzt er beispielsweise den ihm von Herrn Dr. Pechuël-Loesche zugeschriebenen crassen Egoismus nicht, wenigstens nicht in solchem Grade, daß derselbe irgendwie in bemerkenswerther Weise hervorträte. Herr Stanley ist eben Optimist vom

reinsten Wasser und mit ganzem Herzen hängt er an dem Werke, das, auf Veranlassung der Internationalen Association, von ihm selbst ins Leben gerufen worden ist, für das er mit allen seinen Kräften gewirkt, und das er auf Kosten seiner Gesundheit von seinen ersten Anfängen an gefördert und gepflegt hat. Wer will es ihm verdenken, daß er sein Licht nicht unter den Scheffel stellt, daß er das, was er geleistet hat, in möglichst günstiger Weise schildert? Und selbst wenn er hier und dort in seinen Schilderungen etwas übertreiben sollte, wenn in seinen Augen alles am Kongo ein weit besseres und schöneres Aussehen erhält, als es dem weniger an der Sache Interessirten und deshalb unbefangener Urtheilenden erscheinen mag, so ist das auch nur menschlich, eine Schwäche, die Herr Stanley mit vielen Männern, die Großes geleistet haben, theilt. Ist es doch eine charakteristische Eigenthümlichkeit hervorragender Persönlichkeiten, daß sie mit wenigen Ausnahmen eine gewisse Einseitigkeit besitzen, welche gewöhnlich den Haupthebel für ihre bedeutenden Leistungen bildet und die Veranlassung ist, daß sie so Großes vollbringen.

Wie bereits bemerkt, ist es nicht meines Amtes, in diesem Streite zu entscheiden, auf welcher Seite das größere Recht liegt; es sind vielmehr andere, weiter unten näher zu erörternde Gründe, welche mich veranlassen, zu dieser Angelegenheit das Wort zu ergreifen. Die Zeit muß lehren, inwieweit Herr Dr. Pechuël-Loesche berechtigt gewesen ist, dem Kongo-Werke jegliche Zukunft abzusprechen, und in welchem Maße sich die großen Hoffnungen des Herrn Stanley erfüllen und seine glänzenden Schilderungen sich bewahrheiten werden. Allerdings sind die letztern in jüngster Zeit nicht allein von Herrn Dr. Pechuël-Loesche, sondern auch von anderer Seite angezweifelt und als nicht zutreffend bezeichnet worden, ebenso sind aber neuerdings auch Stimmen laut geworden, welche die Behauptungen Stanley's bestätigen. Insbesondere ist es Herr Lieutenant Taunt, von der Vereinigten-Staaten-Marine, welcher bei seinem Aufenthalt am Kongo zu erheblich andern Anschauungen gelangt ist, als Herr Dr. Pechuël-Loesche und auch der Commissar der Regierung der Vereinigten Staaten, Herr Tisdel.

„Lieutenant Taunt" — schreibt die „Times" vom 2. Januar d. J. — „der soeben vom Kongo in London eingetroffen ist, begnügte sich nicht mit einem kurzen Besuch in Vivi und am Stanley-Pool, sondern hat den ganzen Weg bis nach den Stanley-Fällen, der ent-

ferntesten Station des Kongo-Freistaates, hinauf gemacht. Er spricht ausführlich über alles, was er gesehen hat, und sucht durchaus nicht zu verheimlichen, daß er auch Dinge wahrgenommen hat, die er nicht billigen konnte. Er fand am untern Kongo öde Strecken, aber selbst diese wurden durch fruchtbare Stellen unterbrochen. Er gibt zu, daß die Verwaltung nicht ganz so ist, wie sie sein sollte, und daß einige Angestellte sich keineswegs für ihre Aufgabe zu eignen scheinen. Das ist insbesondere am untern Kongo der Fall, wo die Angestellten viel zu oft wechseln, doch dürfte dies ihre eigene Schuld sein, da die Verwaltung in der Erfüllung der Wünsche der unzufriedenen Chefs der Stationen äußerst entgegenkommend ist. Je weiter Lieutenant Taunt den Fluß hinauf kam, desto mehr befriedigte ihn, was er sah. Dort sind die Chefs der Stationen weit zufriedener mit ihren Posten, und die Folge davon ist, daß sie Zeit haben, sich die Gunst der Eingeborenen zu gewinnen und die in der unmittelbaren Nachbarschaft ihrer Stationen liegenden Districte zu cultiviren. Auf einigen dieser Stationen erhielt Lieutenant Taunt europäische Gemüse im Ueberfluß. Auf manchen Stationen werden Rinder mit vollständigem Erfolge gezüchtet, und frisches Fleisch ist daher reichlich vorhanden. In der Nähe einer der obern Stationen sind Weidegründe entdeckt worden, die von ungeheuern Büffelheerden beweidet werden. Lieutenant Taunt erfreute sich während der ganzen Reise der allerbesten Gesundheit und behauptet, es sei kein Grund vorhanden, weshalb Weiße unter Beobachtung der gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln nicht bei guter Gesundheit bleiben sollten. Die einzigen unfreundlichen Eingeborenen fand Lieutenant Taunt in der Nähe der Mündung des Aruwimi; er schreibt aber ihre Feindseligkeit einzig der Thatsache zu, daß dort keine Station angelegt worden ist. Er ist überhaupt der Meinung, daß die Zahl der Stationen am ganzen Flusse eine zu geringe ist und im Interesse des Freistaates vermehrt werden sollte. Er ist auch der Ansicht, daß es am Kongo reiche Hülfsquellen gibt, die der Entwickelung fähig sind."

Die Thatsache, daß Stanley seine an den Herausgeber der „Gartenlaube" gerichtete Entgegnung auf die „Offenen Briefe" des Herrn Dr. Pechuël-Loesche zurückgezogen hat, ließ anfänglich darauf schließen, daß er seine Rechtfertigung der Zukunft überlassen wollte; allein dies ist nicht der Fall, da Stanley, wie schon erwähnt, seine Erwiderung im „New York Herald" veröffentlicht.

Stanley's Briefe an den „New York Herald".

Stanley's Entgegnung zerfällt in zwei Theile. Der erste Brief trägt kein Datum, ist in der Nummer des „Herald" vom 29. November v. J. abgedruckt und citirt eine große Anzahl Stellen aus Stanley's beiden großen Werken „Durch den Dunkeln Welttheil" und „Der Kongo", um zu beweisen, daß die Behauptung der Herren Dr. Pechuël-Loesche und Tisdel, er habe die Vorzüge und Reichthümer des Kongobeckens in übertriebener, den Thatsachen nicht entsprechender Weise geschildert, unwahr sei, vielmehr habe er stets die Oede und Unfruchtbarkeit des Gebiets am untern Kongo hervorgehoben. Dies gehe auch daraus hervor, daß er der londoner Handelskammer gegenüber erklärt habe, das ganze Kongogebiet sei ohne eine Eisenbahn zwischen Vivi und dem Stanley-Pool keine zwei Schillinge werth. Die beiden genannten Herren hätten nur, der eine das Süd-, der andere das Norduser des Stroms bis zum Stanley-Pool hinauf gesehen und kennen gelernt, sie hätten aber ihre Meinung über das, was sie nicht gesehen und nicht kennen gelernt hätten, nach demjenigen abgegeben, was sie gesehen hätten.

Der zweite Brief, vom 22. November v. J. datirt, findet sich in der Nummer des „Herald" vom 13. December v. J. und enthält in seiner ersten größern Hälfte genau, im zweiten kleinern Theil mit einigen Abänderungen dasselbe, was Stanley an den Herausgeber der „Gartenlaube" geschrieben hatte, wie ich durch Vergleich festgestellt habe, da mir die Uebersetzung der Entgegnung Stanley's aus dem Englischen ins Deutsche zur Veröffentlichung in der „Gartenlaube" ebenfalls übertragen war, und ein Correcturabzug derselben sich noch in meinem Besitze befindet. Gegenwärtig macht ein Auszug aus den beiden Briefen die Runde durch die deutsche Presse, und da derselbe unter anderm den Satz enthält: „Viele Fragen, welche Dr. Pechuël-Loesche mit Bezug auf Stellen in Stanley's Werk gestellt habe, hätten ihre Stütze und Halt allein durch Verwechselungen und falsche Uebersetzungen", so theile ich nachstehend die fragliche Erwiderung Stanley's mit, zum Beweise, daß er überhaupt nicht von falschen Uebersetzungen, sondern nur von falschen Citaten spricht. Es ist dies einer der Gründe, wenn auch nur ein nebensächlicher, welche mich veranlaßt haben, zu dem Streite zwischen den Herren Stanley und Dr. Pechuël-Loesche das Wort

zu nehmen. Bezüglich zweier Stellen in dem Stanley'schen Werke, die ich später andeuten werde und die auch Herr Dr. Pechuël-Loesche hervorhebt, ist mir allerdings ein Irrthum untergelaufen; allein, abgesehen davon, daß letzterer in beiden Fällen ein entschuldbarer war, betrifft er im Vergleich zu allem Uebrigen, was Dr. Pechuël-Loesche gegen Stanley äußert, so unwesentliche Punkte, daß sie kaum in Betracht kommen.

Der zweite Brief des Herrn Stanley an den „New York Herald" lautet in Uebersetzung:

London, 22. November 1885.

An den Herausgeber des „Herald".

Einer meiner Bekannten ist so aufmerksam gewesen, mir zwei „Offene Briefe an Henry M. Stanley" von Dr. Pechuël-Loesche in unübersetztem Deutsch zu schicken, wie sie in der „Gartenlaube" veröffentlicht worden sind. Da ich nun im Deutschen ebenso unwissend bin, wie drei Viertel der Leser jenes Blattes es im Englischen sein dürften, so können Sie sich meine außerordentliche Verwirrung vorstellen, als ich die Artikel betrachtete und die zahlreichen „Herr Stanley's" und die „Ha's" und ! ! ! ! ! ! ad infinitum bemerkte. Ich hielt jene Briefe für eine Reihe höchst sensationeller Artikel, die sich auf imaginäre Abenteuer bezögen, in denen ein gewisser Herr Stanley eine hervorragende Rolle spielte. Als ich die vielen ? ? ? und „Ha's" und Ausrufungszeichen ! ! ! ! wahrnahm, tadelte ich den Verfasser im Geiste sofort wegen seiner übertriebenen Vorliebe für diese lauten Zeichen und war bereit, die Gewähr dafür zu übernehmen, daß seine Artikel voll Pathos und mit bombastischen Euphemismen und hysterischen Versuchen, gewandt und imponirend zu schreiben, doppelt beschwert seien.

Um dem Verfasser jedoch keine Ungerechtigkeit zuzufügen, schickte ich diese Briefe zum Uebersetzer, und finde nun, da sie ins Englische übertragen sind, daß dieselben voll von an mich gerichteten ungehörigen Fragen über Thatsachen, Annahmen und Schätzungen sind, welche in meinem letzten Werke „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates" enthalten sind. Ich entdeckte auch, daß viele dieser Fragen auf falsche Citate aus dem Buche basirt sind, wie der gelehrte Doctor z. B. aus Band II, S. 385 den folgenden seltsamen Satz zu citiren behauptet:

„Selbstverständlich würde letztere eine Niveaubahn sein, an welcher außerordentliche Kosten nur durch einige wenige Brücken verursacht werden."

Ich prüfe mein Buch und finde, daß ich Folgendes behauptet habe: „Selbstverständlich würde es eine Oberflächenbahn (surface railway) sein, indem außerordentliche Auslagen nur durch einige wenige Brücken verursacht werden."

Der große Unterschied zwischen „Oberfläche" und „Niveau" wird den Lesern sofort auffallen, insbesondere denjenigen, welche mit dem Bau von Eisenbahnen vertraut sind.[1] Ich darf mir jedoch nicht gestatten, diese Gegenstände mit Dr. Pechuël-Loesche zu erörtern, da außer der mir fehlenden Zeit noch viele andere unüberwindliche Einwände, von denen die folgenden nur einige wenige sind, mich davon abhalten.

1) Es gibt noch fast 200 Herren wie Dr. Pechuël-Loesche, die, wenn ich mich herabließe, ihm zu antworten, sich ebenfalls bald veranlaßt fühlen würden, an mitfühlende Blätter zu schreiben und mit derselben Anmaßung, durch welche jener Gelehrte sich auszeichnet, eine Antwort zu verlangen. Diese 200 oder mehr Herren haben sich sämmtlich von der „Expédition du Haut Congo" auf französisch empfohlen oder sie sind, wie in fast der Hälfte dieser Fälle, entlassen worden. Zweihundert Leuten dieses Schlages in den Spalten der verschiedenen, in ebenso viel verschiedenen Sprachen erscheinenden Zeitungen zu antworten, würde eine Aufgabe für Lebenszeit sein, und ich hoffe, im Stande zu sein, meine Zeit, möge sie noch kurz oder lang sein, etwas Nützlicherm zu widmen.

2) Dr. Pechuël-Loesche, der seinen Posten verlassen hatte, wurde vom „Comité du Haut Congo" kühl aufgenommen. Wie ich glaube, folgten seiner plötzlichen Ankunft in Brüssel einige heftige Worte, und seit dem Augenblicke haben die Ansichten Dr. Pechuël-Loesche's über Afrika im allgemeinen und den Kongo und das „Comité du Haut Congo" im besondern eine radicale Veränderung erfahren. Ich behaupte, daß dies nothwendigerweise der Fall sein muß, denn man kann nicht gut glauben, daß er seine Dienste dem Comité freiwillig angeboten haben würde, wenn er für Afrika und seine glücklichen Freuden solche Verachtung und für das „Comité du Haut Congo" solchen schlecht verhüllten Widerwillen gehegt hätte.

3) Nachdem er solchen entschiedenen Groll gegen Afrika und das brüsseler Comité gefaßt hat, ergreift Dr. Pechuël-Loesche, dem Princip entsprechend, daß „diejenigen, welche nicht für uns, wider uns sind", die Feder gegen mich und entnimmt meinem Werke mit jener „ungeheuern Energie", die ich auch in meinem Buche an ihm gerühmt habe, gewisse Citate, welche er geschickt verdreht und der Welt als wahr darstellt, sowie gewisse Schätzungen, über welche er seine Kassandra- und ultra-gegnerischen Predigten hält bezüglich der Gefahren für diejenigen, welche sich in commerzieller Beziehung mit irgendwelchen afrikanischen Dingen einlassen.

---

[1] Diese „Niveaubahn" ist einer meiner Uebersetzungsfehler, der darauf zurückzuführen ist, daß mir die Kenntnisse im Eisenbahnbauwesen mangeln und der Unterschied zwischen Oberflächen- und Niveaubahn mir bislang unbekannt gewesen ist. Auch auf wiederholtes Nachfragen habe ich seinerzeit den Unterschied nicht erfahren können.

Es würde nun, während der schätzenswerthe Dr. Pechuël-Loesche an solcher chronischen Dyspepsie des Geistes leidet, für jeden unbesonnen sein, den Versuch seiner Heilung zu machen, und ich, der ich am allerwenigsten Neigung für das Heilgeschäft besitze, beabsichtige nicht, ihn zu heilen, sondern, da er aus vorsätzlicher Malice die Feder gegen mich ergriffen hat, mit der Feder in rein persönlichen Angelegenheiten kurz zu entgegnen, indem ich es Afrika und dem „Comité" überlasse, selbst ihren Kampf mit diesem Angreifer auszufechten.

Meine Aufmerksamkeit wurde bei der im Jahre 1878 zu Brüssel abgehaltenen Berathung des Comité zum ersten mal auf Dr. Pechuël-Loesche gelenkt. Bei dieser Berathung waren zwei Holländer, die Herren Pincoffs und Kerdyck, welche das Comité und mich während zwei oder drei Sitzungen mit dem Vorlesen von Auszügen aus einer .... Broschüre des Dr. Pechuël-Loesche über die deutsche Expedition der Jahre 1873 bis 1875 langweilten. Dieselben sollten sämmtlich auf Grund der Autorität des Herrn Doctor zum Beweise dienen, daß es unklug sein würde, irgendein solches Unternehmen, wie wir es damals in Erwägung zogen, zu wagen, und der Tenor derselben ging im allgemeinen dahin, daß er von jeglichen philanthropischen Bestrebungen abrieth, da seine Erfahrung ihn in dem Glauben bestärkt hätte, daß solche, wenn nicht unmöglich, so doch höchst schwierig seien. Ich nahm es auf mich, die Herren Pincoffs und Kerdyck zum Schweigen zu bringen mit dem Bemerken, daß der Verfasser entweder gallig sein, keine Reisen gemacht haben oder zu maulwurfsäugig sein müsse, um über seinen eigenen Schatten hinauszublicken. Nachdem ich erst wenige Monate vorher quer durch Afrika gekommen, war es nicht wahrscheinlich, daß ich meine größere Erfahrung bezüglich der Region, in der wir ans Werk zu gehen beabsichtigten, derjenigen eines Mannes unterordnen würde, der fast drei Jahre seines Lebens und eine große Summe Geldes, beinahe ebenso viel, wie ich beim Zurücklegen von 7500 Meilen ausgegeben, gebraucht hatte, um von der Küste 150 Meilen weit vorzudringen.

Ich hörte von Dr. Pechuël-Loesche dann nichts wieder, bis das Comité mir im Januar 1882 schrieb, der Doctor komme an den Kongo, um das Loangogebiet zu erforschen, und ich ersucht wurde, 30 Mann von unserer farbigen Truppe zu seiner Begleitung auszuwählen.

Am 28. März 1882 schrieb mir Dr. Pechuël-Loesche aus Vivi und theilte mir seine Ankunft mit, sowie seine Absicht, sobald er seine Studien an der Küste beendet habe, den Kongo hinaufzugehen, „damit ich" — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — „Ihre Ansichten erfahre und von Ihrem werthvollen Rathe bezüglich des wichtigsten Theils des mir anvertrauten Werkes Nutzen ziehe".

Vom 12. Januar bis zum 8. Juli wurden 34 unserer besten Leute den Instructionen des Comité gemäß in Vivi gehalten, um die Ankunft und das Belieben des Dr. Pechuël-Loesche abzuwarten — 34 Männer aus einer Zahl von nur 170 Leuten warteten 6 Monate!!

Am 8. Juli wurde ich in einer Hängematte nach Vivi getragen

(vgl. Band I, Kapitel 22), und unter denen, die mir, als ich Vivi erreichte, entgegenkamen, war auch Dr. Pechuël-Loesche, der noch nicht nach Loango aufgebrochen war und auch die Reise den Fluß hinauf noch nicht angetreten hatte. Wahrscheinlich waren seine „Studien“ noch nicht beendet, indeß war mein Erstaunen so groß, daß ich ausrief: „Wie? Um Gottes willen! Ist Dr. Pechuël-Loesche noch hier? Ich glaubte, er habe seine Mission schon vor vier Monaten angetreten. Das überrascht mich.“

Diejenigen Ihrer Leser, welche zufällig die ersten sieben Absätze des 22. Kapitels im 1. Bande lesen, werden bemerken, daß ich ziemlich viel Nachtheiliges über diesen hohen Charakter, bezüglich dessen „ungeheuerer Energie, afrikanischer Erfahrung und wissenschaftlicher Bildung“ gewußt haben muß, ich wollte jedoch auf persönliche Angelegenheiten, wenn sie nicht rühmenswerth waren, kein Gewicht legen.

Im 2. Bande, Kapitel 35, schreibe ich, daß 263 Europäer während der Jahre 1879 bis 1884 in den Dienst der „Association du Congo“ getreten seien; allein im Kapitel 34 erwähne ich nur diejenigen Herren bei Namen, welche es ihres Werthes und ihrer Pflichttreue wegen verdienten, in der Ehren- und Verdienstliste des Kongo aufgeführt zu werden; Sie werden aber darunter den Namen des Dr. Pechuël-Loesche vergeblich suchen.

Weshalb? Getreu dem Charakter, welcher ihn und die deutsche Expedition von 1873 bis 1875 wegen ihrer übermäßigen Langsamkeit, ihres Mangels an Entschlossenheit und des fast gänzlichen Fehlens der Willenskraft auszeichnete, hatte er drei kostbare Monate in Vivi oder am untern Kongo vergeudet, indem er mit jedem zankte und schalt, der ihm zu widersprechen wagte, insbesondere mit den Herren Gillis und Van de Velde, welch letztern ich davon zurückhalten mußte, ihn zu erschießen.

In meinem Buche sage ich in Kapitel 22, Band I: „Es ist unnöthig, die Gründe eingehend zu erörtern, welche die Abreise der Gesellschaft verzögert zu haben scheinen; nach mehrmonatlichen Vorbereitungen weilte er mit seinem Stabe und der ganzen Expedition unthätig und geduldig noch in Vivi.“ Diese höfliche Art und Weise, über unangenehme Dinge hinwegzugleiten, genügt Dr. Pechuël-Loesche nicht, er muß Thatsachen haben; ich beabsichtige bezüglich seiner noch einige weitere anzuführen und dann in Zukunft fertig mit ihm zu sein.

Während meiner Abwesenheit in Europa wurde der Befehl über die Expedition Dr. Pechuël-Loesche übertragen gemäß der Bestallung, die er vom Comité erhalten hatte.

Am 15. Juli 1882 wurde ich den untern Kongo hinabgeschafft, und am selben Tage übernahm Dr. Pechuël-Loesche den Befehl. Am 14. December traf ich von Europa an der Mündung des Kongo ein und erfuhr durch den Chef von Leopoldville, den ich dort die Landluft genießend traf, daß Dr. Pechuël-Loesche einen Monat vorher nach Europa abgesegelt sei.

„Nach Europa abgesegelt?! Nun, wer führt an seiner Stelle den Befehl?"

„Niemand; jeder Chef befehligt seinen eigenen Bezirk."

„Wo ist der Chef von Vivi?"

„Er ist mit Dr. Pechuël-Loesche nach Europa gegangen."

„Wo ist der Chef von Isangila?"

„Er hat sich ebenfalls nach Europa begeben."

„Da Sie, der Chef von Leopoldville, sich hier befinden, führt wol Ihr Nächstcommandirender dort den Befehl?"

„Nein, er ist auch heimgekehrt."

„Wo ist der Kapitän des Dampfers «Belgique»?"

„Er ist von Gillis entlassen worden."

„Von Gillis? Was hat der mit der Expedition zu thun?"

„Das weiß ich nicht."

„Wo ist der «En Avant»?"

„Der liegt müßig in Leopoldville."

„Und sein Maschinist?"

„Fungirt als Lagerverwalter in Vivi."

„Um Gottes willen, was haben Sie mir noch sonst für schlechte Nachrichten mitzutheilen?"

„O, nicht viel. Wir hatten seit Ihrer Abreise zwei oder drei kleine Kriege. Pechuël wurde von einem Eingeborenen in den Arm geschossen, und wir haben Wiedervergeltung geübt, indem wir bei Mowa fünf Dörfer niederbrannten. Wir haben Ndandanga bei Nacht überfallen, viele Gefangene gemacht und den Ort niedergebrannt. Infolge eines kleinen Wortwechsels über eine Kalebasse mit Palmwein hatten wir auch in Kalubu einen Kampf und brannten den Ort nieder."

„O, hören Sie auf, hören Sie auf, fahren Sie in diesem Zuge nicht fort! Lassen Sie mich hoffen, daß dies das Schlimmste ist."

„Es ist nicht viel mehr zu sagen, außer daß zwei Häuptlinge von Manjanga verhaftet und in Ketten nach Vivi hinabgebracht wurden. Sie sind aber bald nachher entflohen."

Vgl. Kapitel 24, Band I: „Dazu kamen noch zahlreiche andere unangenehme Vorfälle, die aber nicht genauer angeführt zu werden brauchen, da ich sonst Namen nennen müßte, welche ich selbst vor dem leisesten Tadel schützen möchte."

Ich entdeckte, daß Dr. Pechuël-Loesche, getreu seinem Charakter, versucht hatte, mehr zu thun, als wozu er im Stande war, und wie ein anderer Phaëton nicht nur beinahe sich selbst versengte, sondern auch die Veranlassung gewesen war, daß viele Dörfer niedergebrannt wurden und überall gesengt wurde, wo er mit den Eingeborenen in Berührung kam. Wäre Kapitän Braconnier nicht gewesen, dann hätte er sicherlich Ntamo niedergebrannt, oder wäre die Veranlassung gewesen, daß dies mit Leopoldville geschehen wäre.

Uebereifrige Einmischung in die Angelegenheiten der Eingeborenen brachten ihn in diese vielen Schwierigkeiten, und übereifrige Ein-

mischung in die Angelegenheiten der Europäer entfremdeten ihm die Achtung eines jeden. Beispielsweise wurden Valcke, Van de Velde Vangele, Coquilhat und Gillis dahin gebracht, daß sie ihn nicht nur nicht mochten, sondern ihn auch verabscheuten. Er überredete die neu am Kongo Angekommenen zur Rückkehr nach Europa, indem er, nach der Aussage des Lieutenants Coquilhat, zu ihnen sprach: „Hier gibt es nichts für Sie zu thun, die Leute verhungern; aber wenn Sie darauf bestehen, hier zu bleiben, dann gehen Sie auf die Jagd und amusiren Sie sich nach Ihrem Belieben, denn Arbeit gibt es nicht und ebenso wenig sind Lebensmittel für Ihren Unterhalt da.“ Viele kehrten heim, was selbstverständlich die Unkosten des Comité beträchtlich erhöhte.

Während seines Aufenthalts in Leopoldville behauptete er beständig, er müsse nach Brüssel zurückkehren und dem König Leopold die Lage der Dinge auseinandersetzen, und da die Beamten sahen, wohin seine Neigung ihn zog, so bemühten sie sich, ihn in seinen Ansichten zu bestärken, weil es ihren Zwecken paßte, ihn los zu werden. Da Dr. Pechuël-Loesche die Art und Weise seiner Existenz höher zu schätzen schien als die Erfüllung der Pflicht gemäß dem Versprechen, welches er dem Comité und dem König Leopold gegeben hatte, so begab er sich nach Brüssel und verließ den Kongo etwa einen Monat früher, als ich dorthin zurückkehrte.

Was in Brüssel geschah, vermag man sich besser in Gedanken vorzustellen, als zu beschreiben, aber er verließ die belgische Hauptstadt als geschworener Feind des Comité und auch Afrikas, das die unschuldige Veranlassung gewesen, daß ihm so viel Misgeschick bereitet worden war. Ich bin ihm nicht in allen seinen weitschweifigen und nutzlosen Artikeln gegen den Kongo und Afrika im allgemeinen gefolgt, in Berlin hat Dr. Pechuël-Loesche mir jedoch während der Berliner Conferenz die Ehre eines Besuches erwiesen, und mir damals zu verstehen gegeben, daß er ziemlich viel gegen Afrika geschrieben habe und daß er stets gegen den Kongo und Afrika sein werde. „Was das Comité anlangt .... (Hier folgen einige Zeilen, deren Wiedergabe unzuläßig erscheint.) Was Sie, Herr Stanley, anbetrifft, so werde ich stets die größte Achtung vor Ihrer Energie hegen u. s. w.“

Dr. Pechuël-Loesche gibt sich stets als Gelehrten und allgemein wissenschaftlich gebildeten Mann. Ich gebe zu, daß er über ein Quantum technischer Worte und Phrasen verfügt, wie es einem wissenschaftlich gebildeten Mann zukommt, aber es ist nur gelernter Ballast, und er hat nicht die entfernteste Idee davon, wie er das, was er mit solcher Mühe im Gedächtniß behalten hat, wieder verwerthen soll. Die Natur hat ihn nie zu etwas anderm bestimmt als zu einem unreifen Dilettanten.

Wenn Dr. Pechuël davon schwatzt, daß das Felsenmoos oder eine Species der Podostomaceen die gewöhnliche Orseilleflechte des Handels sei, verräth dieser Pseudo-Gelehrte sein flaches Wissen.

Dr. Pechuël-Loesche hat zur Bestätigung seiner eigenen besondern

Ansichten den Bericht des Herrn W. P. Tisdel an die Regierung der Vereinigten Staaten citirt. (Hier scheint die Redaction des „Herald" einige Streichungen vorgenommen zu haben.)

Gerade in derselben Weise hat Dr. Pechuël-Loesche mir persönlich in Berlin erklärt, er würde stets meinen Ansichten bezüglich des Kongobeckens entgegen sein, weil das Comité, wie er sagte, „so . . . . . gegen ihn gehandelt habe", obgleich die Leser des „Herald" jetzt wissen, wer damit begonnen hat, so . . . . . zu handeln.

Ich behaupte daher, daß beide, W. P. Tisdel und Dr. Pechuël-Loesche, für immer unfähig sind, eine Ansicht über Afrika oder den Kongo auszusprechen. Und da es unter jenen 200 Personen, welche entlassen wurden oder von dem von ihnen übernommenen Posten desertirt sind, noch viele gibt, welche ebenfalls gehört zu werden wünschen oder dies später verlangen, so wird es für mich angebracht sein, Ihre Leser darauf aufmerksam zu machen, daß, so interessant ihre Ansichten auch sein mögen, das, was sie sagen, wahrscheinlich der Ausfluß des Wunsches nach Sensation, oder der durch ihre Entlassung hervorgerufenen Malice sein wird.

Ich bitte diejenigen, welche dem zahlreichen Stamme der Pechuël-Loesches verwandt sind, sich im Geiste einzuprägen, daß, wenn sie Ursache zu der Annahme, die „Association du Congo" habe sie . . . . . behandelt, zu haben glauben, dies kein gerechter Grund ist, weshalb Afrika . . . . . behandelt werden oder der Kongo und sein Becken die Verunglimpfung und die Verachtung der Furchtsamen auf sich nehmen sollte. Afrika und sein Kongo sind längst nicht so begehrenswerth wie Deutschland und sein Rhein, aber mit allen seinen Schattenseiten — und es hat deren viele — hat Afrika doch die Macht, diejenigen zu bereichern, welche seinen Schrecken Trotz bieten und den Muth haben, es zu zähmen. Wenn die „Association du Congo" Euch gegenüber unehrenhaft oder tyrannisch oder ungerecht gehandelt hat, dann stellt Euern Fall in gerechter Weise dar und laßt alle Menschen zwischen Euch entscheiden. Wenn ich persönlich ungerecht oder tyrannisch oder unehrenhaft zu Euch gesprochen, gegen Euch verfahren bin oder gehandelt habe, veröffentlicht es in unparteiischer Weise vor aller Welt und laßt unsere Freunde und Feinde, wenn es ihnen gefällt, Richter sein zwischen uns. Wenn Ihr aber einen jämmerlichen Miserfolg gehabt oder Euch wie Feiglinge oder skandalös benommen und nicht diejenige Entschädigung vom Comité erhalten habt, die Ihr erwartet hattet, wenn Ihr aus einem dieser Gründe Euer Uebelwollen verbergt und ohne Unterschied einen Schlag gegen Afrika, den Kongo oder mich führt, dann protestire ich dagegen.

Noch eine Bemerkung, und ich bin fertig. Im Jahre 1542 schwamm de Soto den Mississippi herab. Dieser Entdeckung folgten 131 Jahre des Schweigens und der Gleichgültigkeit. Dann „ruderten die Herren Joliette und Marquette den Strom hinab, dessen Einsamkeit noch nicht von der geringsten Spur von Menschen unterbrochen war;

sie setzten Tag für Tag und Nacht für Nacht die Fahrt fort, und am Ende von zwei Wochen hatten sie noch kein menschliches Wesen gesehen. Der Fluß war eine schreckliche Einsamkeit. Nachdem sie die Vereinigung des Arkansas mit dem Mississippi erreicht hatten, kehrten sie um und brachten in gehöriger Zeit die große Neuigkeit nach Canada."

Darauf folgten acht Jahre des Zweifelns und dann (1681) fuhr La Salle mit einer aus 23 Franzosen und 18 Indianern bestehenden Expedition den Mississippi hinab. Und dennoch ging die Welt noch sehr langsam ans Werk, denn es verflossen weitere 120 Jahre, bevor dieser Fluß, der größte in Nordamerika und in Bezug auf Volumen der drittgrößte unter allen Flüssen der Welt, irgendwelchen Handel hatte. Das heißt, die einfältige Welt ließ 259 Jahre vergehen, bevor sie den Werth der Entdeckung de Soto's erkannte. Welche volkreichen Stämme von Pechuëls und Tisdels müssen während der verflossenen $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderte gelebt und geathmet haben!

Nun, erst im Jahre 1877 entdeckte ich, daß der Kongo der Lualaba und Tschambesi der Eingeborenen sei, eine Länge von mehr als 3000 Meilen habe und den besten Theil von Afrika bewässere. Acht Jahre sind erst verflossen, und dieser Theil von Afrika ist als freier Handelsstaat anerkannt worden. Entdeckungen dringen in dichten Massen auf uns ein. Durch mich selbst sind seit dem Jahre 1877 der Leopold- und der Mantumba-See, sowie viele schöne schiffbare Nebenflüsse der Kenntniß der Menschheit hinzugefügt; der Missionar Grenfell hat den prachtvollen Mubangi erforscht. Wißmann ist einen noch größern Nebenfluß herabgekommen und de Brazza hat uns einige sehr wichtige Ströme gegeben. Bereits befahren 8 Dampfer und 7 Stahlleichter regelmäßig die obern Gewässer; an den Ufern des obern Flusses sind etwa 20 Stationen angelegt, welche von Europäern befehligt werden, und das Werk schreitet rüstig fort. Alles dies innerhalb 8 Jahren.

Wir können daher sagen, daß der Kongo viel glücklicher gewesen ist als der Mississippifluß, obgleich derselbe, wie wir alle wissen, trotz seines größern Volumen und seiner Naturproducte nicht ein Zehntel so werthvoll ist. Allein allen Pechuël-Loesches und Tisdels zum Trotz wird das Werk der modernen Civilisation fortschreiten, wenn die Association es weise und gut leitet. Die Pechuël-Loesches und Tisdels haben keinen solchen Einfluß, wie sie in Zeiten zu haben pflegten, als die Welt jung und furchtsam war. Leute wie Wißmann, Grenfell und Lenz werden in Zukunft ebenso reichlich gedeihen, wie in der Vergangenheit, bis auf alle dunkeln Stellen das helle Tageslicht gebreitet, was Werthvolles in dem weiten wilden Afrika ist, herausgefunden und der Pfad dahin für den Handel geebnet sein wird. Die Zukunft des Kongo hängt jedoch nicht von den von mir ihm gespendeten Lobsprüchen oder dem Tadel und dem Übelwollen des Stammes der Pechuël-Loesches ab, sondern einzig und allein von dem natürlichen Werthe des großen Flusses und seiner Region, sowie dem unbesiegbaren modernen Unternehmungsgeist.

Henry M. Stanley.

Wer die Broschüre „Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen" gelesen hat, wird auch hier wieder die Wahrheit des Sprichworts bestätigt finden, daß es in derselben Weise aus dem Walde herausschallt, wie man in ihn hineinruft. Herr Dr. Pechuël-Loesche ist, anstatt in objectiver Weise die ihm seiner Meinung nach ungerechterweise in dem Werke des Herrn Stanley gemachten Vorwürfe zu widerlegen, in recht bedenklicher Weise von der Sachlichkeit abgewichen und hat den Zank auf das persönliche Gebiet hinübergeleitet, er darf sich daher nicht wundern, daß Herr Stanley ihm in gleicher Weise antwortet und ebenfalls sich nur gegen die Person seines Gegners wendet. Es ist das auf der einen Seite so bedauerlich wie auf der andern, denn die Zahl derjenigen deutschen Leser, welche an derartigen Zänkereien Geschmack und Gefallen finden, dürfte wol nur eine recht beschränkte sein. Solche Skandalgeschichten sind eben nicht jedermanns Sache und berühren um so unangenehmer, je größere Verdienste — und große Verdienste wird sicherlich auch der Neid weder Herrn Dr. Pechuël-Loesche noch Herrn Stanley absprechen — die streitenden Parteien um die Wissenschaft und die Welt im allgemeinen sich erworben haben und je wichtiger der Gegenstand ist, um welchen der Streit sich dreht.

Man darf wol überzeugt sein, daß Stanley, wenn er gewollt hätte, auch in sachlicher Beziehung manches anzuführen haben würde, um die gegnerischen Behauptungen des Herrn Dr. Pechuël-Loesche zu widerlegen, und man muß daher annehmen, daß ihm durch irgendwelche Rücksichten in dieser Beziehung der Mund verschlossen ist, sodaß er es der Association selbst überlassen muß, die gegen das Kongo-Werk erhobenen Vorwürfe zurückzuweisen.

Es gehen mir indeß jetzt von dritter Seite — und das ist ein anderer und zwar der Hauptgrund, welcher mich veranlaßt, mich in diese fatale Angelegenheit einzumischen — einige „Bemerkungen" zu den Veröffentlichungen des Herrn Dr. Pechuël-Loesche zu, mit der Bitte, dieselben zu übersetzen und in geeigneter Weise der Oeffentlichkeit zu übergeben, was mir, wie es in dem Begleitschreiben heißt, als Uebersetzer des Stanley'schen Werkes wol nicht schwer werden dürfte. Ich komme in Nachstehendem diesem Ersuchen nach, schicke jedoch voraus, daß ich die bezügliche Widerlegung einiger Punkte in der Broschüre des Herrn Dr. Pechuël-Loesche nicht von Herrn Stanley, mit dem ich, wie ich versichern kann, niemals — auch während der Uebersetzung seines Werkes

und seiner ursprünglich für die „Gartenlaube“ bestimmten Entgegnung nicht — in mündlichem oder schriftlichem Verkehr gestanden habe, sondern von anderer Seite erhalten habe, die mit den afrikanischen Verhältnissen und insbesondere denjenigen am Kongo ebenfalls sehr wohl vertraut ist. Ausgeschlossen ist allerdings nicht, daß mein Gewährsmann, der Grund zu haben behauptet, seine Anonymität zu wahren, in Beziehungen zu Herrn Stanley steht und bezüglich eines Theils seiner Bemerkungen sich von ihm hat informiren lassen. Das ist indeß meinerseits nur Hypothese, für die ich keinen Beweis erbringen könnte; ich schließe dies jedoch aus der Thatsache, daß manches, was mein Gewährsmann anführt, ganz oder theilweise sich mit dem deckt, was Herr Stanley, wenn auch in etwas andern Worten, in seinen Briefen an den „Herald“ ebenfalls gesagt hat.

Ich lasse nun meinen Gewährsmann reden, dem ich nur hier und dort etwas gestrichen habe, wenn er sich allzu weit auf das persönliche Gebiet verliert oder der Abdruck seiner Aeußerungen mir nicht zulässig erscheint.

Bemerkungen zu der Broschüre Dr. Pechuël-Loesche's.

Herr Dr. Pechuël-Loesche schreibt in seiner Broschüre:

Da Sie, Herr Stanley, mit derartiger Selbstüberhebung reden, so wollen wir doch einmal feststellen, über was Sie denn eigentlich im Kongolande „geblickt“ haben.

Sie sind als der Erste unter großen Fährlichkeiten den Kongo abwärts gefahren und haben einen wohlverdienten Ruhm als Entdecker geerntet. Sie sind nochmals an und auf dem Riesenstrome mit Aufwendung aller Kräfte und ungeheuerer Mittel aufwärts vorgedrungen und haben außerdem etliche seiner Nebengewässer unterschiedliche, aber verhältnißmäßig kurze Strecken weit befahren. Ueber diese Flußläufe hinaus wissen Sie nichts!

Es muß jedoch jeder zugeben, daß ein nicht unbeträchtlicher Unterschied besteht zwischen den Herren Dr. Pechuël-Loesche und Stanley. Während derselben Zeit, in welcher es ersterem gelang, mit mehreren Gefährten 120 englische Meilen weit ins Innere Afrikas vorzudringen, marschirte der letztere quer durch Afrika, umschiffte den Victoria- und den Tanganjika-See, entdeckte den südlichen Muta-Nzige und brachte den Lualaba mit dem Kongo in Verbin-

dung. Allerdings ist die letztere Route nur eine schmale Linie, allein sie hat eine Länge von 7500 Meilen. Die 120 Meilen weite Reise des Herrn Dr. Pechuël-Loesche kostete dem deutschen Volke 180 000 Mark, während Mr. Stanley's 7500 Meilen 204 000 Mark gekostet haben. Seitdem Dr. Pechuël-Loesche sich der Loango-Expedition angeschlossen hatte, wohnte Stanley dem ganzen Aschanti-Kriege bei, durchwanderte Afrika von Ost nach West und umsegelte den ganzen Continent. Er erforschte zweimal den Rufidji, fuhr den Wami hinauf und besuchte den Tana-Fluß; er begab sich nochmals auf dem Kongo vom Meere bis hinauf zu den Stanley-Fällen, fuhr den Kwa hinauf und entdeckte den König Leopold II.- und den Mantumba-See; er umschiffte beide Seen und besuchte den Uruki, den Itimbiri, den Aruwimi und den Mburra, doch unternahm er alle diese Reisen nur zur Erholung inmitten einer großartigern Aufgabe. Er hat 33mal den Weg zwischen Vivi und Isangila gemacht, in dem ganzen District gejagt, eine Wagenstraße durch denselben angelegt, und langweilig oft seine Wagen auf ihr hinschleppen lassen. Die Reise zwischen Isangila und Manjanga hat er 18 mal, theils zu Wasser, theils zu Lande gemacht; er hat zwischen Manjanga und Stanley-Pool eine Wagenstraße hergestellt, seine Wagen mit großen Schwierigkeiten weiter geschleppt und schließlich seine drei Dampfer an den obern Gewässern des Stromes vom Stapel gelassen. Der Weg vom Meere bis zu den Stanley-Fällen ist allerdings nur eine schmale Linie, aber sie ist außerordentlich gut bekannt. Der ganzen langen Linie entlang sind Stationen angelegt worden, und bis auf den heutigen Tag wird eine regelmäßige Verbindung zwischen denselben unterhalten. Man kann sich daher sehr wohl einen Begriff davon machen, was Mr. Stanley gesehen haben muß, während weniger ersichtlich ist, woher Dr. Pechuël-Loesche seine Kenntnisse von Afrika erhalten haben mag. Man weiß, daß letzterer in den Jahren 1873 bis 1875 vom Meere 120 Meilen weit ins Innere vorgedrungen ist, sich 7 Monate am Kongo aufgehalten hat, nach dem Stanley-Pool gelangt ist, von jenen 7 Monaten 3 müßig in Vivi zugebracht hat, und im letzten Monat seinen Posten ohne Erlaubniß verlassen hat und heimgekehrt ist. Man erkennt deutlich, daß nur der Tadel, welchen Mr. Stanley Herrn Dr. Pechuël-Loesche wegen des Imstichlassens der Expedition ausgesprochen hat, den letztern zu seinen Angriffen gereizt hat.

Ferner schreibt Herr Dr. Pechuël-Loesche:

Sie bemerken am Kongoufer, wo die Bevölkerung sich naturgemäß verdichtet, eine Anzahl Dörfer. Daraus berechnen Sie die Bevölkerung des gesammten unbekannten Kongostaates etwa nach folgendem Muster: in Berlin leben so und so viel Menschen, Berlin nimmt so und so viel Raum ein, Deutschlands Flächeninhalt ist so vielmal größer — folglich leben in Deutschland so und so viel Menschen.

In vorstehendem Satze finden sich zwei Irrthümer, von denen der eine absichtlich, der andere infolge von Unwissenheit begangen zu sein scheint. Angenommen, man wollte nach einer Schätzung der Bevölkerung des Rheingebiets diejenige von ganz Deutschland berechnen. Auf jeder Seite des Rheins, der sage 500 englische Meilen weit durch deutsches Gebiet fließt, liegen zahlreiche Städte, deren Einwohnerschaft sich nach einem Besuche der Orte doch annähernd abschätzen lassen würde. Addirt man die Bevölkerung der sämmtlichen Orte auf der ganzen Strecke und nimmt die Summe als Bevölkerungsziffer für einen je 5 englische Meilen breiten Streifen Landes auf beiden Seiten des Flusses, also für das ganze 500 Meilen lange und 10 Meilen breite Rheingebiet, an, so würde sich danach leicht in roher Weise die Bevölkerung für ganz Deutschland berechnen lassen, indem man einfach das Areal des letztern durch das des Rheingebiets dividirt und mit dem Quotienten die Bevölkerungsziffer des Rheins multiplicirt. In dieser Weise hat auch Stanley die Bevölkerungsziffern berechnet. (Vgl. Band II, S. 361.)

Der zweite Irrthum ist folgender. An den Ufern des Kongo verdichtet sich die Bevölkerung nicht naturgemäß, denn es gibt an dem Strome Strecken von 50 Meilen Länge, welche infolge der überschwemmten Ufer und der undurchdringlichen Wälder auch nicht von einem einzigen Menschen bewohnt sind. Die Ufer des Niger, Tschambesi, Limpopo, Kwanza sind keineswegs dicht bevölkert, vielmehr befindet sich die Bevölkerung im Innern, den kleinern Flüssen entlang, auf den Ebenen und auf hohem und trockenem Terrain. Wo die Kongoufer hoch und trocken sind, findet man eine Bevölkerung von beträchtlicher Dichtheit, wie in Irebu, Bolobo, Bangala, sowie zwischen dem Bijerre und den obern Fällen. (Vgl. in Band II die Kapitel, welche diese Orte behandeln.)

Herr Dr. Pechuël-Loesche bemerkt weiter:

Sie blicken in die Mündungen einiger Nebenflüsse, Sie hören von anderen, und flugs berechnen Sie die Länge der schiffbaren Wasser-

straßen Innerafrikas . . . Sie kennen freilich alle diese Verhältnisse nicht näher, Sie haben dieselben nie untersucht, aber das hindert Sie nicht, dieselben in imponirenden Zahlenwerthen ausgedrückt den staunenden Lesern vorzulegen.

Dem gegenüber kann man erwidern, daß Stanley die Länge der Schiffahrt auf den Gewässern des obern Kongo sogar unterschätzt hat, wie z. B. beim Ubangi und seinen Nebenflüssen. Band II, S. 359 schätzt er die schiffbare Länge dieses Flusses auf 350 Meilen, während der Ubangi, dessen Mündung etwa 50 Meilen unterhalb des Aequators liegt, vor nur wenigen Monaten von Mr. Grenfell bis 4° 30′ nördl. Br. befahren ist, eine Entfernung von 356 Statute miles (573 km) in der Luftlinie, sodaß man auf einen Lauf von 450—550 Meilen (724—885 km) Länge schließen kann.

Ferner besitzen die Flüsse Kwa und Kwango, sowie der Leopold II.-See nach der Schätzung Stanley's 500 Meilen (800 km) schiffbarer Gewässer. Nun ist aber Lieutenant Wißmann vor kurzem von Luluaberg den Kassai nach dem Kwa und dem Kongo hinabgefahren, sodaß den von Stanley geschätzten 500 Meilen höchst wahrscheinlich noch weitere 500 Meilen schiffbares Wasser hinzuzufügen sein würden.

Weiter nimmt Stanley die Schiffbarkeit des Lubiransi auf Grund von Nachrichten der Araber mit nur 25 Meilen an, wogegen Dr. Sims diesen selben Fluß, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, 250 Meilen weit hinaufgefahren ist.

Grenfell, Wißmann und Sims haben mehrere Nebenflüsse passirt, welche dem Kwa-Kassai, dem Lubiransi und dem Ubangi zuströmen, die sie wegen Zeitmangels jedoch nicht erforschen konnten, allein nichtsdestoweniger haben die drei Reisenden noch beinahe 1000 weitere Meilen schiffbares Gewässer den von Stanley berechneten 5249 hinzugefügt.

Ueber das hinaus, was Stanley und seine Nachfolger entdeckt haben, muß man sich an den Informationen, die man von den Eingeborenen erhalten kann, so lange genügen lassen, bis die Erforschung der Zuflüsse des Kongo vollendet worden ist.

Weiter tadelt Dr. Pechuël-Loesche:

Sie geben keine Uebersicht über die Menge der thatsächlich vom Kongoland ausgeführten Produkte.

Das ist sehr erklärlich, denn kein Mensch kann überhaupt eine Uebersicht von der thatsächlichen Ausfuhr des Kongogebietes geben, aus dem sehr guten Grunde, weil die Händler ein Interesse daran haben, solche Uebersichten nicht bekannt werden zu lassen. Wünscht man sich bezüglich derjenigen vom untern Kongo zu unterrichten, so hat man hierzu Gelegenheit in dem Berichte des Commodore Shufeldt vom Jahre 1879 an die Regierung der Vereinigten Staaten, sowie auch in demjenigen des Senators Morgan an den 39. Congreß der Vereinigten Staaten.

Bezüglich der Ausfuhr, die von Herrn Dr. Pechuël-Loesche eingehend besprochen wird, sagt derselbe dann ferner:

Sie führen in der Liste der Exporte des Innern auf z. B. 232 Tonnen Elfenbein, Werth über 5 Millionen Mark. Das gesammte westliche Kongobecken liefert aber seit Jahrzehnten in der besten Zeit blos 80 Tonnen im ganzen pro Jahr!

Haben Sie und das Unternehmen statt der pro Jahr verheißenen 232 Tonnen Elfenbein wohl schon viel mehr als 232 Zähne in ganzen sechs Jahren kaufen können?

Auch in diesem Punkte befindet Herr Dr. Pechuël-Loesche sich vollständig im Irrthum. Der obere Kongo ist bisjetzt noch längst nicht erschlossen und diese „80 Tonnen Elfenbein" sind nur in Kleinigkeiten nach der Küste gekommen und zwar durch die Vermittelung der Eingeborenen von Irebu, Bangala und Ubangi, welche das Elfenbein an Bolobo, Lukolela, Tschimbiri und Gobila verkauften. Von oberhalb Nkoto ist durch die Vermittelung der Eingeborenen noch nicht ein einziger Elefantenzahn herabgekommen. Am Bijerre, Lubiransi, Lulungu, Uruki, obern Kwa, obern Ubangi, Itimbiri und dem ganzen obern Kongo bis zu den Stanley-Fällen kennt man den Elfenbeinhändler überhaupt nicht. Erst während der letzten vier Jahre ist es den Arabern gelungen, den Bijerre zu erreichen; sie haben dort gute Beute gemacht, denn vermittelst plötzlicher Ueberfälle sind sie auf den vier Zügen, die sie gemacht haben, im Stande gewesen, etwa 5000 Elefantenzähne, etwa 100 Tons, zu rauben und nach Njangwe zu schleppen.

Das „Unternehmen", wie Dr. Pechuël-Loesche die Association nennt, hat nur in seltenen Fällen Elfenbein gekauft und auch nur aus politischen Gründen, nicht zu Handelszwecken.

Stanley hat auch wiederholt den Chefs der Stationen den Befehl ertheilt, kein Elfenbein zu kaufen. Die 150 Zähne,

welche er im Jahre 1884 zur Küste brachte, sind mit Ausnahme von 25 nur erworben worden, um die beiden Häuptlinge von Kinschassa und Ntamo zufrieden zu stellen und sie der Association geneigt zu machen.

Die Schätze von Elfenbein, welche die Araber während der letzten vier Jahre auf einer 150 Meilen langen Strecke des obern Kongo geraubt haben, und die Haufen von Elfenbein, welche Stanley im Jahre 1877 gesehen hat, sind eben ein Beweis dafür, daß der obere Kongo noch nicht erschlossen worden ist. Das ist auch von Stanley stets hervorgehoben worden und war ja gerade der Grund, weshalb er den Bau einer Eisenbahn so eifrig befürwortete.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Herrn Dr. Pechuël-Loesche darauf aufmerksam machen, daß im Jahre 1879 220 Tonnen Elfenbein Sansibar erreicht haben. (Vgl. den Bericht des Oberst Hamilton an die britische Regierung.) Und das war zu einer Zeit, als die Araber noch nicht weiter als bis Udjidji, 900 englische Meilen von der Ostküste, vorgedrungen waren. Sie hatten, seitdem sie sich zuerst über ihren eigenen unmittelbaren Küstenbezirk hinausgewagt, etwa 50 Jahre gebraucht, um diesen Ort zu erreichen. Die Stanley-Fälle liegen mehr als 1400 Meilen von der See, und in ihren Hauptkanal münden nach den neuesten Nachrichten schiffbare Gewässer von mehr als 6000 Meilen Länge. Wo liegt nun die Schwierigkeit, 232 Tonnen Elfenbein auf einem Areal zu sammeln, das fast doppelt so groß ist wie dasjenige, welches 1869 220 Tonnen lieferte und noch vom Handel so gut wie unberührt ist?

Dr. Pechuël-Loesche bezweifelt dann Stanley's Angaben bezüglich des Reichthums der Wälder an Orseille und bestreitet überhaupt, daß jener diese Flechte am obern Kongo gefunden habe, indem er schreibt:

Sie führen ferner auf: 10000 Tonnen Orseille pro Jahr, Werth 9 Millionen Mark. Wissen Sie, Herr Stanley, was 10000 Tonnen Orseille jährlich auf dem Weltmarkt bedeuten würden? Die Bäume in den Kongowäldern sind vollbehangen mit Ihrer schönen Orseille! Leider ist es aber keine Orseille (Roccella), wie sie namentlich in südlichen Küstengebieten vorkommt, sondern eine Usnea, eine weiche Bartflechte, verwendbar etwa als Füllung beim Verpacken von Glaswaaren 2c.

Es zeugt von einiger Selbstüberhebung, wenn man über Dinge ein Urtheil abgeben will, die man nicht kennt oder wenigstens doch nicht selbst gesehen hat. Das Orseillekraut oder die Orseilleflechte

ist die Roccella fuciformis, wächst auf Bäumen, Büschen und Felsen in warmen, feuchten Gegenden in der Nähe des Aequators und ist bekanntlich ein werthvoller Farbstoff. Nun hatte Stanley während seiner Fahrten auf dem obern Kongo einige 40 Sansibarer bei sich, alles Leute, welche sich in jüngern Jahren in der Heimat mit dem Sortiren der verschiedenen Moose und Flechten, d. h. dem Aussuchen der kurzen und langen, der groben und feinen Fibern, dem Entfernen der Holzstücke und Zweige aus den Moosen, kurz der Vorbereitung derselben zur Verschiffung beschäftigt hatten. Sollte man nicht annehmen, daß diese Leute Stanley auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht haben würden, falls er wirklich eine werthlose Bartflechte für Orseille angesehen hätte? Und waren die Sansibarer nicht selbst ganz enthusiasmirt, als sie den ungeheuern Reichthum an dieser werthvollen Flechte erblickten? ... Stanley hat übrigens mehrere Proben dieser Flechte mit nach England gebracht, die er ohne Zweifel Herrn Dr. Pechuël-Loesche auf Ersuchen behufs genauer Prüfung und Untersuchung zusenden würde.

Im weitern behauptet Dr. Pechuël-Loesche, Stanley sei deshalb nicht nach Hamburg gekommen, weil er wahrscheinlich die Kritik gescheut und gefürchtet habe, die Enkel der alten Hanseaten würden sein Licht ausgelöscht haben. Das ist doch wol keinenfalls der Grund, welcher Stanley an dem Besuche Hamburgs verhindert hat, denn wie er in London, Manchester, Glasgow und Edinburg, in Köln, Berlin, Wiesbaden und Frankfurt a. M. dem Publikum gegenübergetreten ist, so würde ihn wol auch die Furcht nicht davon abgehalten haben, nach Hamburg zu kommen. Nach den Ansichten des Herrn Dr. Pechuël-Loesche müssen die Enkel der alten Hanseaten allerdings schreckliche Leute sein, wenn sie einen Mann verdammen, der im Jahre 1877, gleichsam Spießruthen laufend, den Kongo herabgeschwommen ist.

An anderer Stelle kommt Dr. Pechuël-Loesche nochmals auf das Elfenbein zurück, indem er bemerkt:

Das werthvollere Kautschuk wird aus entsprechend größerer Entfernung — nicht aber vom Kongo! — gebracht. Das kostbare Elfenbein allein kommt aus dem Inneren. Davon können Sie aber an einem beliebigen Elfenbeinplatze der Küste, fern vom Kongo, in einem Monat mit geringeren Kosten mehr Zähne erwerben, als Ihr Unternehmen (sic) überhaupt seit seinem Bestehen im Inneren am Kongo erworben hat.

Er wiederholt dann, daß die als Ausfuhrartikel vom Kongo aufgezählten Artikel nur vom untern Kongo kommen.

Was zunächst das Kautschuk anlangt, so erklären die Herren Hutton & Co. in Liverpool, denen man als Importeuren dieses Artikels eine genaue Kenntniß desselben doch sicherlich nicht absprechen wird, „daß das beste und reinste Kautschuk, im Werth von 210 Schilling pro Centner, vom Kongo kommt und den Namen «thimble» führt".

Im übrigen scheint Herr Dr. Pechuël-Loesche in seinen Bemerkungen über die von ihm bemäkelten Exportartikel etwas confus zu sein, denn anders sind seine Widersprüche nicht zu erklären. Während Stanley in seinem „Dunkeln Welttheil" den untern Kongo herabsetzt, richtet die Verachtung Dr. Pechuël-Loesche's sich gegen den obern Kongo. Stanley, der seit dem Jahre 1877 mit beiden Regionen ziemlich vertraut geworden ist, preist den obern Kongo; Dr. Pechuël-Loesche, der denselben nie gesehen hat, bestreitet, daß je Gutes von demselben kommen kann, obgleich „das kostbare Elfenbein allein aus dem Innern kommt", dasselbe Elfenbein, das mit weit „geringeren Kosten" und Auslagen tief unten am Kongo erworben werden kann, das aber „nicht vom obern Kongo" kommt.

Wie Herr Dr. Pechuël-Loesche diese Widersprüche vereinigen will, ist schwer verständlich.

Es heißt dann ferner:

Sie sagen aber nicht, daß in den verstreuten, hauptsächlich buschähnlichen Galleriewäldern des Kongolandes harte, zu Zimmerarbeiten verwendbare Hölzer überaus selten vorkommen.

Sollte man nicht denken, daß Stanley, der durch die Wälder des Bundi, Ngoma, Njongena zwischen Vivi und Isangila und durch mehr als ein Dutzend bewaldete Schluchten zwischen Manjanga und dem Stanley-Pool eine Wagenstraße hat herstellen und während mehrmonatlicher Dampferfahrten auf dem obern Kongo jeden Abend Brennmaterial hat hauen lassen müssen, ganz genau wissen muß, ob er hartes oder weiches Holz angetroffen hat, daß er jedenfalls viel besser orientirt sein dürfte als Dr. Pechuël-Loesche, der sich nur einige Monate am untern Kongo aufgehalten hat und nicht einen einzigen Baum zu fällen brauchte?

„Im Gegentheile" — meint Herr Dr. Pechuël-Loesche — „Sie versäumen keine Gelegenheit, immer wieder das Vorhandensein von Wäldern und vorzüglichen Nutzhölzern zu betonen."

Offenbar aus einem sehr guten Grunde, denn kann man es einem Menschen verdenken, daß er im Hinblick auf die zerbrochenen Aexte und in dem Bewußtsein, daß die Zahl seiner Geräthschaften eine begrenzte ist, stark „betont"?

Herr Dr. Pechuël-Loesche „kennt jedoch am Kongo selbst, sowie abseits von ihm liegende große Gebiete gründlich genug, um angrenzende danach beurtheilen zu können".

Dr. Pechuël-Loesche hat allerdings die Entfernung von Vivi nach Stanley-Pool zurückgelegt, und zwar 147 Meilen zu Lande und 88 Meilen zu Wasser; auch ist er im Tschiloango-District etwa 120 Meilen ins Innere vorgedrungen, seine Behauptungen basiren also auf den während dieser kurzen Reisen gemachten Erfahrungen, wohingegen Stanley trotz der 7500 Meilen, welche er auf dem Wege quer durch Afrika, und der 2000 Meilen, die er auf den Märschen und Flußfahrten im Kongogebiet zurückgelegt hat, sich nicht veranlaßt fühlt, von irgendeinem Theil des Landes, den er nicht selbst gesehen hat, so positiv zu sprechen. Die Selbstgefälligkeit in den Behauptungen des Herrn Doctor wirkt höchst erbaulich.

Gleich darauf sagt er:

Sie sprechen mit Enthusiasmus von dem Walde von Lukolela (Band II, S. 68), dessen brauchbare Bäume Sie auf 460000 Stück schätzen, welche etwa 9 Millionen Kubikmeter Holz liefern würden. . . . Dagegen schreibe Herr Comber, ein Missionar und ein in Afrika sehr erfahrener Mann, in den Proceedings of the Royal Geographical Society, London 1885, „die Nachbarschaft von Lukolela sei dicht bewaldet, aber er könnte nicht sagen, daß er irgendwelche Nutzhölzer gesehen hätte, die werthvoll wären für eine künftige Ausbeutung".

Stanley sagt in der angezogenen Stelle gar nicht, daß Platanen zahlreich seien; Platanen sind in seinem Werke überhaupt nicht erwähnt. Er spricht vielmehr insbesondere von dem „plane" (Baumwollbaum), einer Baumart, die in Afrika ebenso werthvoll ist, ebenso weiches Holz besitzt und sich ebenso leicht verarbeiten läßt wie die europäische Fichte oder Kiefer. An Höhe rivalisirt der Baum mit der höchsten Fichte, auch scheint er ungefähr zu denselben Zwecken verwendbar zu sein.[1]

[1] Stanley spricht allerdings nicht von „Platanen", sondern von dem „plane", welcher Ausdruck dem Lexikon entsprechend irrthümlich im Deutschen

Etwas später heißt es:

Sie hüten sich auch, den wichtigen Umstand zu erwähnen, daß in jenem Tropenlande Hochbauten jedweder Art des Klimas, der Insekten wegen stets von Stein und Eisen sein müssen.

Herr Dr. Pechuël-Loesche scheint sich gern solcher Ausdrücke zu bedienen, wie „Sie hüten sich“ — „Sie haben nicht“ — „Sie sind nicht“ — „Ebenso wenig sind Sie“ u. dgl. Ohne Zweifel ist das Thema von den Verhältnissen im Kongobecken ebenso unerschöpflich, wie bezüglich derjenigen in Deutschland, und hinsichtlich welcher dasselbe trotz allem, was darüber gesagt und geschrieben worden sein mag, noch längst nicht erschöpft ist. In Band II, Kapitel 37, gibt Stanley selbst zu, daß nur eine oberflächliche Untersuchung angestellt worden sei, und diese auch nur einer verhältnißmäßig schmalen Linie oder einer Reihe von schmalen Linien entlang.

Herr Dr. Pechuël-Loesche bestreitet dann die Angaben bezüglich des Baues der Eisenbahn, indem er bemerkt:

Eben jetzt erst hat man Ingenieure zum Kongo gesendet, um die allernothwendigsten Vorarbeiten für eine kurze Bahnstrecke zu erledigen. Und dennoch wird bereits seit Jahr und Tag die civilisirte Welt mit erstaunlicher Bestimmtheit über die Eisenbahn, ihre Nothwendigkeit und ihre Herstellungskosten belehrt!

Der arme Dr. Pechuël-Loesche! Er hat länger als ein halbes Jahrhundert in dieser Welt gelebt und weiß noch nicht, wie schwer es hält, sie in Bewegung zu setzen! Wie lange ist es her, seitdem die civilisirte Welt die Nadel kennt, und doch dauerte es länger als 60 Jahrhunderte, ehe sie eine Nähmaschine herstellte! Man bezeichnet China als das älteste Land der Welt, und dennoch besitzt dasselbe noch nicht eine einzige Eisenbahn! Der Mississippi konnte sich erst 250 Jahre nach seiner Entdeckung durch de Soto rühmen, einen Handel zu haben. Bis zum Jahre 1877 war es der Welt unbekannt, daß der Kongo und der Lualaba ein und derselbe Fluß sind. Es ist schon „Jahr und Tag“ her, seitdem die „civilisirte Welt“

---

wiedergegeben ist. Herr Dr. Pechuël-Loesche scheint die Entstehungsweise dieses Fehlers richtig erkannt zu haben und hat dem Worte deshalb mit Recht ein Fragezeichen beigefügt.

sehr viele Dinge haben wollte, und dennoch wartet sie sehr lange Zeit, bis sie einen Versuch macht, sie auch wirklich zu bekommen. Wie lange muß die „civilisirte Welt" beispielsweise warten, bis sie lernt, daß der Friede mit seinen Segnungen dem Kriege mit seinem Blutvergießen weit vorzuziehen ist?

Spöttisch schreibt Herr Dr. Pechuël-Loesche an anderer Stelle:

Die Kautschukliane (Landolphia) ist in diesem ohnedies wald-armen Gebiete äußerst selten, daher producirt dasselbe überhaupt keinen Kautschuk, kann keinen produciren.

Aber so geht's im Kongolande: Ha! Dort läuft ein Elefant! — — großartiger Elfenbeinreichthum! Da stehen etliche Bäume! — — prachtvolle Waldungen!

Wie verschieden der Herr doch manchmal urtheilt! Wenn er sich im Loango-District oder an den Ufern des unbedeutenden Tschiloango-Flusses befindet, dann beschreibt er die Bäume, welche er sieht, als Wälder, deren Großartigkeit sicherlich nirgends in Afrika übertroffen wird. Am Kongo, der zwischen Bolobo und den Stanley-Fällen auf beiden Ufern eine mit Wald bedeckte Flußfront von 1600 Meilen Länge darbietet, bezeichnet er die Bäume anders; da heißt es: „weiches Holz", „werthlos", „Gebüsch".

Ha! Dort läuft ein Elefant! — Großartiger Elfenbeinreichthum! Was sagen die Herren Ingham und Major Vetch, der in nur zwei Districten etwa 60 Elefanten erlegt und deren Zähne verkauft hat, hierzu?

Bei Herrn Dr. Pechuël-Loesche hat die Sache sich folgendermaßen entwickelt: „Ich war am Tschiloango (einem kleinen Flusse, der einen Theil der Küstenregion entwässert). Ich sah dort Wälder! Prachtvolle Wälder von außerordentlicher Großartigkeit. Seitdem habe ich mich mit der Association entzweit und bin von Mr. Stanley angegriffen worden; ich muß daher suchen, bezüglich des Kongo alles zu verkleinern."

„Die Orseilleflechte ist ein Product der Loangoregion, wird am Kongo aber zu einer «weichen Bartflechte», verwendbar nur zur Verpackung von Glaswaaren."

„Die Wälder des Kongo sind nur werthloses Gebüsch."

„Die «Association» ist nur ein Unternehmen."

„Kautschuk gibt es nicht."

„Elfenbein! Was, am Kongo Elfenbein? O, ihr bekommt

an den Küstenplätzen fern vom Kongo viel mehr und billiger als am obern Lauf des Flusses.“ [1]

Bei Besprechung der Eisenbahn findet sich bei Dr. Pechuël-Loesche ferner folgende Stelle: „Die ganze Bahnlänge von Vivi bis zum Stanley-Pool, 366 km lang.“

In der That, das ist möglich; das hängt gänzlich von der gewählten Route ab. Man kann die Entfernung dadurch, daß man einen langen und weiten Umweg macht, bis auf 50000 km, ja, wenn man will, auf eine Million oder gar eine Trillion Kilometer vergrößern. Mißt man die Trace auf der Route Stanley's, so findet man eine Entfernung von 316 km; Major Vetch gibt die Länge seiner Route nur auf 300 km an und Oberst de Winton hat auf der seinigen die Route noch mehr verkürzt. [2] Was wol

---

[1] Daß es am untern Kongo viel Elefanten gibt, wird auch von dem österreichischen Reisenden C. B. Herrmann bestätigt, der jüngst von einer Reise ins Innere Afrikas nach Wien zurückgekehrt ist und seine am Kongo gemachten Beobachtungen neuerdings in der „Neuen Freien Presse“ veröffentlicht hat. In der Schilderung seines Marsches am linken Kongoufer von Ango-Ango nach N'gambe, also unterhalb des Stanley-Pool, erwähnt er mehrfach das Vorkommen von Elefanten. An einer Stelle (vgl. „Neue Freie Presse“ vom 9. Januar 1886) schreibt er:

„Um 5 Uhr beim Betreten eines Thalrandes bot sich uns ein seltenes Bild. Die Thalsohle war der Tummelplatz einer Elefantenheerde, wie ich sie in dieser Stärke in Afrika nie wieder erblickt. Es mögen 45 bis 50 alte Thiere gewesen sein, die mit großem Geräusche, hervorgebracht durch das Niedertreten dürren Grases und das Abreißen der Aeste, ihrer Aesung nachgingen. Sie hatten uns nicht bemerkt, der Wind war gut. Ich nahm sofort mein Glas, um nach einem starken Tusker zu suchen. . . . Ich hatte noch keinen ausfindig gemacht, als plötzlich hinter meinem Rücken ein Schuß fiel, den einer der kecken und dummen Neger aus einem Werndl-Karabiner abgefeuert hatte. . . . Natürlich war der herrliche Anblick zu Ende, denn in schnellster Pace suchten die Thiere die entgegengesetzte Seite des Thales zu gewinnen. Ein Schuß von mir auf ein Junges mit dem Aufsatze von 250 Metern, um möglicherweise ein Beefsteak zu erhalten, traf richtig, soviel sich nach dem ausgestoßenen Schrei, dem schnellen Heben und Senken des Rüssels und Klappern der Ohren erkennen ließ — aber wo? Zum Nachsuchen war keine Zeit. Im nächsten Thale nach eingetretener Dunkelheit konnte ich mit dem Glase die Anwesenheit eines kleinern Trupps (ungefähr 15 bis 18 alte) erkennen.“

[2] Nach welchem Verhältniß die Umrechnung der englischen Meilen in Kilometer hier stattgefunden hat, ist mir nicht bekannt, jedoch scheint mir die Berechnungsweise nicht richtig zu sein. Die Entfernung beträgt nach der Angabe Stanley's (vgl. Band II, S. 384 und 385) 235 englische Meilen; diese

nicht bekannt sein dürfte, ist, daß eine Oberflächenbahn — welche auf den Abdachungen der Hügel angelegt wird und den Umrissen derselben folgt, nicht aber durch sie hindurchführt — von Vivi nach Isangila thatsächlich einen kürzern Weg liefern würde als die alte Wagenstraße.

In dem Absatz, beginnend mit den Worten: „Sie besitzen dieselben (d. h. die Vermessungen der Route) jedoch nicht", stellt Herr Dr. Pechuël-Loesche eine Anzahl negativer Behauptungen auf, in denen er ohne weiteres jede Qualification des Landes für den Bau der Eisenbahn leugnet. Er beschreibt in lebhafter Weise die Schwierigkeiten und drückt sein Erstaunen darüber aus, daß Stanley die bezüglichen officiellen Fragen auf der Berliner Conferenz ohne Zögern beantwortet habe.

Diese Behauptungen des Herrn Dr. Pechuël-Loesche liefern nur einen weitern Beweis dafür, daß derselbe ein Neuling in dem Lande und dieser Theil Afrikas ihm vollständig ungewohnt war. Bei einem zaghaften Manne, der, wie Dr. Pechuël-Loesche, drei Monate lang in Vivi gezögert hat, wird jeder kleine Hügel zum Berg, werden Maulwurfshaufen unpassirbar, erscheinen kleine Hindernisse in vergrößertem Maßstabe, lauert hinter jedem Busch Gefahr und wird jeder Eingeborene zu einem Feinde. In diesen Behauptungen kennzeichnet Herr Dr. Pechuël-Loesche unbewußterweise seine eigene Natur. Wäre alles, was er in seiner aufgeregten Phantasie sieht, wirklich wahr, dann könnte man sich sicherlich darüber wundern, daß überhaupt etwas am Kongo geschehen ist, daß, obgleich diese Gefahren Afrikas, der Eingeborenen, des Busches, des Gebirges und des Stroms in dem Hirn des armen Mannes gebraut und gegärt haben, gegenwärtig 7 Dampfer und 7 Stahlleichter auf dem obern Kongo schwimmen.

In einem langen confusen Satze schreibt Herr Dr. Pechuël-Loesche dann unter anderm weiter:

Die Bahn von Vivi bis Isangila, 80 km lang, kostet 210000 Pfd. St. = 4200000 Mark. Die Strecke von Vivi bis zum Stanley-Pool, ohne die Bahn Isangila-Manjanga, ... würde 860000 Pfd. St. oder 17200000 Mark kosten. Folglich kostet die Strecke Manjanga-Stanley-Pool, 145 km

nach dem Verhältniß von 1 : 1,524 umgerechnet, sind gleich 358 km. Die Umrechnung der Meilen Stanley's ist in der Uebersetzung stets in dieser Weise vorgenommen worden; nur wo er nicht ausdrücklich von englischen Meilen spricht, sind Statute miles und das Verhältniß von 1 : 1,609 angenommen worden.

lang, ... 12200000 Mark. So kostet denn die einfache Niveaubahn nach Ihrem Schema auf einer nicht doppelt so langen Strecke fast das Dreifache der zuerst berechneten Strecke! Nun haben Sie aber für diese beiden Strecken bereits total 820000 Pfd. St. = 16400000 Mark verrechnet. Folglich bleiben Ihnen für den Bau der mittleren Strecke: Isangila bis Manjanga, 141 km lang (!), von den 18800000 Mark der Totalsumme bloß noch 2400000 Mark — wovon Sie doch nur etwa ein Fünftel dieser Strecke bezahlen können.

Man mag diese Deductionen lesen, so oft man will, einen Sinn vermag man in dieselben nicht hineinzubringen. Dagegen findet sich dieser Punkt in Stanley's Werk (vgl. Band II, S. 384) vollständig klar auseinandergesetzt. Es heißt dort nämlich:

„Die Entfernung von Vivi nach Isangila beträgt 52 englische Meilen, sodaß die für diese Strecke erforderliche Eisenbahn, bei einem Herstellungspreise von 4000 Pfd. St. per Meile, ein Kapital von 210000 Pfd. St. beanspruchen würde."

Zwischen Isangila und Manjanga, eine Entfernung von 88 Meilen zu Wasser, müßten 4 Dampfer im Kostenpreise von je 5000 Pfd. St., zusammen 20000 Pfd. St., die Verbindung unterhalten. Auf diese Weise würde Vivi mit Manjanga mittels Eisenbahn und Dampfern bei einem Kostenaufwand von 230000 Pfd. St. verbunden sein.

Das ist in Stanley's Werke der erste Vorschlag. Der zweite ist: „Sollte die Bahn von Vivi direct nach Stanley-Pool, eine Entfernung von nur 235 engl. Meilen, geführt werden, so würden die Baukosten, zu 4000 Pfd. St. per Meile berechnet, sich auf 940000 Pfd. St. belaufen."

Auf S. 380 faßt Stanley die Sache kurz wie folgt zusammen: „Sie müssen zwei Sectionen einer schmalspurigen Eisenbahn von resp. 80 und 145 km, die durch Dampfschiffahrt miteinander in Verbindung stehen, oder eine einzige ununterbrochene Eisenbahn von 360 km Länge bauen."

Herr Dr. Pechuël-Loesche wird wol bereits in den Blättern gelesen haben, daß die Bahn jetzt zur Ausführung gelangen soll; neu dürfte ihm aber vielleicht sein, daß bereits Anerbieten zu 2400 Pfd. St. die Meile für den Bau der kürzern Bahnstrecke gemacht worden sind, sodaß, wenn dieselben angenommen werden, die Gesammtkosten sich auf etwa 340000 Pfd. St. reduciren würden.

Auch die statistischen Angaben Stanley's bezüglich der Zahl der Beamten der Association werden von Herrn Dr. Pechuël-Loesche bemäkelt, der hier bemerkt:

Im zweiten Kapitel über das Klima (Band II, S. 315) stellen Sie eine Liste Ihrer Mitarbeiter auf, führen Sie Todesfälle, Heimgekehrte an. Die Zahlen stehen da, einfach, übersichtlich geordnet. Sind sie aber auch richtig? Im ersten Jahre führen Sie 18 Personen auf; Abgang von diesen: 6 Personen; bleiben 12. Sie schreiben 13. Im nächsten Jahre kommen zu den 12 Ihnen noch Gebliebenen weitere 13 Neulinge; Abgang von dieser Zahl 9; bleiben 16. Sie rechnen 28! Zu den 16 kommen im nächsten Jahre wiederum 13, macht 29; Abgang 8; bleiben 21. Sie schreiben 32! Zu den 21 thatsächlich noch vorhandenen sendet man Ihnen im nächsten Jahre noch 33, macht 54; Abgang 17; bleiben 37. Sie schreiben 69! u. s. w. u. s. w.

Es ist erstaunlich, wie schwer von Begriff einige Leute sind und mit welcher Halsstarrigkeit sie, allerdings aus leicht ersichtlichen Gründen, an einmal vorgefaßten Meinungen festhalten. Wie leicht läßt sich nicht auch dieser Punkt, wie so viele andere, aufklären!

Herr Dr. Pechuël-Loesche fragt: „Warum geben Sie nicht zuverlässige Zahlen?" und doch kann man im Hinblick darauf, daß Stanley die Listen nicht selbst aufgestellt haben kann, die Zahlen vielmehr von den Beamten der Association aufgegeben sein müssen, behaupten, daß dieselben so zuverlässig wie nur möglich sind. Der Verfasser konnte unmöglich wissen, wie viele Leute am Ende eines jeden Jahres im Dienst der Association verblieben, wie viele von denen, welche nach Europa zurückkehrten, noch im Dienst behalten und wie viele neue Agenten engagirt worden waren.

Die letzte Spalte der Statistik (Band II, S. 315) beweist dies insofern, als von den 18 Europäern, welche Stanley im Jahre 1879 am Kongo bei sich hatte, trotzdem 2 gestorben und 4 invalid geworden sind, doch 13 sich auf der Lohnliste befunden zu haben scheinen. Im Jahre 1880 wurden weitere 13 Europäer hinausgesandt, doch starben in diesem Jahre wieder 2, während 7 dienstuntauglich wurden, indeß besagt die letzte Spalte, daß 28 in der Lohnliste stehen. Der Kopf dieser letzten Spalte deutet an, daß die in derselben aufgeführten Ziffern die Zahl der im „Dienst" — selbstverständlich im Dienst der Association — Stehenden angibt, also unter andern auch der Europäer, die nach Sansibar und der Westküste von Afrika geschickt sind, um neue Sansibarer, Kruneger, Kabindas u. s. w. zu holen.

Man findet ferner, daß Stanley zu Beginn des Jahres 1881 am Kongo nur 16 gehabt haben kann, zu denen im Laufe des Jahres noch 13 hinzugekommen sind; da aber 1 stirbt und 7 dienst-

untauglich werden oder der Luftveränderung wegen den Kongo verlassen, so hat er am Ende des Jahres nur 21 Europäer bei sich, während noch 32 im „Dienst" — selbstverständlich der Association — blieben.

Bei Beginn des Jahres 1882 konnte Stanley nur über 21 Europäer am Kongo verfügen, zu denen im Laufe des Jahres noch 33 Neulinge hinzukamen; 3 starben infolge von Krankheit, 2 infolge von Unglücksfällen, und 12 kehren aus verschiedenen Ursachen — weil sie dienstuntauglich geworden, desertirt oder entlassen waren — nach Europa zurück. Diese Zahlen beweisen, daß, trotzdem Stanley nicht mehr als 37 Europäer bei sich haben konnte, die Association doch 69 Agenten in ihren Listen führte oder bezahlte. Man kann wol annehmen, daß dieser Unterschied durch die Zahl der Agenten am Kuilu-Niadi, Niger, in Sansibar, am Cap der Guten Hoffnung u. s. w. ausgeglichen wird.

Und während Stanley ferner zu Beginn des Jahres 1883 nur 37 Europäer hat, wird sein Stab im Laufe des Jahres durch die große Zahl von weitern 93 Neulingen vermehrt, sodaß die Zahl der Europäer am Kongo sich während des Jahres auf 130 beziffert; allein diese Zahl wird durch 8 Todesfälle infolge von Krankheit und 2 durch Unfälle, sowie durch die Heimkehr von 25 Personen verringert, sodaß er für sein Werk nur 95 Europäer hat; aber da 151 sich im „Dienst" der Association befinden, so sind 56 Agenten offenbar am Kuilu-Niadi, an der Westküste Afrikas und anderswo beschäftigt.

Im weitern scheint Herr Dr. Pechuël-Loesche sich einer Indiscretion schuldig zu machen, wenn er schreibt:

> Da belehren Sie auch die Leser über die Preise der Waaren (I, 213) und wie billig die Association dieselben abgibt. (Waaren, welche an der Küste einen Werth von 4 Mark repräsentiren, werden von der Association nur mit 3 Mark berechnet.) Gerade darum muß ich Ihnen, Herr Stanley, recht scharf widersprechen. Sie haben überaus hohe Preise berechnet, und vor Allem die eigenen Beamten der Association sind davon betroffen worden. Hier etliche Thatsachen: Einige Stücke Zeug, welche mit 12 Mark ausgezeichnet sind, berechnen Sie mit 32 Mark, andere von 15 Mark mit 52 Mark u. s. w. u. s. w.

Auf den hier zur Sprache gebrachten Punkt läßt sich nichts erwidern, da man in dem ganzen Werke Stanley's über die beregte Frage nichts zu entdecken vermag. Man muß also wol annehmen, daß Herr Dr. Pechuël-Loesche in seinem Eifer mehr in die Oeffent-

lichkeit hat gelangen lassen, als für dieselbe bestimmt war. Was hier hervorgehoben und getadelt wird, scheint vollständig außerhalb der Befugnisse des Verfassers und seines Kritikers zu liegen, und es ist daher einem Unbetheiligten erst recht unmöglich, sich in dieser Beziehung eine Meinung zu bilden.

Um so leichter lassen sich die Zweifel des Herrn Dr. Pechuël-Loesche bezüglich der Gartenanlage in Vivi widerlegen. Er spottet:

Sie erzählen (I, 161, 165) von der Anlegung eines Gartens in der Station Vivi. Sie haben 2000 Tonnen der reichsten schwarzen Treibhauserde auf die Höhe schaffen lassen! Also etwa 2000 Tonnen! es ist kein Irrthum, denn die Zahl ist auf verschiedenen Seiten wiederholt. Binnen 20 Tagen wurden 5000 Kisten voll Erde, im Ganzen 2000 Tonnen auf den Berg getragen zur Herrichtung eines Gartens. Also pro Tag 250 Kisten, Gesammtinhalt 100 Tonnen. Jede Kiste enthielt demnach $^{2}/_{5}$ Tonnen! Und je eine solche mit 400 Kilo Erde belastete Kiste hat ein Mensch auf seinem Kopfe den überaus steilen Hügelhang hinaufgetragen! Welche Leistung, Herr Stanley!

Das Wort „maulwurfsäugig" oder „maulwurfssinnig", welches Stanley auf Dr. Pechuël-Loesche und diesem ähnliche Leute anwendet, erhält hier eine bezeichnende Illustrirung, denn der genannte Herr glaubt in dem Werke beständig wichtige Entdeckungen zu machen, die sich später als unsinnig herausstellen. Man lese einmal nach, was Mr. Stanley in seinem Werke wirklich sagt, da Herr Dr. Pechuël-Loesche in vielen Fällen sich die Sätze und Worte so gebildet zu haben scheint, wie sie für die Motive seines Pamphlets passen. Stanley schreibt:

„Sobald ein Theil des Ovals für den Garten ausgehöhlt war, mußten die Eingeborenen von Vivi, Männer und Frauen, aus dem Nkusuthal auf der östlichen Seite des Hügels die reiche schwarze Alluvialerde heraufholen. (Aus der Kartenskizze von Vivi ersehen wir, daß das Nkusuthal etwa 200 Yards von dem Gipfel von Vivi entfernt ist.) Sie erhielten für jede 100 Kisten einen bestimmten Lohn. . . . Nach 20 Tagen waren 5000 Kisten Erde im Gewicht von etwa 2000 Tonnen hinaufgeschafft, mit denen ich einen 2000 Quadratfuß großen Garten herstellte u. s. w."

Einige Seiten vorher findet man, daß Stanley 65 Leute aus Vivi engagirt hatte, um für ihn zu arbeiten. Als er in Vivi mit der Arbeit begann, betrug die Entfernung, welche die Erde fortgeschafft werden mußte, wie schon erwähnt, etwa 200 Yards. An-

genommen nun, es seien infolge der regelmäßigen Lohnzahlung während der 20 Tage durchschnittlich nur 100 Leute beschäftigt gewesen. Der Hin- und Rückweg zwischen dem Nkusuthal und dem geplanten Garten war 400 Yards lang, und 100 Leute, welche 100 Kisten je im Gewicht von durchschnittlich nur 50 Pfund (25 kg) trugen, konnten auf jeder Tour 5000 Pfund holen. Wenn sie den Weg hin und zurück täglich nur 50 mal machten, würden sie nur 11 Meilen per Tag zurücklegen und ein Tagewerk von 5000 Kisten oder etwa 111 Tonnen vollbringen. Wurde diese Leistung 20 Tage fortgesetzt, wie das Buch erwähnt, so würden nach Ablauf dieser Zeit insgesammt 2220 Tonnen fortgeschafft worden sein. Stanley spricht aber nur von etwa 2000 Tonnen.

Stanley sagt weiter:

„Die Leute von Vivi versuchten aber häufig, mich um ein Quantum Erde zu betrügen, die Aufstellung eines Sansibar-Polizisten am obern Ende des Wegs behufs Prüfung der Kisten machte indeß diesen Streichen ein Ende.“

Wahrscheinlich kamen die Eingeborenen mit ungefüllten Kisten herauf, während der Vertrag dahin lautete, daß sie für so viele hundert Kisten mit Erde einen bestimmten Lohn erhalten sollten. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Eingeborenen sich das Tagewerk so leicht wie möglich zu machen suchen, wogegen Stanley aber auch seinerseits darauf achtete, daß jede Hundert Kisten der Eingeborenen das volle Gewicht heraufbrachten.

Man begreift also leicht, daß 50 Eingeborene, welche täglich je 100 Kisten oder 100 Eingeborene, die täglich 50 Kisten trugen, zusammen 5000 Kisten täglich befördert haben, sodaß, die Kiste zu nur 50 Pfund berechnet, in 20 Tagen insgesammt die von Stanley erwähnten „etwa 2000 Tonnen“ heraufgeschafft sein müssen.

Auf der folgenden Seite lesen wir, daß diese Arbeit tagtäglich, mit Ausnahme der Sonntage, fortgesetzt wurde, und daß die Eingeborenen und Kabindas täglich 10 Stunden dabei zubrachten, woraus hervorgeht, daß bei dieser Arbeit mehr Leute beschäftigt gewesen sein müssen als die 65 Eingeborenen von Vivi, welche ursprünglich dazu engagirt worden waren.

Herr Dr. Pechuël-Loesche will den Garten allerdings nicht gesehen haben, denn er fragt: „Wo ist sie (die reichste schwarze Treibhauserde) denn hingekommen? Wir haben nur schönen gelben Laterit gesehen.“

Selbstverständlich kann man in Europa nur nach den Erfolgen beurtheilen, ob der Boden, wie Stanley behauptet, aus „reicher Treibhauserde" bestand, oder ob derselbe von solcher Beschaffenheit war, wie Dr. Pechuël-Loesche in seinem Bemühen, alles zu bestreiten, angibt. Die nach Photographien hergestellten Bilder des Werks und der Text scheinen aber zu beweisen, daß „der Garten bei sorgfältiger Bewässerung bald grün wurde und Stanley schon nach wenigen Monaten nicht nur durch seinen hübschen Blätterreichthum, sondern auch durch den, wenn auch geringen Ertrag der verschiedenen Gemüse für die Tafel belohnte. Im Januar 1883, als die Bäume zum ersten mal trugen, erntete ich 11 große Mangos, deren Kerne später in Leopoldville gepflanzt wurden und im Jahre 1885 bereits zu 10 Fuß hohen Bäumen aufgeschossen waren".

Die Art und Weise, wie Herr Dr. Pechuël-Loesche auch in den folgenden Absätzen fortfährt, die Angaben Stanley's zu bekritteln, seine wiederholten: „Ihr Unternehmen (sic) hat nicht", „Weder Sie noch die Association", „Was meinen Sie?", „Scheuen Sie sich nicht?" u. s. w. kennzeichnen so recht seine Gesinnung und machen es erklärlich, weshalb er in seinem Verkehr mit den Europäern und Eingeborenen am Kongo so unglücklich war. Er ist offenbar zanksüchtig und in seiner Eigenliebe gekränkt. Es hält jedoch schwer, ihm in seinem Keifen und Schelten zu folgen, die ewigen Ausrufe: „Sie haben nicht, Herr ...!" „Sie wissen, daß Sie nicht haben, weder Sie noch Ihr Unternehmen ..." „Nein, Herr, Sie haben auch nie ..." zu widerlegen. Das ganze Pamphlet ist ein ununterbrochenes Schelten und Zanken, eine unangenehme Dissonanz.

Und was hat all dieses wüthende Schelten veranlaßt? Die Leser, welche das Werk Stanley's besitzen, mögen den Anfang des 22. und des 24. Kapitels nachlesen, wo sie finden werden, daß Stanley Dr. Pechuël-Loesche in Vivi antraf, während derselbe bereits drei Monate vorher seine Loango-Mission hätte angetreten haben müssen, und daß Stanley bei seiner Rückkehr von einem Besuche in Europa nach Vivi zu seiner Ueberraschung fand, daß Dr. Pechuël-Loesche sein Amt verlassen hatte und einen Monat vorher nach Europa abgereist war, nachdem durch sein Zuthun auch noch mehrere andere veranlaßt worden waren, ihre Posten im Stiche zu lassen. Die „ungeheuere Energie", welche man ihm zugeschrieben hatte, erwies sich als eine ungeheuere Fähigkeit, lange Rast zu machen,

sich von seiner Arbeit zu drücken und schließlich die Expedition im Stich zu lassen, zu deren interimistischem Chef er ernannt worden war. Das ist das Urtheil, zu dem man beim sorgfältigen Durchlesen des Stanley'schen Werks bezüglich des Herrn Dr. Pechuël-Loesche gelangt. Anstatt daß er den Nachweis zu liefern sucht, daß der Verfasser ungerecht gegen ihn gewesen ist, nimmt er einfach eine Zuflucht zu leidenschaftlicher und . . . . Verunglimpfung, die einem Manne nicht allzu wohl ansteht. Er hat keine der wenigen indirecten Andeutungen widerlegt, die Stanley bezüglich seines wenig empfehlenswerthen Charakters gemacht hat; wohl aber hat der Doctor selbst das geliefert, was dem Werke Stanley's gefehlt hat: die offene Enthüllung der Schwächen Dr. Pechuël-Loesche's.

So weit mein Gewährsmann, der, wie man sieht, nur einige Punkte bespricht, welche Herr Dr. Pechuël-Loesche gegen Herrn Stanley hervorgehoben hat, andere jedoch nicht berührt. Besser wäre es jedenfalls gewesen, wenn letzterer seine Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen des Herrn Dr. Pechuël-Loesche selbst übernommen hätte, zu welcher er in erster Linie berufen und befähigt war. Mag man aber auch der Meinung sein, daß Stanley seine Schilderungen im Interesse des Kongo-Werkes etwas ausgeschmückt, die Schattenseiten der Verhältnisse am Kongo weniger und die Lichtseiten mehr hervorgehoben hat, so wird man doch zugeben, daß gerade die Vorkommnisse der neuesten Zeit in sehr hohem Grade zu seinen Gunsten sprechen.

Die Kongo-Eisenbahn.

Während man sich auf dem Continent noch darüber herumstreitet, ob der Kongostaat überhaupt irgendwelche Aussichten habe und die Erschließung und Ausbeutung des Kongobeckens nicht Chimäre sei, ist man in England, dessen praktische Geschäftsleute stets bereit sind, zuzulangen, wo sich dem Handel greifbare Vortheile bieten, zur That übergegangen und hat die nothwendigen Kapitalien zum Bau der von Stanley befürworteten Eisenbahn zusammengebracht. In Manchester hat sich unter dem Vorsitz des Lord Egerton of Tatton das Kongo-Eisenbahnsyndikat gebildet, welches alsbald Verhandlungen mit der Regierung des Kongostaates angeknüpft und

von dieser die weitgehendsten Concessionen erhalten hat. Der neugegründeten Gesellschaft, welche den Namen „Königliche Kongo-Staatseisenbahn- und Schiffahrts-Gesellschaft" führen wird, sind von der Kongo-Regierung nicht nur das für die Herstellung der Bahn, Stationen und Anlegeplätze erforderliche Terrain und 10000 Acker Land überwiesen, sondern es sind ihr auch gewisse Privilegien und Concessionen mit Bezug auf die Zollgebühren sowie die Befreiung von Steuern zugesagt und Garantien für den Betrieb gegeben worden. Und das alles, obwol Herrn Stanley die Oberleitung des Ganzen übertragen worden ist und derselbe demnächst wieder nach dem Kongo zurückkehrt, um den Bau der Bahn persönlich zu überwachen. Das kann doch wol als ein Beweis gelten, daß nicht nur in England, sondern auch in Brüssel keineswegs die Ansicht vorzuherrschen scheint, daß er früher mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln so verschwenderisch umgegangen sei, wie ihm zur Last gelegt wird. Weit eher kann seine Ernennung zum Generaladministrator der Kongo-Eisenbahn-Gesellschaft oder welchen Titel er sonst erhalten mag, dahin aufgefaßt werden, daß man in England seine Leistungen im Dienste der Association voll und ganz anerkennt und würdigt.

Anders ist es meiner Ansicht nach nicht zu erklären, daß der vorläufig erforderliche Betrag des Actienkapitals, das nominell auf 2 Millionen Pfund Sterling festgesetzt ist, so rasch gesichert worden ist, denn so reiche Kapitalisten England auch besitzt, dieselben sind, und ganz besonders in der gegenwärtigen Zeit, wo auch jenseit des Kanals allgemein über die Lage des Handels geklagt wird, außerordentlich vorsichtig, bevor sie größere Summen an ein Unternehmen wagen, von dessen Erfolg sie nicht von vornherein überzeugt sind. Auch die „Times", die sich im großen und ganzen günstig über das Eisenbahnproject ausgesprochen hatte, hegte einige Zweifel, wenigstens insofern, als das Blatt gemeint hatte, daß wahrscheinlich ein größeres Anlagekapital erforderlich sein würde als die von dem Syndikat geforderten zwei Millionen. Diesen Zweifel widerlegt aber Stanley selbst in einer längern Zuschrift an das genannte Blatt (vgl. die „Times" vom 28. December 1885), und da dieselbe sich auch über einige Punkte ausspricht, welche Herr Dr. Pechuël-Loesche in seiner Broschüre berührt hat, so füge ich den wesentlichsten Inhalt dieses Schreibens, das weitern Aufschluß über das geplante Unternehmen gibt, hier an.

Stanley bemerkt zunächst, die Summe von 2 Millionen Pfund Sterling sei ein sehr hoher Betrag, um ihn beim ersten Anfang der Entwickelung des Handels und der Geburt der Civilisation im Kongobecken an ein solches Unternehmen zu verwenden, allein es sei nicht beabsichtigt, einen auch nur annähernd so hohen Betrag zu gebrauchen, vielmehr wolle das Syndikat sich nur die Befugniß sichern, das Actienkapital bis auf die genannte Summe zu erhöhen, wenn die Verhältnisse eine solche Erhöhung erheischen. Gegenwärtig und wahrscheinlich noch auf viele Jahre hinaus werde man mit dem zu rechnen haben, was der Verkehr innerhalb einer vernünftigen Zeit nach Vollendung der Bahn sein werde, und daher sei die erste Anforderung nur 1 Million Pfund Sterling.

Stanley fährt dann in seinem Briefe an die „Times" fort:

Gegenwärtig wird jährlich die Summe von 52000 Pfd. St. für Trägerlohn bei Beförderung der Waaren und Güter vom untern Kongo nach dem Stanley-Pool bezahlt. In Anbetracht der spärlichen Bevölkerung in diesem District ist der Trägerdienst aber keiner wesentlichen Erweiterung fähig. Die Beförderung mit Thieren würde noch kostspieliger sein und ist thatsächlich unmöglich, wenn nicht eine ununterbrochene Wagenstraße von den Häfen und Landungsplätzen nach dem nächsten Landungsplatz oberhalb der Doppelreihe von Stromschnellen und Katarakten, der sogenannten Livingstone-Fälle, hergestellt wird. Es ist die gegenwärtig für die Beförderung der von den Behörden des Kongostaates, den französischen Besitzungen, der Baptisten-Mission, der Livingstone-Inland-Kongo-Mission, den römisch-katholischen Missionen und den eingeborenen Elfenbeinhändlern benöthigten Waaren bezahlte Summe, welche die Grundlage unserer Berechnungen gewesen ist. Ob eine Eisenbahn, eine Chaussee oder eine andere öffentliche Straße gebaut wird, jedenfalls muß dieser Betrag von 52000 Pfd. St. für Trägerlohn, wie gegenwärtig, verausgabt werden, wenn die französische Regierung, die Behörden des Kongostaates und die christlichen Missionen sich nicht von ihren Besitzungen an dem obern Kongo zurückziehen wollen, und dazu ist augenblicklich sehr wenig Aussicht vorhanden.

Würde eine Eisenbahn gebaut, so könnte niemand hoffen, daß die Regierung und die religiösen Gesellschaften gewillt sein würden, als Fracht für ihre Waaren denselben Betrag zu bezahlen, den sie jetzt zu entrichten haben, und es war daher nothwendig, unter gehöriger Rücksicht auf den Nutzen des Unternehmens Mittel zu finden, um eine unmittelbare und gute Verzinsung des Anlagekapitals aus andern Quellen als den Betriebseinnahmen zu sichern. Dies glauben wir in den sechstägigen Verhandlungen mit den Ministern der Regierung des Kongostaates erreicht zu haben.

Ich kann ferner erwähnen, daß die jetzt für den Verkehr zwischen dem obern und untern Kongo verausgabte Summe von 52 000 Pfd. St. sich wahrscheinlich nicht verringern wird, da die Regierung des Kongostaats garantirt, daß der Betrag von 10 000 Pfd. St. die jährliche Minimalsumme sein soll, welche sie 10 Jahre lang nach Vollendung der Eisenbahn nach Stanley-Pool für den Staatsverkehr verausgaben wird. Die Regierung garantirt der Gesellschaft ferner 50 Procent der Brutto-Einnahmen aus den Exportzöllen, bis die Eisenbahn im Stande sein wird, 6 Procent Dividende für das Anlagekapital zu bezahlen. Die für die Bahn, die Häfen, Landungsplätze, Lagerplätze und sonstige Vorkehrungen erforderlichen Ländereien, nebst einem reichlich bemessenen Areal für jede Meile vollendeter Bahnlänge werden der Gesellschaft kosten- und gebührenfrei übergeben; auch wurden derselben die Hülfe der Beamten und Arbeiter der Regierung, der volle Einfluß des Staats, um Arbeitskräfte zu bekommen, Frieden und Ordnung aufrecht zu erhalten, den Bau und Verkehr der Bahn zu fördern, sowie einige sonstige Garantien zugesichert. Wenn es der Gesellschaft nicht gelingt, die Bahn bis zum Stanley-Pool zu bauen, und sie nur eine Verbindungslinie bis nach Manjanga herstellt, sind die ihr vom Staate zugesicherten Garantien verhältnißmäßig ebenso günstig.

Um volle Sicherheit zu erhalten, daß wir uns nicht in ein Unternehmen zu stürzen beabsichtigen, welches mit fabelhaften Kosten verknüpft und bestimmt ist, mitten in der Wildniß zum Stillstand zu kommen, legte ich alles, was mir vom Lande bekannt war, einem praktischen Ingenieur und Unternehmer vor, der bereits verschiedene erfolgreiche Unternehmen vollendet hat, und erhielt von ihm eine Schätzung der wahrscheinlichen Kosten des ersten, etwa 50 englische Meilen langen Abschnittes der Bahn und zweier Flotten von Dampfern, die für den Betrieb der Bahn genügen und mit denen eine 248 Meilen lange Verbindungslinie bei einer Gesammtentfernung von 343 Meilen hergestellt werden kann. Seine Schätzung betrug nur 190 000 Pfd. St. Auf Grund dieser Schätzung erkundigte ich mich bei einem halben Dutzend englischer Fabrikanten und Bootbauer nach den Preisen von Schienen und sonstigem Material, Brücken, Excavatoren, Dampfern, worauf nach Berechnung der Arbeitskräfte für die Kubikyard und Veranschlagung der Fracht meine eigene Schätzung — um 20 Procent kann der Betrag schwanken — nur 200 000 Pfd. St. betrug. Diese Summe besagt, daß wir, nach dem Unternehmer, mit einem Kostenaufwand von nur 765 Pfd. St. per Meile bis 50 Meilen von dem in Aussicht genommenen Punkt gelangen können. Der Uebernehmer wollte den 50 Meilen-Abschnitt der Bahn zu 2400 Pfd. St. per Meile oder das Ganze für 120 000 Pfd. St. bauen und die Dampfer, eisernen Piers, Stationen, Schuppen und Magazine für weitere 70 000 Pfd. St. herstellen. Berechnen wir die übrigen 95 Meilen mit 3000 Pfd. St. per Meile oder das Ganze mit 285 000 Pfd. St., so werden wir die durchgehende Verbindung vom Meere bis Stanley-Pool per Bahn und

Dampfer für 475 500 Pfd. St. herstellen. Außer der jährlichen Verzinsung dieser Summe müssen die Betriebskosten gedeckt werden, bezüglich welcher die Gesellschaft mit Sicherheit auf 52 000 Pfd. St. Verkehrs-Einnahmen und 40% der Brutto-Einnahmen aus den Exportzöllen rechnen kann. Beide Einnahmequellen sind ausdehnungsfähig, sodaß man sie augenblicklich nicht abschätzen kann, doch lassen nachstehende Ziffern ersehen, daß sie genügen, um eine achtungswerthe Dividende zu ermöglichen: 475 000 Pfd. St. zu 6 Procent = 28500 Pfd. St., Betriebskosten 15 000 Pfd. St., zusammen 43 500 Pfd. St.

Zwischen den beiden Bahnabschnitten liegt ein Zwischenraum von 88 Meilen, auf dem geeignete Dampfer benutzt werden müssen. Mit der Zunahme des Verkehrs wird jeder, der die Bahn benutzt, über die zweimalige Umladung der Güter ungeduldig werden, die Gesellschaft hat ihr Verfahren aber nach dem Umfang des Verkehrs und danach zu regeln, ob derselbe groß genug ist, um den Bau einer 90 Meilen langen Bahn zur Verbindung der beiden Abschnitte mit einem Kostenaufwande von weitern ca. 300 000 Pfd. St. zu bauen. Die ganze Eisenbahn würde mithin nur 775 000 Pfd. St. kosten, wenn sie vollendet wäre. Die bis dahin zwischen den beiden Sectionen benutzten Dampfer würden dann demontirt und per Bahn nach Stanley-Pool gebracht werden müssen, um der Schiffahrt auf dem obern Kongo und seinen Zuflüssen zu dienen. Dieselben würden aber durchaus nicht ausreichen, um die ungeheuere Länge der schiffbaren Flüsse zu befahren, und es müßten daher weitere Dampfer sowie Stationen an den Mündungen der größern Zuflüsse und bei den Stanley-Fällen angekauft und nach dem Pool geschafft werden, wofür die Gesellschaft die aus der ersten Emission verbleibenden 225 000 Pfd. St. in Anspruch nehmen muß.

Man darf auch nicht außer Acht lassen, daß die Gesellschaft nach Ankunft der Waaren und Güter, welche Europa erst vor 4 Wochen verlassen haben, die Kundschaft aller Araber von den Fällen bis nach Udjidji am Tanganjika erhält, daß, wenn der Passagier- und Frachtdampfer den Mubangi bis zum Uelle hinauffährt, alle Sudanesen vom Niam-Niam-Lande bis zum Bahr-Gazelle wahrscheinlich Abnehmer werden, und daß auch, wenn ein anderes Boot den Kwa bis zum Kassai hinauffährt, die in Lunda und dem Königreiche von Matiamvu Handel treibenden halbblütigen Portugiesen versucht werden, Abnehmer der Gesellschaft zu werden. Aus vorstehenden Andeutungen werden Sie ersehen, daß die Gesellschaft, wenn sie sich von Klugheit leiten läßt, von den ersten 1000000 Pfd. St. nur 500 000 einzahlen zu lassen braucht, daß sie sich damit begnügen kann, Stanley-Pool erreicht zu haben, bis die Zeit den Handel so entwickelt hat, daß die Verausgabung weiterer 275 000 Pfd. St. sich bezahlt macht, und daß die verbleibenden 225 000 Pfd. St. viel mehr als ausreichend sind, um für eine unbegrenzte Zahl von Jahren Dampfer und Depots am obern Kongo zu erbauen.

Wie Stanley in vorstehendem Schreiben an die „Times“ die in England aufgetauchten Zweifel widerlegt, so hätte er auch dem deutschen Publikum gegenüber die von Herrn Dr. Pechuël-Loesche aufgestellten Behauptungen berichtigen sollen, wozu ihm zweifellos genügend Material zur Verfügung steht. Das würde jedenfalls erheblich zur Förderung des Kongowerkes beigetragen haben, bezüglich dessen die Meinungen jetzt natürlich getheilt sind und sein müssen. Es sind der Stimmen im verflossenen Jahre zu viele gewesen, welche die hoffnungsreichen Schilderungen Stanley's theils als übertrieben, theils als unrichtig bezeichnet haben, um nicht einen tiefen Eindruck zu hinterlassen. Ob derselbe nachhaltig sein wird, hängt von den weitern Nachrichten aus dem Kongobecken, dem Erfolge, welchen man mit dem Bau der Eisenbahn erzielen wird, und der Entwickelung ab, welche der internationale Handel durch Vermittelung der Bahn nehmen wird. Vorläufig scheint die zukünftige Bedeutung des Kongo für den internationalen Handel, wie auch der soeben von dort zurückgekehrte Lieutenant von François in einem Schreiben an die Geographische Gesellschaft zu Berlin bestätigt, vollständig unberechenbar zu sein, und die Zeit muß daher lehren, wer von den beiden Herren, Stanley oder Dr. Pechuël-Loesche, recht gehabt hat und inwieweit letzterer in berechtigter Weise die Behauptungen des erstern angezweifelt und angefochten hat.

Widersprüche Dr. Pechuël-Loesche's.

In den officiellen Kreisen des Kongostaates steht man in der Streitfrage entschieden auf seiten Stanley's, was einmal durch die bereits erwähnten Verhandlungen, welche die Regierung bezüglich des Eisenbahnbaues mit ihm gehabt hat, dann aber auch durch die Thatsache bewiesen wird, daß das Organ der Regierung, „Le Mouvement géographique“, Stellung gegen Dr. Pechuël-Loesche nimmt, indem es nicht nur die Motive erörtert, welche den letztern zu den Angriffen auf Stanley und das Kongowerk veranlaßt haben, sondern auch eine ganze Reihe von Widersprüchen zwischen der Broschüre Dr. Pechuël-Loesche's und seinen vom Kongo an das Comité der Association gerichteten Briefen hervorhebt.

Bezüglich des erstern Punktes bemerkt nämlich das von officieller Seite bediente Blatt in seiner Nummer vom 24. Januar 1886:

„Es ist schwer genug, Herrn Dr. Pechuël-Loesche nach seinen Arbeiten zu beurtheilen, aus dem vortrefflichen Grunde, weil er bis gegenwärtig nichts gethan hat. Trotz des souveränen Aplomb, mit welchem er das afrikanische Werk eines Mannes wie Stanley zu beurtheilen und zu verleumden sich erlaubt, trotz der feierlichen Weise, in welcher er die von Reisenden, wie Livingstone, Cameron, Schweinfurth, Pogge, Wißmann u. s. w. gelieferten Nachrichten Lügen straft, figurirt Herr Dr. Pechuël-Loesche unter den Afrikaforschern nur in dem Range eines «Herrn ohne Bedeutung». Was kennt er vom Kongobecken? Den Thorweg und die Vorhalle. Weiter nichts.“ ....

„Herr Dr. Pechuël-Loesche“ — heißt es dann weiter, nachdem gesagt worden ist, daß das Comité d'études du Haut Congo ihn im Vertrauen auf die Erfahrungen, welche er sich während seiner Theilnahme den der deutschen Loango-Expedition hätte erwerben können, nach dem Kongo geschickt und ihm die Vertretung Stanley's übertragen habe — „hielt sich demnach in Vivi auf und machte in der Folge den Fällen entlang die Reise nach dem Pool. Von den Schwierigkeiten des Unternehmens, dessen Oberbefehl er übernommen hatte, erschreckt und inmitten der Langeweile und der ihn von allen Seiten erdrückenden Verlegenheiten den Kopf verlierend, verließ er, der Chef, dann plötzlich seine Soldaten in dem Augenblicke, als der Verfall unausbleiblich schien, ohne sich sonderlich darüber zu beunruhigen, ob sein Rückzug das Werk, dessen Hauptagent er zur Zeit war, in Gefahr brächte, und stürzte, bethört wie ein vom Licht geblendeter Nachtfalter, in die Bureaux der Rue Bréderode in Brüssel.

„Es ist wenig wahrscheinlich, daß er dort mit Enthusiasmus aufgenommen wurde; und er hat das Ehrenkreuz nicht empfangen.

„Natürlich sah Stanley sich beim Schreiben der Geschichte seiner Arbeiten am Kongo in die Nothwendigkeit versetzt, ein Wort über diese Ereignisse zu sagen. Er that dies mit Takt und Discretion. Er sagt davon nichtsdestoweniger zu viel, um nicht seinen alten Gehülfen zu erzürnen, der sich einbildete, sich von der ihn zermalmenden Lächerlichkeit durch einen heftigen Gegenangriff — mit der Feder — retten zu können.

„Daher stammt die Broschüre, in welcher Stanley und indirect das Kongowerk — in der ungünstigsten Weise geschildert werden. Stanley ist ein Mystificator, sein Buch ein Gewebe von Lügen, das von ihm geleitete Unternehmen ein vergebliches Werk, das Kongobecken ein kahles Land, eine Region ohne Zukunft.

„Der von Herrn Dr. Pechuël-Loesche bei seiner Arbeit befolgte Plan ist höchst gewandt. Er hat aus dem umfangreichen Werke Stanley's einige Einzelheiten, einige Ziffern ausgewählt, welche er nicht ohne Erfolg erörtert. Er hat sich daran erinnert, daß man einen Mann hängen könne, wenn man nur drei Zeilen Geschriebenes von ihm besitzt. Stanley hat ihm 1100 Druckseiten dargeboten. Und der Pamphletist hat sich das harmlose Vergnügen gemacht, Stanley 25mal ohne weitere Umstände zu hängen.

„Der große Forscher, ganz mit der Fortsetzung des Werkes beschäftigt, dem er sich gewidmet, hat es nicht für nothwendig gehalten, diese interessirten und gehässigen Angriffe zu beantworten. Er ist auf seinem Wege ganz andern Hindernissen begegnet, die er verachtet hat.

„Er hat den Ereignissen die Sorge für die Antwort überlassen. Dieselben haben nicht auf sich warten lassen: die schönen Forschungen der Herren Wißmann, von François, Grenfell und Taunt haben uns neue und bestimmte Daten über die Fruchtbarkeit und den Reichthum Centralafrikas geliefert: die Gründung der Kongo-Eisenbahngesellschaft hat uns einen Beweis des Vertrauens der hervorragenden Männer von Manchester und Liverpool zu der Zukunft des neuen Staates gegeben.

„Wir hätten daher auch unsererseits Dr. Pechuël-Loesche und seine Broschüre in Ruhe lassen können, wenn wir nicht einiges Licht auf diese Affaire zu werfen hätten, um der deutschen Presse, von der einige Organe uns hierzu Veranlassung gegeben haben, zu zeigen', was der Mann werth ist, der sie bezüglich des Kongo zu mystificiren versucht hat."

Das „Mouvement géographique" stellt nunmehr einige Auszüge aus der Broschüre des Herrn Dr. Pechuël-Loesche, welche behaupten, daß alles schlecht sei, einigen Auszügen aus seinen am Kongo selbst geschriebenen Briefen gegenüber, welche alles als gut schildern, und überläßt dann dem Leser das Weitere zur eigenen Beurtheilung.

Wir lassen diese Gegenüberstellungen hier folgen.

Mineralreichthum.

Ohne Zaudern und Einschränkung rühmen Sie die Mineralreichthümer. „Eisen im Ueberfluß.“ Kennen Sie auch Eisenerze, Herr Stanley? (S. 58.)

„Die Untersuchungen, welche ich in der Umgebung von Vivi und den entferntern Districten, bis zu den Jellala-Fällen, vorgenommen, haben in mir die Hoffnung erweckt, daß wir in diesem Glimmerschiefer auch Edelmetalle finden werden. Diese ganze Gegend wird große Wichtigkeit für die Gewinnung von Eisen haben, sobald sie bessere Verbindungswege besitzen wird und man sich Brennmaterial und Arbeitskräfte wird verschaffen können. Auf allen Seiten entdeckt man erstaunlich wichtige Spuren einer alten Metallindustrie, die von den Eingeborenen betrieben worden ist.“ (Brief aus Vivi vom 5. Juni 1882.)

Fruchtbarkeit und Hülfsquellen.

So rühmen Sie auch die unerschöpfliche Fruchtbarkeit eines Landes, wo sich doch Ihre Beamten nicht einmal ausreichende Nahrung verschaffen können. (S. 59.)

„Am 9. August habe ich in guter Gesundheit und mit meiner ganzen Truppe Manjanga erreicht. ... Wir haben überall eine gute Aufnahme und Lebensmittel im Ueberfluß und zu billigen Preisen gefunden. Von Vivi bis hierher habe ich mit meiner ganzen von den Producten des Landes lebenden Mannschaft nicht mehr als 17 Dutzend Tücher gebraucht und gleichwol hatte ich von Isangila bis Manjanga außer Teuß und mir 15 Sansibarer, 3 Kabindas, 2 Diener und 1 Führer zu ernähren. ...“ (Brief aus Manjanga vom 15. August 1882.)

Sie sagen, wenn eine genügende Verbindung bis Manjanga hergestellt ist, so wäre eine Ausfuhr von 60000 Tonnen Erdnüssen und Palmöl gesichert, im Werthe von 21 Millionen Mark jährlich! Wo soll diese Ausfuhr denn herkommen in einem Gebiete, von welchem jetzt selbst Ihre eigenen Auftraggeber, weil sie nicht mehr anders können, zugestehen, daß es wüst und öde sei? (S. 52.)

„Die Berge im Westen der Kalulu genannten Ebene sind die höchsten, sie erreichen 500 m. Wir haben sie in der Höhe von 300 m überschritten und dort ein so reiches Thal, eine so

freundlich gesinnte, intelligente, arbeitsame und so reichlich mit Landesproducten versehene Bevölkerung gefunden, daß ich dringend empfehle, uns dieses schönen kleinen Berges zu versichern. . . .

„Die Gebiete, welche ich in der Nähe der Station Manjanga erworben habe, enthalten an mehrern Stellen an den Ufern des Kongo und in den Thälern gute Erde, die sich zur Anlegung von herrlichen Anpflanzungen eignen würde." (Brief aus Manjanga vom 15. August 1882.)

Das werthvollere Kautschuk wird aus entsprechend größerer Entfernung — nicht aber vom Kongo! — gebracht. (S. 47.) Die Kautschukliane (Landolphia) ist in diesem ohnedies waldarmen Gebiete äußerst selten, daher producirt dasselbe überhaupt keinen Kautschuk, kann keinen produciren. (S. 52.)

„Es würde gut sein, in Isangila Handel zu treiben. Erdnüsse sind dort in jeder Menge zu kaufen, ihr Werth wird jedoch den Transport nach Vivi nicht bezahlen. Kautschuk würde einen bessern Ertrag geben; die Karavanen, welche es von hier nach Boma befördern, könnten aufgefangen werden." (Brief aus Isangila vom 29. Juli 1882.)

„Das Land ist sehr günstig für den Handel. Es gibt Erdnüsse und Kautschuk in großer Menge. Diese Gegend ist die schönste, die ich zwischen Boma und Manjanga gesehen habe." (Brief aus Manjanga vom 15. August 1882.)

Die Route Stanley's.

Die über Land führenden Verbindungen zwischen Vivi und Isangila sowie zwischen Manjanga und Leopoldville entsprachen durchaus nicht unsern Begriffen von Verkehrsstraßen. . . . In der Hauptsache war eigentlich nur das hinderliche Gras abgeräumt worden. (S. 14.)

„Stanley hat ein enormes Werk vollbracht, indem er in so wenig Zeit eine Straße nach dem obern Kongo angelegt und ein ungeheueres Material transportirt hat. Man braucht nur das gebirgige Terrain zu betrachten, um seine Arbeit richtig zu würdigen und ihn zu bewundern." (Brief aus Vivi vom 5. Juni 1882.) „Die Route Stanley's ist so wohl erhalten, daß sie für die nächsten Jahre allen Bedürfnissen genügen wird." (Brief aus Manjanga vom 15. August 1882.)

Die Feindseligkeit der Bewohner.

Die Dörfer lagen wie ausgestorben, die Hütten verschlossen. Man hatte wieder Krieg gemacht .... Nachgerade überkam mich eine verzweifelte Stimmung. ... Wieder suchte ich Frieden zu stiften, die mit zahllosen Klagen herbeieilenden Eingeborenen zu beruhigen. ... Sie hielten es für sicherer, draußen in der Wildniß zu schlafen. ... Nur ab und zu betraten sie ihre Dörfer und manche rüsteten sich zur Auswanderung, um aus der unheilvollen Nähe der Expedition zu kommen. (S. 34.)

„Im Gegensatz zu der Behauptung der Missionare, welche im Januar und Februar 1881 hier eingetroffen sind und erklärt haben, daß die Berge sehr hoch und die Volksstämme sehr böse seien, habe ich die Berge nur halb so hoch, wie jene gesagt haben, und die Bevölkerung sehr freundlich gefunden. Wir haben unterwegs keine Schwierigkeiten gehabt und überall einen guten Empfang gefunden. ... Ich habe noch weitere wichtige Geschenke den hervorragenden Häuptlingen gemacht, die auf diese Weise gute Freunde der Expedition geworden sind. ... Ich habe bereits einen Freundschaftsvertrag mit dem wichtigen Häuptling Ndeka-Ndauwa von Mungombe abgeschlossen; er wäre bereit, der Expedition Land zu verkaufen und mit einer Station, die hier angelegt werden sollte, Handel zu treiben.

„Die Eingeborenen würden sich bald um die Gebäude gruppiren, um sich dort eines friedlichen Lebens zu erfreuen. Das Land ist hier reich genug, um Tausenden von Individuen einen glücklichen Aufenthalt zu bieten.“ (Brief aus Manjanga vom 15. August 1882.)

Die Sterblichkeit.

Sie behandeln auch das Klima des Kongostaates. ... Sie geben Rathschläge in Menge. (S. 61.) Ihre Kranken, Ihre Todten, die erlagen nicht der unzureichenden Verpflegung, nicht dem Klima, o nein! nur dem eigenen Unverstand und anderen bösen Dingen. (S. 65.)

„Diese betrübenden Ereignisse (der Tod Van de Velde's II. und die Krankheiten von Hanssens und Schnoor) werden hoffentlich den Vortheil haben, allen Agenten, welche sich hier befinden oder noch eintreffen werden, lebhaft begreiflich zu machen, daß sie sich in Zukunft klüger verhalten und auf die von andern gemachten Er-

fahrungen Werth legen müssen. Es würde von großer Wichtigkeit sein, in Vivi einen tüchtigen und energischen Arzt anzustellen, dessen Autorität imponiren könnte, sonst wird man immer dem afrikanischen Klima zur Last legen, was allein dem Mangel an Klugheit und dem Leichtsinn zuzuschreiben ist.

„Ich spreche meine Meinung in wenigen Worten, aber mit Nachdruck aus, damit Sie sich nicht im geheimen Sorgen machen. Diese unglücklichen Ereignisse hätten durch ein verständiges und besonnenes Benehmen gänzlich vermieden werden können.

„Eine gewisse Zahl von Europäern, die sich nach Afrika begeben und dort nicht genügend die Regeln beobachten, welche die Anlagen ihrer Constitution ihnen vorschreiben, oder die sich von der Situation eine von der Wirklichkeit sehr verschiedene Vorstellung machen, werden stets erliegen oder gezwungen sein, als untauglich zum Dienst nach Europa zurückzukehren. In Afrika rächt sich das Klima für jeden Fehler stärker als anderswo, und das Märtyrerthum ist sehr häufig nichts weiter als ein Wort ohne Sinn." (Brief aus Vivi vom 5. Januar 1882.)

Das „Mouvement géographique" bezeichnet die Broschüre als das Product der Ohnmacht, des Hochmuths und der Rancune. Herr Pechuël-Loesche sei auf das Werk böse, dem er schlecht gedient habe, und auf Herrn Stanley, den er beneide. Er habe geglaubt, daß er mit Hülfe seines Pamphlets den Ruf des Forschers habe vernichten und den Erfolg des Unternehmens schädigen können. Und das nur, um seinen Zorn zu befriedigen!

Stanley contra Tisdel.

Während des Druckes des Vorstehenden erhalte ich von derselben Seite, die mir die Vertheidigung Stanley's zugesandt hat, die Abschrift eines andern an den Herausgeber des „New York Herald" gerichteten Schreibens Stanley's, aus London vom 22. Januar datirt, in welchem derselbe eine Anzahl der von Herrn W. P. Tisdel aufgestellten Behauptungen widerlegt.

Herr Tisdel ist bekanntlich nach Beendigung der Berliner Conferenz von der Regierung der Vereinigten Staaten als Regierungscommissar nach dem Congo geschickt worden, um an Ort und Stelle

die Verhältnisse kennen zu lernen und über dieselben zu berichten. Sein Bericht schildert die Zustände am Kongo, ähnlich wie derjenige Dr. Pechuël-Loesche's, in nichts weniger als günstiger Weise und wird auch wiederholt von diesem citirt, berechtigerweise, da Herr Tisdel die Reise in officieller Eigenschaft gemacht hat und man deshalb annehmen sollte, daß er die beste Gelegenheit gehabt und benutzt hat, um sich über alle einschlägigen Verhältnisse genau zu informiren. Nach dem mir vorliegenden Briefe Stanley's scheint das allerdings nicht der Fall gewesen zu sein, vielmehr Herr Tisdel sich seine Aufgabe so leicht wie möglich gemacht und nur eine mehr als oberflächliche Untersuchung vorgenommen zu haben.

Es würde zu weit führen, das ganze Schreiben Stanley's wiederzugeben, indeß möchte ich einige der wichtigsten Punkte aus demselben und insbesondere diejenigen, auf welche auch Herr Dr. Pechuël-Loesche in seiner Broschüre sich bezogen hat, hervorheben, da Stanley in denselben manche auch von letzterm angezweifelte Dinge klarstellt.

Bezüglich der Träger hatte es beispielsweise in dem Tisdel'schen Bericht geheißen: „Von ihnen (den Kabindas und Loangos) ist es bekannt, daß sie keinem der Stämme im Innern des Landes angehören, weshalb man sie frei passiren läßt.... Die zu meiner Karavane gehörenden Leute waren tapfer, gehorsam und loyal." Dazu bemerkt Stanley: „Man ließ sie frei passiren einzig und allein, weil sie während sechsjähriger Dauer unsers Werkes dahin erzogen waren, daß sie Karavanen nicht belästigen. Die Kabindas und Loangos bedurften einer fünfjährigen Erziehung, ehe sie zum Marsche nach dem Innern veranlaßt werden konnten. Man kann sie deshalb nicht tapfer nennen, während ihr Gehorsam und ihre Loyalität nur der Thatsache zuzuschreiben sind, daß sie stets prompt ihren Lohn erhielten."

Ferner sagte Herr Tisdel: „Die Kosten der Beförderung von Vivi nach Leopoldville belaufen sich für die Tonne von 2000 Pfd. auf mehr als 300 Dollars.... Die Kosten für die Beförderung von Banana nach Vivi betragen etwa 75 Dollars die Tonne. Für die Reise von Europa nach Banana kann man gern noch weitere 25 Dollars «hinzurechnen»." Darauf erwidert Stanley: „Für die Beförderung von 35 Traglasten im Gewicht von je 65 Pfd. von Vivi nach Leopoldville hat man je 12 sh. 6 d., sowie für die Rationen von 35 Trägern je 12 sh. 6 d. zu bezahlen, insgesammt

also 43 £ 15 sh.; rund 44 £ sind aber (1 Pfd. St. = 5 Dollars gerechnet) 220 Dollars. Ferner bezifferten sich die Gesammtkosten des Dampfers «Belgique», einschließlich derjenigen für Offiziere, Mannschaft, Lebensmittel, Oel, Kohlen und Abnutzung, monatlich auf 1275 Dollars. Das Boot beförderte monatlich 150 Tonnen Ladung nach Vivi, sodaß die Fracht sich auf nur 25,50 Dollars stellte. Nach Mr. Tisdel würden, die Fracht zu 75 Dollars per Tonne gerechnet, die Betriebskosten des Dampfers sich auf monatlich 10250 oder jährlich 123000 Dollars stellen!!! Die Fracht von Europa nach Banana schwankt zwischen 9 und 11 Dollars per Tonne. Steinkohlen werden in Banana zu 2 £ 16 sh. 6 d. = ca. 13,75 Dollars die Tonne verkauft; für große Quantitäten Ladung könnte man heute in Liverpool zur Frachtrate von 6 Dollars per Tonne abschließen."

Ganz entschieden bestreitet Stanley die Behauptung Tisdel's, daß alles, was die Beamten der Association gebrauchen, von Europa komme; die Association sei zwar außerordentlich liberal in dem, was sie den Beamten liefere, aber es gebe eine Grenze. Diejenigen am untern Kongo erhielten ihre Lebensmittel hauptsächlich aus Europa und machten sich deshalb nicht die Mühe, nach denselben zu fourragiren, dagegen bekämen die Beamten am obern Kongo nur solche Artikel wie Thee, Kaffee, Zucker, condensirte Milch, eingemachte Früchte, gelegentlich eine Kleinigkeit Wein und einige Blechbüchsen mit Mehl. Bezüglich der Angabe Tisdel's, „die wiederholten Behauptungen, daß alle Arten tropischer Früchte, Gemüse, Rinder und Schafe im Ueberfluß erzeugt würden, entbehren in Wirklichkeit der geringsten Begründung", erklärt Stanley, „alle Arten tropischer Früchte" sei Uebertreibung, doch würden diejenigen Arten, welche erhältlich seien, in seinem Werke besonders erwähnt. Gemüse könne man in Kinschassa und Bolobo bauen und habe man dort gebaut, wie auch in Leopoldville für den Bedarf genügend davon gewachsen sei. Wo Schafe im Ueberfluß vorhanden, sei ebenfalls besonders angegeben.

Weiter heißt es in dem Schreiben: „Tisdel's Bericht: «Der Reisende im Kongothale muß bis an den Gürtel durch Sümpfe waten.» Das ist eine absurde Unwahrheit. «Und dann durch ein ungeheueres Gebiet wüsten Landes.» Durch Gebiete unbevölkerten Landes von 3—6 Meilen Breite würde genau sein, «ungeheuere Gebiete» und «wüstes Land» sind vollständig unwahr."

„Tisdel's Bericht sagt: «Die Stationen an den Stanley-Fällen und am Aruwimi sind wegen der wiederholten Angriffe auf dieselben seitens der Araber und eingeborenen Händler aufgegeben worden.» In diesem einen Satze finden sich fünf verschiedene Unwahrheiten. Die Station bei den Stanley-Fällen ist nicht aufgegeben worden. Die Aruwimi-Station ist noch gar nicht angelegt. Weder die Araber noch die eingeborenen Händler haben je die Stationen an den Fällen oder am Aruwimi angegriffen, und überhaupt gibt es in jenen Gegenden gar keine eingeborenen Händler."

„Dann schreibt Tisdel in seinem Bericht: «Bolobo ist längere Zeit von mehrern hundert Eingeborenen belagert und wird baldigst aufgegeben werden müssen.» Bolobo ist noch nie belagert worden und keineswegs aufgegeben."

Eine andere, auch von Dr. Pechuël-Loesche citirte Stelle im Berichte Tisdel's lautet: „Jenseit Stanley-Pool ist ein zu der Association gehöriger Europäer oder eine Karavane bisjetzt niemals auf irgendwelche Entfernung vom Hauptstrom vorgedrungen, ausgenommen in Booten, und die Ausforschungen haben blos am Kongo entlang und für eine kurze Strecke an einem oder zwei Zuflüssen stattgefunden." „Das ist", bemerkt Stanley, „eine Unwahrheit." Destraint, Masari, Hanssens, Boshart, Spencer Burns, Mikič, Lehrmann, Elliott haben zwischen dem Kongo und dem Gordon-Bennett und dem Niaddi-Fluß ein Gebiet von 45000 Quadratmeilen gründlich erforscht und das Resultat davon ist eine sehr werthvolle Karte der ganzen Region. Auf dem obern Laufe des Flusses war es, solange so viel Wasser zu exploriren war, nicht erforderlich, das Innere zu erforschen, jedoch bin ich vor Juli 1882 den Kwa-Fluß hinaufgefahren und habe den Leopold II.-See entdeckt und umschifft. Später habe ich einen Theil des Uruki, Bijerre, Itimbiri und Lukanga erforscht und jede Bai und Bucht des Mantumba-Sees untersucht. Seit meiner Rückkehr ist Wißmann den Kassai herabgefahren und Dr. Wolff hat die Flüsse Uruki und Lulungu erforscht."

An einer andern Stelle citirt Dr. Pechuël-Loesche aus dem Berichte Tisdel's das Folgende: „Herr Stanley hat von der Nachbarschaft der Fall-Station (auf 25° östl. L.) 150 Zähne mitgebracht. Die Agenten der Association sind nur fähig gewesen, 80 Zähne im letzten Jahre zu erwerben." „Ich brachte", schreibt Stanley an den „Herald", „von der Station Stanley-Fälle

29 Zähne mit, die unsern arabischen Gästen gehörten. In Stanley-Pool fand ich, daß die politische Nothwendigkeit unsere Agenten im Jahre 1883 gezwungen hatte, den dringenden Wunsch der Eingeborenen zu erfüllen und ihnen etwa 120 Zähne abzukaufen. Als ich im März im Begriff stand, mit einer großen Karavane nach Vivi zurückzukehren, leerte ich das Elfenbeinlager und nahm etwa 3 Tonnen mit nach der Küste. Es war Befehl gegeben worden, keinen Elfenbeinhandel zu treiben, weil es nicht möglich war, das Elfenbein sicher nach der Küste zu befördern, außer wenn eine größere Schar von Sansibarern den Heimweg antrat. Die Agenten haben nur die Erlaubniß gehabt, Elfenbein zu erwerben, und auch nur, wenn die Politik den Ankauf erheischte."

Bezüglich der Bodenverhältnisse sagt der Bericht Tisdel's: „Das Land ist eine ungeheure Region von Sand- und Thonhügeln." Dazu bemerkt Stanley: „Die Begriffe Mr. Tisdel's bezüglich des Wortes «ungeheuer» weichen von den meinigen ab. Das ganze Areal der See- und Gebirgsregion zwischen dem Meere und dem obern Kongo ist nicht größer als 33000 Quadratmeilen, und auf ein so beschränktes Gebiet ist das Wort «ungeheuer» nicht anzuwenden. Eine Region von Sand- und Thonhügeln mit nur einem Viertel dieser Ausdehnung ist im ganzen Gebiet des westlichen äquatorialen Afrika, von dem südlichen Ufer des Tschadsees bis zu den äußersten südlichen Quellen des Kongo, nicht zu finden. Da letzteres ein Areal von 2 Millionen umfaßt, so ist das Wort «ungeheuer» hier mit Recht anzuwenden.

Auf die Behauptung Tisdel's bezüglich der Waldungen: „Mit einer Ausnahme gibt es keine mit stattlichen Bäumen bestandene Landschaft zwischen Ponta da Lenha und Stanley-Pol. Ich meine den Masamba-Wald", antwortet Stanley: „Mit stattlichen Bäumen bestandenes Land im Sinne eines amerikanischen Fichtenwaldes, nein; im Sinne eines englischen oder schottischen Waldes, ja — mit dem Walde von Njongena, der südlichen Bundi-Schlucht, auf den Lama-Lankori- und den Sabuka-Hügeln. In den Schluchten findet man Ueberfluß an schönem Holz. Man vergleiche in meinem im Jahre 1878 veröffentlichten Werk «Durch den Dunkeln Welttheil» die Beschreibung des Landes in der Nähe von Nzabi, wo ich in einem Walde zwei prachtvolle Bäume fand, aus denen ich Canoes von 54 Fuß Länge und 33 Zoll Breite anfertigte. Insgesammt muß ich mich, um die Wagenstraße anzulegen, durch

15 Meilen Wald gehauen haben. Mr. Tisdel kann Stanley-Pool nicht erreicht haben, ohne Spuren von unserer Arbeit zu sehen."

„Die Sterblichkeit unter den Weißen, die in den Dienst der Association getreten sind" — heißt es ferner im Tisdel'schen Bericht — „ist fürchterlich gewesen. Niemals habe ich in irgendeinem andern Lande Aehnliches gekannt . . . Die Todtenliste der Weißen entlang meiner Marschroute war entsetzlich." Darauf erwidert Stanley: „Ich habe im zweiten Bande meines Werkes «Der Kongo» die officielle Zahl der Todesfälle angegeben, wie sie mir im Augenblick, als das Buch zur Presse ging, mitgetheilt worden ist. Ich werde jetzt noch mehr thun und die Namen aller derjenigen nennen, welche von der Zeit unserer Landung am Kongo im August 1879 bis zum 19. Juli 1885, bis 5 Monate nach Veröffentlichung meines Werkes und 9 Monate nach dem Datum der letzten Berichte, die ich damals hatte, gestorben sind." Er gibt darauf folgende Verzeichnisse:

Officielle Liste der Todesfälle unter den Agenten der Association.

Von August 1879 bis August 1885.

Name	Rang	Nationalität	Todestag	Todesursache
1. Hubert Petit	Maschinist	Belgier	30. Sept. 1879	Krankheit
2. Deane	Maschinist	Schotte	14. Mai 1880	"
3. Martin Martenson	Matrose	Däne	20. Juni 1880	"
4. Louis Hebrans	Schmied	Belgier	17. Sept. 1880	"
5. Th. Geoffroy	Maschinist	Holländer	10. Oct. 1880	"
6. John Kirkbright	Commis	Engländer	16. Nov. 1880	"
7. Paul Neve	Maschinist	Belgier	17. Juni 1881	"
8. Walter Illingworth	Diener	Engländer	3. März 1883	"
9. Emile Parsoury	Lieutenant	Belgier	24. März 1883	"
10. Nikolas Grang	Lieutenant	Belgier	11. April 1883	"
11. Joseph van de Velde	Lieutenant	Belgier	23. Mai 1883	"
12. Aug. Persyn	Kapitän	Belgier	24. Juli 1883	"
13. Karl Dahlgren	Maschinist	Schwede	Dec. 1883	"
14. Fred. Orban	Lieutenant	Belgier	22. Dec. 1883	"
15. Henri Wensel	Maschinist	Belgier	12. Jan. 1884	"
16. Emile Liljewall	Lieutenant	Schwede	19. Febr. 1884	"
17. George Wise	Maschinist	Engländer	5. April 1884	"
18. James Brown	Maschinist	Schotte	23. April 1884	"
19. James Milne	Matrose	Engländer	3. Juli 1884	"
20. Ernest Courtois	Apotheker	Belgier	14. Aug. 1884	"
21. Franc. Flamini	Maschinist	Italiener	31. Juli 1884	"
22. Barforth Magnus	Offizier	Schwede	14. Oct. 1884	"
23. Oscar Stroebelt	Arzt	Deutscher	21. Nov. 1884	"
24. Leon Stewart	Agent	Belgier	6. Dec. 1884	"
25. Edmond Hanssens	Kapitän	Belgier	28. Dec. 1884	"
26. Edward Edwards	Commis	Engländer	4. Febr. 1885	"
27. Spencer Burns	Agent	Engländer	1. März 1885	"
28. German Destrain	Unteragent	Belgier	30. März 1885	"

Name	Rang	Nationalität	Todestag	Todesursache
29. James Nicholls	Matrose	Engländer	22. April 1885	Krankheit
30. Joseph Roubinet	Maschinist	Belgier	8. Mai 1885	"
31. William Casman	Unteragent	Belgier	14. Mai 1885	"
32. Petersson	Gärtner	Schwede	19. Juli 1885	"

Officielle Todtenliste in der Kuilu-Provinz.

Name	Rang	Todestag	Todesursache
33. von Schaumann	Lieutenant	Juli 1883	Krankheit
34. Manning	Matrose	Juli 1883	"
35. Haines	Matrose	12. Oct. 1883	"
36. Phillips	Kapitän	23. Dec. 1883	"
37. Marquis Buonfanti	Agent	3. Juli 1885	"

Plötzliche Todesfälle.

Name	Rang	Todestag	Todesursache
38. William Hill	Maschinist	Juni 1882	Im untern Kongo ertrunken.
39. Kalina	Lieutenant	1. Febr. 1883	In Stanley-Pool ertrunken.
40. Napoleon Luksic	Offizier	18. März 1883	Selbstmord.
41. Een	Matrose	18. April 1883	Schlaganfall bei der Landung am Kongo.
42. Eugene Janssen	Lieutenant	12. Juli 1883	Im obern Kongo ertrunken.
43. Ant. Andersen	Seemann	März 1884	Im untern Kongo ertrunken.
44. Gamble Keys	Unteragent	16. Aug. 1884	Von einem Büffel getödtet.
45. Louis Amelot	Unteragent	1. Dec. 1884	Unkluges Abenteuer.
46. James Bennie	Maschinist	1. Febr. 1885	Selbstmord.
47. Alb. Martin	Zimmermann	1. Febr. 1885	Von einem Krokodil erfaßt.
48. Paul Hintze	Offizier	11. Febr. 1885	Schlangenbiß.

Er fährt sodann fort: „Von der Gesammtzahl der im Sold der Association stehenden Agenten und Beamten starben also am Kongo 32 infolge von Krankheit und 10 infolge von Unfällen. In der jetzt französisch gewordenen Kwilu-Niadi-Provinz starben 5 Agenten infolge von Krankheit, 1 durch einen Unfall. Zusammen 47, sämmtlich innerhalb 6 Jahren, von August 1879 bis August 1885."

Mr. Tisdel behauptet ferner: „Während einer Periode von 6 Jahren hat der Präsident der Association ungefähr 600 Weiße engagirt, drei Jahre in Afrika zu dienen. Nur 5 von dieser großen Zahl sind bisher fähig gewesen, ihre volle Vertragszeit dort zu verweilen" —, während Mr. Stanley an den „Herald" schreibt: „Die officielle Zahl der sämmtlichen von der Association bis Ende des

Jahres 1885 beschäftigten Agenten ist 298, von denen 37 — 15 Belgier, 12 Engländer, 1 Däne, 4 Schweden, 2 Italiener, 1 Deutscher, 1 Oesterreicher und 1 Holländer — gestorben sind. Die volle Vertragszeit ist, wie ich zugebe, zu lang für ein neues Land wie Kongo. Die britische Regierung läßt ihre Offiziere nur 12 Monate an der westafrikanischen Küste bleiben, worauf ihnen ein sechsmonatlicher Urlaub mit halber Gage gewährt wird. Allein trotz dieser ungewöhnlich schweren Vertragszeit haben folgende dieselbe vollständig ausgehalten:

1. Stanley
2. Swinburn.
3. Christopherson.
4. Anderson.
5. Flamini.
6. Coquilhat.
7. Vangele.
8. Lehrmann.
9. Dr. Allard.
10. Boulanger.
11. Drees.
12. Schnoor.
13. Teuß.
14. Valcke.
15. De Kuyper.
16. Van den Heuvel.
17. Mikič.
18. Légat.
19. Shaw.
20. Tugman.
21. Monet.
22. Naets.
23. Delcommune.
24. Saulez.
25. Hurt.
26. Destraint.

„Ende dieses Monats wird diese Liste noch durch 20 weitere Namen ergänzt werden. Wie schon bemerkt, beträgt die Gesammtzahl der Todesfälle infolge von Krankheit 37 oder 12½ Procent für den Zeitraum von 6 Jahren oder etwas mehr als 2 Procent pro Jahr oder 20 pro Mille. Kann Neuyork bessere Verhältnisse aufweisen? Und doch will ich damit nicht sagen, daß der Kongo so gesund ist wie Neuyork. Diese geringe Sterblichkeitsziffer ist der Thatsache zuzuschreiben, daß bei schweren Krankheitsfällen sofort Krankenurlaub ertheilt wurde. Wir haben indeß noch viel zu lernen. Der Kongostaat ist noch kein Jahr alt. Weisheit ist gesammelte Erfahrung, und mit der Zeit werden wir ohne Zweifel lernen, wie diese Sterblichkeitsziffer noch zu verringern ist."

Die Behauptung Mr. Tisdel's: „Die Association besitzt oberhalb Stanley-Pool nur zwei kleine Dampfer", weist Stanley mit den Worten zurück: „Die Association hat dort 4 Dampfer: «En Avant», «Royal», «A. J. A.» und «Le Stanley», letzterer von 30 Tonnen Gehalt, sowie 3 Stahlleichter."

„Ich könnte noch viel mehr schreiben", schließt Stanley seinen Brief. „Ich könnte Ihnen Briefe vom Kongo schicken, in welchen die lächerliche Haltung des Regierungscommissars" (Tisdel) „während seines nur zu kurzen Aufenthalts am Stanley-Pool geschildert, von den ihm zu Ehren verschwenderisch abgefeuerten Artilleriesalven, von seinen hochtönenden Worten und den vielen jedermann gegebenen Versicherungen, daß er mein Ruin sein und bei seiner Rückkehr große Sensation machen würde, von seiner Abneigung, Berlin zu verlassen, bis der Gesandte der Vereinigten Staaten ihm höflich andeutete, es sei Zeit, seine commerzielle Mission nach dem Kongo anzutreten, von seiner eiligen Abreise vom Stanley-Pool nach nur zweitägigem Aufenthalt daselbst und von vielen andern interessanten und lehrreichen Dingen berichtet wird; allein ich bin — um die Worte Mr. Tisdel's zu gebrauchen — «mir bewußt, meine Pflicht gethan zu haben», dem amerikanischen Publikum und Ihnen gegenüber, indem ich die zahlreichen schwachen Punkte in dem als unantastbar gerühmten Berichte hervorgehoben habe."

Ich habe in Vorstehendem dem neuesten Schreiben Stanley's in der Hauptsache nur diejenigen Punkte entnommen, welche auch von Herrn Dr. Pechuël-Loesche erwähnt worden sind; eine Menge anderer Widerlegungen würden ohne genauere Kenntniß des Tisdel'schen Berichts, der in Deutschland kaum allgemeiner bekannt sein dürfte, unverständlich sein.

Neuerdings wird verschiedenen Blättern aus Brüssel gemeldet, Stanley werde wieder in den Dienst des Kongostaates treten, während andere wissen wollen, er sei von der Kongoregierung hierzu aufgefordert worden, habe sich seinen Entschluß jedoch noch vorbehalten. Aehnliche Meldungen sind schon früher wiederholt durch die Presse gegangen, ohne Bestätigung gefunden zu haben; sollte sich die Nachricht aber als wahr erweisen, so wäre die Wiederanstellung Stanley's seitens der Kongoregierung wohl die glänzendste Genugthuung, welche ihm gegenüber den vielen wider ihn erhobenen Beschuldigungen überhaupt zutheil werden könnte, eine Rechtfertigung, die auch seine entschiedensten Gegner zum Schweigen bringen würde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Herrn Stanley's Partisane

und

meine offiziellen

Berichte vom Kongolande.

Von

Dr. Pechuël-Loesche.

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger.
1886.

Herr Stanley hat mich unprovocirt zuerst, und zwar in seinem Buche: „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates" durch Angriffe herausgefordert, die um so empörender waren, als sie nichts weniger als die Wahrheit enthielten.

Darauf habe ich mich in einer Broschüre gewehrt: „Herr Stanley und das Kongounternehmen".

Als ich, der Einzelne, es damals wagte, einer mächtigen, in der Wahl ihrer Mittel nicht beschränkten Genossenschaft entgegenzutreten, mußte ich erwarten, daß dieselbe schonungslos gegen mich vorgehen würde. Ich trug Sorge, gerüstet zu sein.

Endlich, nachdem fast drei Monate vorübergegangen, ist eine beachtenswerthe Kundgebung erfolgt. Aber nicht der von mir getroffene Held des Kongo und des eigenen Buches, sondern Herr Wauters, der officielle Prophet des Kongostaates, dem man zu diesem Zwecke das Archiv des Ministeriums geöffnet hat, ist damit betraut worden.*) Allerdings vermag auch er nicht Thatsachen umzustoßen. Aber er braucht ja nicht, wie man es von Herrn Stanley fordern würde, auf die thatsächlichen Angaben in meiner Broschüre zu antworten.

Die in dem Artikel vorangestellten offenen und versteckten Invektiven übergehe ich; sie kennzeichnen den Gegner und seine Sekundanten. Zwei in der Einleitung aufgestellte Behauptungen will ich jedoch berichtigen.

Herr Wauters theilt seinen Lesern mit, daß ich dem Kongolande jede Zukunft absprече.

Nicht so. Ich empfehle besonnenes, schrittweises Vorgehen, Entwickelung des Nächstliegenden: der Küstengebiete, und Erforschung des Inneren. Eine Genossenschaft, welche das Geld anderer Leute für die Ausführung ihrer Pläne verlangt, muß äußerst gewissenhaft vorgehen und genaue Auskunft geben können. Letztere besteht aber nicht in Reklame.

Auf Seite 69 und 70 meiner Broschüre fasse ich mein Endurtheil kurz zusammen und halte es Herrn Stanley vor: der Forscher — dem Entdecker. Ich beschließe es auf Seite 71 mit dem unzweideutigen Satze:

*) Der Angriff ist erfolgt im Organ des Kongostaates: Le Mouvement Géographique. 24 Janvier 1886.

„Gewiß wird in einer fernen Zukunft auch der Kongostaat eine Domäne für die gesammte Menschheit werden. Wird die Geschichte dann Sie wohl nennen als den großen Mann, der die Reichthümer Centralafrikas der Menschheit dargebracht hat?"

Herr Wauters entstellt, verdreht also den Sinn meiner Aussprüche für seine Zwecke. Ich konstatire, daß des Gegners Behauptung eine Unwahrheit enthält. Die erste.

Herr Wauters schreibt ferner über Herrn Stanley's Stellung zu meiner Broschüre:

„Der große Erforscher &c. &c. hielt es nicht für nöthig, diese interessirten und gehässigen Angriffe aufzunehmen."

Doch, er hat es gethan. Herr Stanley hat gleich nach dem Erscheinen meiner Broschüre durch die Tagespresse verkünden lassen, daß er in der „Gartenlaube" antworten würde. Er hat die Antwort wirklich verfaßt und an die Redaktion der „Gartenlaube" eingesendet, sie aber in letzter Stunde, als sie bereits abgesetzt war, zurückgezogen. (Siehe Notiz, „Gartenlaube" 1885 Nr. 52.)

Ferner hat Herr Stanley sich beeilt, in zwei weiteren Aufsätzen gegen mich zu schreiben, und hat diese an die Redaktion des „New York Herald" gesendet. Sie sind abgedruckt in Nummern vom 29. November und 13. December 1885 dieser Zeitung. Es sind Schmähartikel, die von der deutschen Presse nicht beachtet wurden. Zu bedauern ist dies nur darum, weil meinen Lesern nicht bekannt geworden ist, was und wie Herr Stanley erwidert hat, nachdem er mich durch seine Angriffe zur Nothwehr gezwungen. Während er also hier vom Kampfplatz wegblieb, machte er in weiter Ferne, jenseits des Oceans seinem Grimme zu zweien verschiedenen Malen Luft. Er hat es also durchaus nicht, wie Herr Wauters behauptet, „nicht für nöthig gehalten, diese — Angriffe aufzunehmen", sondern drei Schriften gegen mich verfaßt: davon die eine, für deutsche Leser bestimmte, unterdrückt, die zwei andern in Amerika veröffentlicht.*)

Herr Wauters, der officiell ausgerüstete Kämpe, der Genosse und Waffenbruder Stanley's, kann nicht schlecht unterrichtet sein. Wiederum konstatire ich, daß ein wichtiger Satz aus des Gegners Schrift eine Unwahrheit enthält. Die zweite.

---

*) Ich fordere Herrn Stanley auf, die unterdrückte Antwort, welche sich in den Händen der Redaktion der „Gartenlaube" befindet, in Deutschland voll und ganz zu veröffentlichen. Hic Rhodus, hic salta. Ich lebe der Hoffnung, daß diese Entgegnung ein Seitenstück sein mag zu seinen vor der Drucklegung thunlichst von Invektiven gereinigten transatlantischen Schmähartikeln; daß sich Herr Stanley darin in einem Selbstportrait ohne Schminke den deutschen Lesern vorführen wird.

Herr Stanley, dessen Name Alles oder Nichts für den Kongostaat bedeutet, muß den Muth haben, diese Antwort drucken zu lassen. Die Schriften eines so weltberühmten Mannes gehören der Geschichte an wie seine Thaten.

Im Uebrigen will Herr Wauters meine Gesinnungsart verdächtigen, nicht meine Broschüre widerlegen. Er sucht dies zu erreichen, indem er

erstens: dem Leser zunächst seine Meinung über mich aufdrängt, mich mit Schmähungen überhäuft;

zweitens: indem er eine Anzahl Sätze, die zweckvoll aus einigen meiner am Kongo verfaßten Reisebriefe herausgeschält sind, anderen ebenso behandelten Sätzen meiner Broschüre gegenüberstellt, und nun dem Leser zuruft: hier, überzeuge Dich von der Wandelbarkeit des Urtheiles, von der Gesinnungslosigkeit dieses Mannes.

Da ich die Invektiven nicht beachten will, bleibt mir übrig, den zweiten Theil des Angriffs abzuwehren, welcher nur im Ministerium des Kongostaates unter Benutzung des Archivs verfaßt sein kann. Untersuchen wir, wie daselbst die Waffen geschmiedet worden sind.

Eine Gegenüberstellung einzelner aus allem Zusammenhang gerissener Sätze ist an sich schon eine verwerfliche Methode, umfangreiche Arbeiten zu vergleichen. Eingedenk Talleyrand's bekannten Ausspruches, hat man sie erwählt, als die einzige, die einigen Erfolg versprach.

Wenn ein Forscher ein Land durchreist, nimmt er, besonders bei schnellem Vorgehen, eine Fülle mannigfaltig wechselnder neuer Eindrücke fast regellos in sich auf, von denen bald die eine, bald die andere, besonders aber die gegensätzlichen in den Vordergrund treten. Stück für Stück lernt er im Vormarsch das Land kennen. Von Fall zu Fall gewinnt er neue Anschauungen, ergänzt und berichtigt er früher gesammelte Erfahrungen. Seine in bestimmten Abschnitten und immer unter schwierigen Umständen verfaßten Reiseberichte geben das eben Erlebte und Erfahrene wieder. Demnach enthalten sie bloß vorläufige Urtheile, die überdies noch räumlich wie zeitlich beschränkt sind. Ein endgültiges Urtheil über Art und Werth aller von ihm bereisten Gebiete und über die daselbst herrschenden Zustände vermag der Forscher erst dann abzugeben, wenn er seine Eindrücke abgewogen, wenn er seine Notizen durchgearbeitet, verglichen, kritisch gesichtet hat. Kein Forscher wird seinen Reiseberichten den Werth allgemeingültiger Urtheile zugestehen; Andere dürfen es auch nicht.

Jedenfalls ist es unzulässig einzelne Sätze aus Reisebriefen, die im Jahre 1882 am Kongo geschrieben wurden, einzelnen Sätzen eines im Jahre 1885 veröffentlichten Gesammturtheiles entgegenzuhalten.

Man reißt aber diese Sätze sogar nur aus Briefen, die vor und gleich am Beginne meiner Führerschaft geschrieben, nur Erlebnisse und Beobachtungen in Vivi sowie während des ersten eiligen Marsches von Vivi nach Manyanga schildern, also bloß für den zuerst und flüchtig gesehenen Bruchtheil des Gebietes gelten können.

Selbst bei dieser Wahl vermögen die Gegner jedoch nur künstlich Widersprüche zu konstruiren, indem sie nicht bloß die sinnbegrenzen-

den Vorder- und Nachsätze sowie ganze wesentliche Abschnitte unterdrücken, sondern auch Worte wie Sätze falsch anführen.

Das habe ich zu erweisen.

Die betreffenden Briefe, gerichtet an Herrn Colonel Strauch, den Präsidenten der Association, zuerst in deutscher, dann in englischer Sprache geschrieben, füllen über zwanzig Seiten in Großquart.

Um irgend welchen ferneren Verleumdungen im Voraus zu begegnen und um in treffendster Weise meine Thätigkeit im Kongolande zu kennzeichnen, meine Gesinnung vor jeder ferneren Verunglimpfung zu bewahren, werde ich nun meine ganze Correspondenz veröffentlichen. Denn: Herr Wauters ist offiziell zum Kampfe ausgerüstet worden; ihm ist das Archiv des Kongostaates zur Verfügung gestellt worden. Man ernte nun, was man gesäet.

Vorläufig bin ich bereit, die Originale der angezogenen Reisebriefe Jedermann, der Einsicht nehmen will, vorzulegen.*) Darum genügt es hier, aus ihnen bloß die Sätze und Abschnitte wiederzugeben, welche die Citate der Gegner ergänzen und berichtigen.

Erzreichthum.

Das aus dem an Herrn Colonel Strauch gerichteten, Vivi 5. Juni 1882 datirten Briefe gerissene Citat betont, daß die im nächsten Gebiete um Vivi bis zu den Yelalaschnellen vorhandenen Eisenerze von Bedeutung werden können,

> „sobald es erst besser erschlossen, und Feuermaterial wie Arbeitskräfte zu erlangen sind;"

die Gegner nehmen sich die Freiheit, statt:

> „es erst besser erschlossen"

zu citiren:

> „es bessere Kommunikationsmittel besitzen wird".

Das steht nicht in meinem Berichte. Dagegen lassen die Gegner die nächsten wichtigen Sätze aus demselben weg, dessen erster besagt, daß ich unter Erschließen hier speciell das Untersuchen des Gebirges auf Mineralschätze verstehe; dessen zweiter folgendermaßen lautet:

> „Wenn nicht Edelmetalle gefunden werden, würde sich allerdings jetzt schon eine Ausbeutung nicht lohnen."

Den für ihren Zweck präparirten Satz stellen sie nun dem aus meiner Broschüre (Seite 58) gegenüber:

> „Ohne Zaudern und Einschränkung rühmen Sie die Mineralreichthümer: „Eisen in Ueberfluß". Kennen Sie auch Eisenerze, Herr Stanley?"

*) Diese Briefe sind mittelst eines Manifold-Writers geschrieben, wodurch in unantastbar chronologischer Ordnung folgende und bis auf das Tüpfelchen identische doppelte und dreifache Originale erzielt werden.

Man vergleiche, wie im Organ des Kongostaates „Le Mouvement Géographique“ auch dieser Satz wiederum für die Polemik präparirt worden ist. Zudem wird auch hier der unmittelbar folgende, mein Urtheil bedingende Satz weggelassen:

> „Dieses allenthalben im Lande vertheilte Eisen würde selbst an den reichsten Lagerstätten nur dann einigen Werth besitzen, wenn die Kohlen gleich daneben lägen.“

Daraus ergiebt sich eine vollkommene Uebereinstimmung beider berichtigten Citate. Um eine Abweichung, einen Widerspruch konstruiren zu können, hat man beide Citate zweckentsprechend abgeändert.

Zur Bekräftigung meines Endurtheiles in der Broschüre will ich nur noch bemerken: Nach Abschluß meiner späteren Untersuchungen wußte ich mit Sicherheit, daß Feuermaterial nicht vorhanden ist. Es zur Verhüttung der Eisenerze nach dem Kongo zu schaffen, würde sich nur lohnen, wenn das Eisen sich im Hohofen in Silber oder Gold verwandelte.

Fruchtbarkeit und Hilfsquellen.

Hier benutzen die Gegner als Waffen hauptsächlich eine Anzahl bald dem einen bald dem anderen Abschnitte eines zwölf große Quartseiten füllenden Briefes angehörender Sätze, die sie nicht nur willkürlich aus dem Zusammenhange lösen, sondern auch willkürlich zusammenstellen. Außerdem verwenden sie dieselben derartig an verschiedenen Stellen der Polemik, als ob sie sich auf ganz verschiedene Oertlichkeiten des großen Kongolandes bezögen. So hat man sich allerdings ein recht brauchbares Mosaik von Citaten angefertigt. Ueberdies sind Bruchstücke desselben wiederum — mindestens ganz falsch übersetzt.

In dem solchergestalt geplünderten Schreiben*) berichte ich, nachdem ich am Beginne meiner Führerschaft in eiligem Marsche am nördlichen Kongoufer nach Manyanga gelangt war, (Broschüre Seite 26) über die in der eben durchzogenen Gegend empfangenen Eindrücke — selbstverständlich doch aber nicht über die Gebietstheile, die ich erst später kennen lernte, erst in späteren Briefen beschrieb. Also einen kleinen Theil schildere ich, nicht das Ganze.

Dieser Landstrich lag noch dazu außerhalb der Bahn der Expedition; denn diese benutzt zwischen den beiden Stationen Isangila-Manyanga den Wasserweg. Bisher hatten die von mir begangene Strecke nur zwei englische Missionare, die Herren Bentley und Crudgington (dieselben, die vor Herrn Stanley bis zum Pool vorgedrungen waren),

---

*) Datirt Manyanga 13. August 1882, nicht 15. August, wie Herr Wauters angiebt, und gerichtet an Herrn Colonel Strauch, Präsidenten der Association.

Herr de Brazza und von der Expedition bloß Herr Lindner zurückgelegt.

Außer meinem Gefährten, Herrn Teusz, hatte ich nur 21 Leute bei mir (Broschüre Seite 26). Daß ich für diese kleine Schaar, nach einer gut ausgefallenen Regenzeit und bei stetiger Ortsveränderung mit geringen Mitteln Nahrungsmittel im Ueberfluß beschaffen konnte, ist doch wohl begreiflich — zumal ich mich in einer von der Expedition überhaupt nicht berührten Gegend bewegte. Was der zuletzt betonte Umstand zu bedeuten hat, wird sich weiter unten zeigen. So sind also meine Angaben in ganz relativem Sinne aufzufassen: wovon einige zwanzig Leute sich überreich sättigen können, das würde doch die fünf- oder zehnfache Anzahl nicht satt machen — namentlich dann auch gar nicht zu beschaffen sein, wenn weithin die Dörfer verbrannt, die Felder verwüstet, die Eingeborenen niedergeschossen würden. Davon weiter unten!

Daß ich mit den Bewohnern jener Gegend, den Basundi, in Frieden und Freundschaft verkehrte, trotzdem mein Häuflein Begleiter so klein war, das ist doch nur ein recht günstiges Zeugniß für meine Gesinnung, für meine Art, mit Eingeborenen umzugehen. Denn die obengenannten Herren, die vor mir zu verschiedenen Zeiten das nämliche Land durchwanderten, haben nicht von Frieden und Freundschaft berichten können. Und der Führer der meinen Befehlen entzogenen 200 Sansibarer (Broschüre Seite 22, 23, 26 u. 34), welcher später desselben Weges marschirte, ist trotz seiner erdrückenden Uebermacht nicht in Güte mit den Eingeborenen fertig geworden, hat Krieg gemacht, gebrannt und getödtet.

Ich habe zunächst dargethan, auf welche kleine Landstrecke, auf welche besonderen Umstände sich der von den Gegnern geplünderte Brief bezieht. Er berichtet über mein Thun während des Zeitraumes vom 22. Juli bis zum 13. August. Nun gelten aber die gegen mich citirten Sätze keineswegs für die ganze zurückgelegte Strecke, sondern nur für ein einziges Ländlein in ihrer Mitte.

Das habe ich zu erweisen.

Das Ländlein habe ich im Jahre 1883! eingehend in der „Gartenlaube“ geschildert (Nr. 49, Seite 794) unter dem Titel: „In den Kukibuendi-Bergen“. Denn so oder Mungombe wird es am besten genannt.

Der Gegner selbst citirt:

„Die Berge im Westen von den sogenannten Kalubu-Ebenen ꝛc.“

Also ist von der begangenen Strecke Isangila-Manyanga nur ein Theil gemeint. Dieser liegt im Westen von Kalubu. Da letzteres Dorf etwa halbwegs gelegen ist, könnte der gemeinte Theil immerhin noch einige Tagemärsche lang sein. Er wird aber durch ein Wort, welches die Gegner wiederum weggelassen haben, genügend in seiner Kleinheit charakterisirt. In meinem Berichte steht so geschrieben:

„Die Berge unmittelbar westlich von den sogenannten Kalubu-Ebenen ꝛc. ꝛc."

Damit ist die Oertlichkeit scharf begrenzt. Ausschließlich die Kalubu nächstgelegene Bergkette von Kukibuendi, „dieses schöne kleine Bergland" und nichts weiter ist so günstig geschildert. Wenn nun die Gegner einen in diese Schilderung eingeflochtenen Satz citiren — und zwar willkürlich abgeändert und an anderer Stelle, als ob er sich auf ein ganz anderes Gebiet bezöge, nämlich:

„Dieses Land ist das schönste, welches ich zwischen Boma und Manyanga gesehen habe,"

so bestätigen sie doch nur, welche Vorzüge ich diesem winzigen, vielleicht 5 Kilometer breiten Landstrich zugestehe, im Vergleiche mit der ganzen Strecke von Boma bis Manyanga, der ich nichts weniger als ein so gutes Zeugniß ausstelle.*)

Die anderen diesem willkürlich abgeänderten Satze voranstehenden geben die Gegner wie folgt wieder:

„Das Land ist sehr günstig für den Handel."

In meinem Berichte steht wörtlich geschrieben:

„Dies würde eine Halbweg-Station sein zwischen Isangila und Manyanga."

So ist denn jener bedeutsame Satz durchaus falsch citirt und entstellt den Sinn des ganzen Abschnittes im denkbar höchsten Grade.

Der unmittelbar folgende Satz lautet bei den Gegnern:

„Es giebt Erdnüsse und Kautschuk in großen Quantitäten."

So aber steht er nicht in meinem Berichte, sondern wie folgt:

„Das Land würde dem Handel hauptsächlich Erdnüsse in großen Quantitäten bieten und Kautschuk."

Also die Quantität bezieht sich auf die Erdnüsse, nicht auf das Kautschuk. Dessen erwähne ich nebenbei und nie mehr nachher. Also ist abermals eine wesentliche Entstellung des Sinnes zu constatiren, die um so stärker gegen mich zeugen muß, weil der ganze voranstehende Satz „Das Land ist sehr günstig für den Handel" gefälscht ist.

Nun lassen aber die Gegner den unmittelbar folgenden Satz, der den Kernpunkt der Frage trifft, absichtlich aus, der Wort für Wort mit allen Zeichen so lautet:

„Selbstverständlich würden die Erdnüsse als Handelsartikel nicht lohnen (weil der Transport nach Vivi zu theuer ist), aber Einfluß würde gewonnen, Land könnte erworben werden ꝛc. ꝛc. in dem schönsten Stückchen Land, welches ich zwischen Boma und Manyanga gesehen habe."

Wie anders gestaltet sich nun das dem Handel gestellte Prognostikon! Diese Sätze schrieb ich überdies im Anschluß an den dem Komité

---

*) Kukibuendi ist die höchste Bergkette und empfängt darum mehr Niederschläge als die übrigen Gebiete.

gemachten Vorschlag*) (um Grundlagen für dessen Erwägung zu geben): in Kukibuendi, welches sich dazu gleich einer Oase in der Wüste weit besser als andere Punkte eignet, eine Station zu gründen: eben die Halbweg-Station. Ich hielt sie für nützlich für die auf der mittleren Kongostrecke verkehrenden Fahrzeuge, die sich daselbst besser verproviantiren könnten.

Aber angenommen, ich hätte berichtet, der Export könnte sehr groß werden, so wäre doch immer diese die Dorfschaft Kukibuendi betreffende Mittheilung nur im relativen Sinne zu verstehen. Ein großer Export von dieser Dorfschaft bliebe immer bedeutungslos für den ungeheuren Kongostaat.

In einem anderen Abschnitt desselben Paragraphen bringen die Gegner auch einen kurzen Satz über „splendide Plantagen" um Manyanga. Diesen trennen sie von einem anderen Abschnitt meines Berichtes los, den sie zerstückeln, zum Theil unterdrücken, zum Theil in falschem Sinn und Wortlaut citiren. Den schließlich übriggebliebenen entstellten Rest drucken sie in dem Paragraphen „Feindseligkeit der Eingeborenen" ab. So wird zunächst in dem Leser immer wieder der Eindruck hervorgerufen, daß ich an vielen Stellen des Berichtes über immer neue Gegenden Günstiges mittheile. Und doch spreche ich ausdrücklich in dem ersten Fall bloß von Kukibuendi, in dem zweiten bloß von Manyanga.

Der vollständige Abschnitt aus meinem an Herrn Colonel Strauch gerichteten Briefe, der sich auf das eben als Protektorat (das erste der Expedition! siehe Broschüre Seite 26/27) gewonnene Manyanga bezieht, lautet wörtlich folgendermaßen:

> „Das erworbene hügelige Territorium besitzt viele treffliche Strecken guten Landes an dem Ufer des Kongo und in den Thälern, welche gebraucht werden können zu vorzüglichen Plantagen. **Es ist eine Sache des Taktes und guten Sinnes,** die Eingeborenen des Protektorates zu nützlichen Leuten zu machen; andere Eingeborene von anderen Districten mögen ebenfalls eingeladen werden zu kommen und sich in dem erworbenen Districte niederzulassen, und ein friedliches sowie mehr fruchtbringendes Leben unter der Protektion der Expedition zu führen.
>
> „Das Protektorat ist groß und reich genug, eine glückliche Heimat für viele tausende von Eingeborenen mehr zu werden."

Den ersten Satz citirt man im zweiten Paragraphen als dritten Abschnitt korrekt.

Ich weilte, als ich ihn schrieb, zum ersten Male in Manyanga,

*) Der diesen einleitende Passus wird wiederum an anderer Stelle citirt, unter „Feindseligkeit der Eingeborenen", als ob er sich auf einen ganz anderen oder auf alle Landestheile bezöge.

und zwar seit vier Tagen. Während dieser Zeit hörte ich von dem am Stanley-Pool verübten Bubenstück (Broschüre Seite 26: der einzige vorhandene Dampfer war absichtlich unbrauchbar gemacht worden), besuchte ich die benachbarte englische Missionsstation, besichtigte die Umgegend, die Magazine und Gebäude der belgischen Station, beruhigte die Eingeborenen (da soeben wieder einmal Krieg gegen sie gemacht worden war) und überredete sie schließlich in mehreren Palavern*) sich mit ihrem ganzen Gebiete unter den Schutz der Expedition zu stellen, deren Oberhoheit anzuerkennen. Es war keine leichte Aufgabe, in so kurzer Zeit so Vielerlei durchzuführen. Darüber berichte ich in dem betreffenden Briefe an Herrn Colonel Strauch.

Die tiefliegenden Strecken des Hügellandes hielt ich nun wirklich für geeignet, nicht nur von den Eingeborenen mit einheimischen, sondern auch von europäischen Gärtnern mit eingeführten Gewächsen bepflanzt zu werden, wie es durch meine deutschen Gefährten bei Vivi geschehen (Broschüre Seite 57). So glaubte ich, daß die Besatzung den Haupttheil der Nahrung sich würde selbst erbauen können, damit nicht nach wie vor die Lebensmittel von Europa hingeschafft zu werden brauchten. Nachträglich sind diese Kultivationsversuche unter der Aufsicht eines deutschen Kunstgärtners zu Manyanga wirklich ausgeführt worden: sie sind gänzlich fehlgeschlagen.

Das genügt, mein später abgegebenes Endurtheil zu rechtfertigen.

Den sehr bedeutend verstümmelten Rest des oben angeführten Abschnittes geben die Gegner falsch wieder in dem anderen Paragraphen: „Feindseligkeiten der Eingeborenen". Den bedeutsamen Satztheil vom „Takt und guten Sinn" gegenüber den Eingeborenen, auf welchem der Nachdruck liegt, wirft man einfach bei Seite; den unmittelbar darauf folgenden giebt man in ganz falscher Lesart wieder, namentlich auch so, als ob ich im Allgemeinen von verschiedenen oder allen Stationen gesprochen hätte (des établissements) und nicht bloß von Manyanga; und schließlich spricht man von Individuen, wo ich vollkommen deutlich „Eingeborenen" geschrieben habe.

„Individuen", namentlich in jener künstlichen Zusammenstellung, könnten auch europäische Kolonisten sein, und der Leser könnte durch der Gegner Taktik wirklich zu der Ansicht verleitet werden, daß ich damals sogar die Kolonisation des Kongolandes angerathen habe.

Der Stanley-Weg.

In diesem Paragraphen citiren die Gegner zwei Stellen aus meinen an Herrn Colonel Strauch gerichteten Briefen. Die erste, gleich nach meiner Ankunft in Vivi geschrieben, rühmt Herrn Stanley's

*) Palaver werden in Westafrika feierliche Verhandlungen zwischen den Eingeborenen oder zwischen diesen und Europäern genannt. Das Wort wird im alltäglichen Verkehr auch im komischen Sinne gebraucht.

außerordentliche Leistungen bei Ueberwindung der enormen Schwierigkeiten, die vor ihm lagen. Und mit Recht. Ich war damals noch ein großer Bewunderer von Herrn Stanley, den ich noch nicht persönlich kannte, der mir wie der Expedition noch nicht alles das gethan, was ich in meiner Broschüre Seite 21—24, 27, 28 mittheile. Bis zum heutigen Tage habe ich seiner Energie und Arbeitskraft, seinen Verdiensten als Entdecker volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch in meiner Broschüre Seite 15, 45. Diese Stellen haben die Gegner freilich nicht citirt. Besonders unterdrücken sie die sämmtlichen dem Citate aus der Broschüre nachfolgenden Sätze (Seite 14, 15), welche die Art des Wegebaues genau schildern und darthun, daß der Weg keineswegs eine Fahrstraße in unserem Sinne sei.

Indem ich nun in meinem Briefe die Leistungen Herrn Stanley's besonders rühme, thue ich es, weil ich sie an den Schwierigkeiten des unwegsamen Gebirges messe. Außerdem haben die Gegner aus dem Bericht den unmittelbar folgenden und sinnbegrenzenden Satz wiederum unterdrückt, der zu dem Vordersatze gehört wie die Wurzel zum Stamme:

> „Trotzdem ist mir eines gewiß: **der Handelsweg der Zukunft wird nicht am Gebirgslauf des Kongo entlang führen.** Ich werde Ihnen baldigst eine Reihe von Farbenskizzen einsenden, die Ihnen besser als alle Beschreibungen die Eigenart des Gebirgslandes erkennen lassen werden."

Damit erst ist mein Urtheil über den Werth des Stanley-Weges als Verkehrsstraße vollständig ausgesprochen; und nun erst hat das berichtigte Citat seine wahre Bedeutung erlangt. Ich urtheilte damals am Kongo genau so wie nachmals in Europa.

Das zweite über den Stanley-Weg gebrachte Citat aus meinem Briefe enthält überhaupt keinen Widerspruch. Ich beurtheile den Werth der Straße für die Bedürfnisse der Expedition. Besonders aber im Bezug darauf, daß die durch Herrn Stanley's letzte Ordre meinen Befehlen entzogenen 200 Sansibarer (Broschüre Seite 22), anstatt der geschwächten, bedrängten und stockenden Expedition Hilfe zu bringen, zwischen Vivi und Isangila mit „dem Schneiden des Grases am Wege" beschäftigt werden, sowie „mit dem Transport eines Kessels, wozu bisher" — nämlich solange Herr Stanley Führer war — „25—40 Leute für vollständig ausreichend befunden wurden".

Die sämmtlichen zugehörigen, sinnbegrenzenden Sätze sind wiederum unterdrückt worden. Im Uebrigen mußte ich doch voraussetzen, daß das Komité wenigstens einige Kenntniß von der Art des Weges und des Transportes auf demselben besitze.

So verfahren nun die Gegner mit allen übrigen Citaten aus meinen Briefen wie aus meiner Broschüre. Man reißt sie, wie eben erwiesen, auseinander, giebt die Bruchstücke falsch wieder, unterdrückt die sinnbegrenzenden Worte wie Sätze, rundet sie willkürlich ab und ver-

wendet sie nun kunterbunt in den verschiedenen Paragraphen in der ungehörigsten Gegenüberstellung.

Bisher bin ich den Gegnern Schritt für Schritt gefolgt, um bis auf's Kleinste nachzuweisen, wie sie ihre Waffen geschmiedet haben — im Ministerium des Kongostaates: denn Herr Colonel Strauch, der ehemalige Präsident der Association, an den alle diese Briefe gerichtet sind, ist jetzt General und erster Minister des Kongostaates. Vor Allem galt es, die Art der Gegner, mit denen ich es zu thun habe, zu kennzeichnen.

Wollte ich die Methode der eingehendsten Prüfung und Widerlegung bis zum letzten Citate der Gegner befolgen, so würde der Leser lange vor Abschluß der umständlichen Beweisführung ermüden. Es bliebe immer dasselbe. So will ich denn versuchen, den ferneren Beweis summarisch zu führen, indem ich den Rest der Citate dadurch jedes in Jedem und alle in Allem widerlege, daß ich hier aus meinen stets an Herrn Colonel Strauch, jetzigen ersten Minister des Kongostaates, gerichteten Reisebriefen eine Reihe der wichtigen Aussprüche und Abschnitte mittheile, die man im Ministerium des Kongostaates nicht citirt hat.

Sie lassen keine Deutung zu. Sie beweisen am schlagendsten, welche Ansichten ich bereits vor drei Jahren am Kongo vertrat. Denn darauf kommt es ja an, da Herr Wauters und Genossen, auf Grund einer bei mir erst nachträglich und zwar hier in Europa erfolgt sein sollenden Sinnesänderung, mich der Infamie bezichtigen.

Man vergleiche auch den Umfang der folgenden Citate mit dem derer, welche, mühsam aus meinen Briefen herausgelesen, von der Genossenschaft gegen mich in das Feld geführt worden sind. Wem aber nach einer solchen Bloßstellung der Gegner immer noch ein Rest von Zweifel bleibt, den verweise ich auf die Publikation meiner Dokumente.

Handel.

Brief, datirt Banana, 11. Mai 1882; gerichtet an Herrn Colonel Strauch in Brüssel.

Bezüglich des Elfenbeines weise ich eingehend nach, daß die zur Küste gelangenden Zähne im Norden des Kongo von denen im Süden durchaus abweichen. Dann fahre ich fort:

> „Daraus ist zu schließen, daß das Elfenbein im Süden des Kongo von einer anderen Art oder Varietät des Elephanten kommt; ferner, daß ein großer Elfenbeinmarkt, eine Aufstapelung und ein Austausch von Elfenbein am Kongo nicht existirt, daß das Elfenbein den Kongo nirgends kreuzt — sonst müßten Zähne beider Qualitäten im Norden wie im Süden vorkommen.
>
> „— — Faktoreien am oberen Kongo werden das Elfenbein nirgends in nennenswerther Menge auf-

gestapelt finden, sondern müssen das kostbare Material durch auszusendende Handelslingster*) von Norden und Süden an sich zu ziehen suchen. Ist erst einmal der Elfenbeinhandel in Fluß gekommen, so wird wahrscheinlich das **allenthalben verstreute** Elfenbein den kürzeren Weg nach den Faktoreien des oberen Kongo nehmen und nur noch in geringer Menge zu den jetzt reichlich damit bedachten Küstenpunkten gelangen. Ich will nur gegen die Annahme warnen, daß etwa schon in den nächsten Jahren bedeutende Mengen Elfenbein am oberen Kongo eingetauscht werden können; große Unternehmungen bedürfen einer langen Zeit zur Reife und gerade in Afrika ist aller Anfang nicht nur schwierig, sondern auch sehr langwierig."

Mit diesem Urtheile vergleiche man irgend eine Stelle in meiner Broschüre, besonders aber die, Seite 46, 67, 68. Gewiß waren solche ketzerische Ansichten in Brüssel nicht willkommen und an dem Schreiber hatte man kein Wohlgefallen. Um dieses zu erregen, mußte man ganz anders berichten (Broschüre Seite 11, 12).

Brief, datirt Vivi, 5. Juni 1882; gerichtet an Herrn Colonel Strauch in Brüssel.

Ich bin von der Untersuchungsreise an der Küste zurückgekehrt und schreibe das Nachfolgende nicht zum wenigsten auch in Bezug auf das Treiben des in der Broschüre Seite 4—6, 24, erwähnten belgischen Kaufmannes, welcher für die Association den Handel einrichten, die versprochenen Reichthümer erwerben sollte — was überaus kläglich mißlungen ist.

„Es ist etwas Anderes: Stationen, Faktoreien aufstellen und Produkte aufkaufen, etwas Anderes: die Einrichtungen mit den geringsten Kosten zu treffen, die Produkte zu solchen Preisen einzutauschen, daß sie in Europa mit Vortheil verkauft werden können.

— — Bevor aber nicht dieses Ziel erreicht ist, bevor nicht bewiesen ist, daß die Unternehmung befriedigende Früchte trägt, sollten alle Gedanken an vergrößerte Anlagen, an nicht absolut nöthige Erweiterungen ruhen.

Der ganze jetzt bestehende Apparat arbeitet mit viel zu hohen Kosten und kann gar nicht erzielen, auch nur **die Zinsen des bisher aufgewandten Kapitales einzubringen.** Er leidet an einem höchst nachtheiligen Dualismus, an einer Verschiedenheit der Bestrebungen, an einem Mangel an Zusammenhang; das Ganze zerfällt in Einzelgruppen, die zum Theil nicht einmal Kenntniß haben von den Aufgaben

*) Lingster: ein auf Faktoreien angestellter gewandter und womöglich recht einflußreicher Eingeborener, welcher zwischen Käufern und Verkäufern vermittelt.

der andern, von den besonderen Instruktionen. Dies bedingt eine Lockerung der Beziehungen, eine Unmöglichkeit geschlossenen Zusammenwirkens, eine Kreuzung und Vereitelung manchen raschen Handelns, das von Werth wäre. Auch die persönlichen Beziehungen müssen darunter leiden. Hierzu kommt noch, daß mangelhafte oder gänzlich fehlende Kenntniß afrikanischer Zustände, Mangel an Geschäftskenntniß die Betriebskosten des Unternehmens auf eine Höhe bringen, die jedes Handelshaus an der Küste in kürzester Zeit ruiniren müßte."

Wasserkraft.

Brief, datirt Vivi, 5. Juni 1882; gerichtet an Colonel Strauch in Brüssel.

Als wegen Ausnutzung der Wasserkraft des Kongo zur Erzeugung von Elektricität ꝛc. angefragt war (Broschüre Seite 10), antwortete ich das Folgende:

„Ich kenne den Kongo bis zu den sogenannten Yelalafällen; die Benutzung seiner Wasserkraft würde selbst in Europas größten Industriegebieten nicht versucht werden. Ein Strom, dessen Ufer so unzugänglich sind, dessen Wasserspiegel alljährlich sehr bedeutenden — bis zu 6 Meter — mehrfach sich wiederholenden Schwankungen unterworfen ist, kann nur mit so ungeheuren Kosten theilweise eingefangen werden, daß unter allen Umständen die Dampfmaschine weit billigere und gleichmäßigere Arbeit leisten wird. Die Wasserkraft einzelner Gebirgsbäche ließe sich eher ausnutzen, verlangte aber auch sehr kostspielige Bauten und Fangdämme, da nach jedem Tornado für einige Stunden die zehn- bis zwanzigfache Wassermenge die Betten füllen würde; überdies schwinden während der Trockenzeit die meisten Bäche zu bloßen Wasserfäden oder versiechen gänzlich. Der Lufufluß und Vivibach sind nicht zu benutzen."

Eisenbahn.

Ueber die projektirte Eisenbahn und ihre Aussichten für die Zukunft genügt es einen einzigen Satz aus meinen Briefen hier anzuführen. Ich gebe mein Urtheil folgendermaßen:

Brief, datirt Vivi, 5. Juni 1882, gerichtet an Herrn Colonel Strauch in Brüssel:

„Eisenbahnen können konstruirt werden, aber sie würden zu den schwierigsten und theuersten technischen Werken gehören, die je ausgeführt worden sind. Selbst **Schmalspurbahnen** könnten sich hier **in Jahrzehnten nicht rentiren; was sollen sie nach ihrer Fertigstellung befördern?**"

So also und nicht anders gab ich mein Urtheil ab, das Eisenbahn und Handel zugleich betrifft. Steht der Inhalt solcher vom Kongo eingesandter Berichte, die man doch im Ministerium des Kongostaates sehr eingehend studirt haben muß, um ein paar in verfänglichem Sinne verwendbare Sätze herauszufinden, in Widerspruch mit meiner Broschüre?

Ein König wollte meine Berichte lesen; hat er sie je zu sehen bekommen? Niemand außerhalb des Kongolandes wollte oder durfte die Wahrheit hören; die Täuschung mußte aufrecht erhalten bleiben. Nun erst, da der offizielle Streiter des Kongostaates mich durch diesen Angriff von jeder Reserve entbunden hat, wird man ganz verstehen lernen, was ich in meiner Broschüre nur angedeutet habe.

Feindseligkeit der Eingeborenen.

So fassen die Gegner die Ueberschrift eines anderen Paragraphen. Die Geschichte wird ihn einst so überschreiben:

„Feindseligkeit der Expedition."

Die Gegner citiren einen langen Satz aus einem meiner Briefe. Dieser bezieht sich auf meinen Verkehr mit den Eingeborenen zwischen Isangila und Manyanga und besonders in der oben erwähnten Dorfschaft Kukibuendi (Seite 9), also in einem Gebiete, welches abseits lag von der Bahn der Expedition. Nachmals ist es auch dort anders hergegangen, wie ich oben, Seite 8 bereits angeführt. Jenem langen Satz stellt man nun ein Citat aus meiner Broschüre gegenüber, um einen Widerspruch zu construiren. Dieses Citat giebt jedoch nur in sehr milder Form die Eindrücke wieder, die ich empfing, wo ich die Bahnen der Stanley'schen Expedition kreuzte. Meine an Ort und Stelle verfaßten Berichte enthalten meine Urtheile ohne jegliche Reserve in weit schärferer Form. Das Folgende, das ich nunmehr dem offiziellen Angriffe zu meiner Rechtfertigung gegenüberhalten muß, wird darüber keinerlei Zweifel lassen.

Ich war mit meinem Häuflein auf dem Marsche nach dem Innern bei Mowa überfallen worden, war verwundet, hatte mich aber glücklich durchgeschlagen und die Station Leopoldville am Stanley Pool erreicht (Broschüre Seite 28/29). Während ich mich dort aufhielt, war stromab Krieg gemacht, eine ganze Gegend verwüstet worden. Die Eingeborenen, welche glaubten, es sei auf meinen Befehl geschehen, hatten mir den Tod geschworen. Die Verbindungslinie der Expedition war unterbrochen, auf beiden Kongoufern. Eine unter Führung eines Belgiers von Manyanga abgegangene nach Leopoldville bestimmte Karawane wagte nicht, durch das aufgeregte Land weiter zu ziehen; sie kehrte nach Manyanga zurück.

Die Verbindung mußte wiederhergestellt werden. Trotzdem meine Wunde noch offen war, wollte ich selbst diese schwierige Aufgabe lösen, um womöglich weiteres Blutvergießen zu vermeiden.

Ich kannte die Gefahr, der ich entgegenging. Vor dem Abmarsch schrieb ich darum für alle Fälle den Brief, dem ich das Folgende wortgetreu entnehme:

Bericht, datirt Leopoldville, 19. September 1882, gerichtet an Herrn Colonel Strauch, Brüssel.

„Es ist nothwendig, ein Palaver zu machen in dem Distrikt von Mowa, und Niemand als ich darf dies durchführen. Doch ist es ein sehr gefährliches Werk, da die Eingeborenen nun doppelt wüthend sind und geschworen haben, mich zu tödten und meine Haut auf ihre Kriegstrommel zu spannen — welche dem Glauben nach dadurch zu einem mächtigen Fetisch wird. Ich muß gehen, ihnen zu beweisen, daß dies nicht geschehen kann, um mit ihnen durch Palaver auszugleichen oder zu kämpfen. Da ich mich in eine sehr gefährliche Lage begebe, muß ich wiederum an die Möglichkeit denken, mein Leben zu verlieren."

„Ich muß an diese Aufgabe gehen, weil es kein anderes Mittel giebt, die Verbindung zwischen Stanley=Pool und Manyanga zu bewahren, als sie durch neue freundliche Beziehungen oder durch Gewalt zu öffnen."

„— — — So mag ich mein Leben verlieren, aber Sie werden nicht Ihr Elfenbein verlieren."

„Die Dinge stehen schlimm hier. Kann ich Ihnen nicht ferner Berichte senden, so werden Andere es thun. Beachten Sie wohl, geehrter Herr, was ich Ihnen sage: in dieser Weise kann die Expedition nicht weiter, sie muß zu Grunde gehen. Geben Sie volle Macht einem Chef; keine Instruction irgend welcher Art an Andere, als diese, daß dieselben ihre Pflicht zu erfüllen haben; und senden Sie ein Mitglied des Komités heraus, um die Angelegenheiten hier draußen wenigstens vier Monate lang am Orte zu studiren, entlang der ganzen Linie der Expedition. In anderer Weise ist es nicht möglich, die Expedition noch länger von Brüssel aus zu leiten. Irgend Jemand im Komité muß Afrika praktisch kennen.

„Ich beschwöre Sie schließlich, um eines bedeutenden und guten Mannes willen, das Folgende in die ernsteste Betrachtung zu ziehen: Die Zustände hier sehen sehr häßlich aus, die Angelegenheiten haben eine so schlimme Wendung genommen*) (und jeden Tag mögen neue und schlimmere Ereignisse eintreten), daß es gefährlich ist für Seine Majestät, noch ferner als der einzige Protektor

---

*) Durch Herrn Stanley absichtlich bewirkt, der einige 60 Sansibarer entließ und der hierdurch bedenklich geschwächten Expedition keinen Ersatz gab, sondern die 200 neu angekommenen Sansibarer der Expedition und meinen Befehlen entzog, indem er diese bedeutende Macht in der Stille einem jungen Offizier übergab. (Broschüre Seite 21,22.)

der Expedition angesehen zu werden. Vorfälle, welche hier schon vorgekommen sind und welche im Laufe der Zeit vorkommen werden, mögen von übelwollenden Personen in solcher Weise benutzt werden, daß es besser sein würde, Maßregeln zu ergreifen, damit Niemand fernerhin mit den Ereignissen den Namen eines Königs in Verbindung bringen könnte.

„Inwiefern ich meine Befugniß überschreite, indem ich Ihnen dies schreibe, wie Sie eine nicht verlangte Warnung aufnehmen wollen, weiß ich nicht, und in der That, es kümmert mich nicht. Die Umstände sind nicht derartig, daß ich Werth legen sollte auf Ihre Mißbilligung oder Ihre Zustimmung. Ich habe Ihnen meine Ueberzeugung mitgetheilt und denke, daß ich meine Pflicht gethan habe."

So schrieb ich und handelte ich angesichts äußerst bedenklicher Zustände, die ich nicht verschuldet hatte. (Broschüre Seite 32—34.)

Weiter. Der Marsch ist mir gelungen. Ich bin glücklich durch das aufgeregte Gebiet von Leopoldville nach Manyanga gelangt und habe die Verbindungslinie ohne Blutvergießen wieder hergestellt, durch Palaver mit den durch das unüberlegte kriegerische Vorgehen einiger Expeditionsmitglieder in Aufruhr gerathenen Eingeborenen. Ueber Das, was ich beachtet und erfahren, schreibe ich Folgendes:

Bericht, datirt Manyanga, 30. September 1882, gerichtet an Herrn Colonel Strauch, Brüssel.

„Die Gefahr war größer als je zuvor, weil die Bestrafung, welche die Dörfer von Mowa allein treffen sollte, ausgedehnt worden war über eine große Anzahl anderer Dörfer, welche für gesichert gegen uns betrachtet wurden, weil sie nicht Theil genommen hatten an dem Anschlag auf unser Elfenbein und mich. Trotzdem sind sie nicht geschont worden, — und so, statt eine heilsame Bestrafung zu geben, ist das ganze Land gegen uns aufgeregt worden, und der Haß gegen die Expedition ist nichts weniger als in Abnahme begriffen.

Wir sind glücklich durchgekommen, indem wir in allen Dörfern am Wege besondere Palaver mit den Häuptlingen abhielten, überall erlangend, was wir wünschten, aber gleichzeitig so viele Klagen (welche wahrhaftig nicht grundlos sind) hörend, daß ich nachgerade in eine verzweifelte Stimmung gerieth. **Kommen Sie heraus, hierher, mein Herr, und ich will Ihnen zeigen, was hier vorgeht; Sie werden einen Eindruck mit sich zurücknehmen, der Ihnen für's Leben bleiben wird. Sicherlich, diese Wilden hier draußen sind doch auch Menschen und als solche zu behandeln, und nicht wie Wildpret, darauf zu schießen, oder wie ein Haufen Bestien.**

— — — Falls die Sansibari (50 Mann) sich gut betragen, wird alles gut gehen, — wenn nicht, dann werden die Folgen dieselben sein wie überall, wo die Expedition hingelangt: Streit, Krieg, Kämpfen, Tödten, Brennen.

Ich kann nicht sogleich von hier stromab gehen. Es ist auch hier Krieg gemacht worden, vor 14 Tagen, **wieder einmal**, und die Angelegenheiten stehen nicht gut. Ich habe hier Palaver abzuhalten, weil ich keinen Krieg will und keine Nothwendigkeit dafür sehe. Angelegenheiten können für die Expedition viel günstiger in einem klug geführten Palaver, als durch Krieg oder Anwendung von Gewalt geschlichtet werden.

Das Ntandanga-Volk, mit welchem der **letzte Krieg geführt wurde, hat beschlossen, das Land zu verlassen und nordwärts auszuwandern.** Ich werde versuchen, sie zu versöhnen und ihr Vertrauen zu gewinnen und sie zu überreden, in der Nachbarschaft zu bleiben. Doch bin ich des Erfolges nicht sicher; **überall an unserer Verkehrslinie habe ich beobachtet, daß die Leute sich bereit machen, ihre Dörfer zu verlassen und aus unserem Bereich zu gelangen.** Wenn die Dinge sich so weiter entwickeln, dann wird es **mehr als ein „Karema" auch in Westafrika geben.**

Herr — hat auch Krieg gehabt in Basundilande, während des Marsches zwischen Isangila und Manyanga, nahe am Kongo.*) Ich will versuchen, auch diese Angelegenheit durch Palaver beizulegen. Herr — hatte 200 Mann! und doch wurde er attakirt — und durch das nämliche Land bin ich mit 20 Mann gegangen und habe überall einen hübschen und wohlwollenden Empfang gefunden in freundlich gesinnten Dörfern. Das ist nun auch vorbei; da ist geschossen und getödtet worden und die Expedition wird schwere Arbeit haben, dort sich wieder Freunde zu machen. Gegenwärtig kann unseren Fahrzeugen nicht gestattet werden, dort zu landen, es würde sicherlich Revanche genommen werden.

Alles dies klingt sehr traurig, geehrter Herr; wenn ich dazu komme, zu erklären und zu beschreiben, werden Sie es noch schlimmer finden. Aber Sie müssen die Wahrheit erkennen lernen, und wenn Sie nicht meine Autorität anerkennen wollen, dann werden die Thatsachen Sie in kürzester Zeit überzeugen."

*) Vergleiche oben die Abschnitte über Kukibuendi, Seite 8, 9.

So steht geschrieben in meinen vom Kongo an Herrn Colonel Strauch, jetzigen ersten Minister des Kongostaates, gerichteten Briefen. Wie anders noch lauten diese Urtheile, diese ernsten Mahnungen, als alle die Sätze in meiner Broschüre!

Aber man könnte meinen, ich hätte die Vorgänge im Kongolande zu düster angeschaut, zu herbe beurtheilt. Man könnte auch behaupten, es sei nur während meiner Führerschaft am Kongo derartig zugegangen. Von Gegnern, wie ich sie hier charakterisirt habe, darf man Alles erwarten. Darum lasse ich einen Anhang folgen, in welchem ich Theile aus Berichten abdrucke, die in jüngster Zeit am Kongo von unabhängigen, unparteiischen Reisenden geschrieben worden sind; von Forschern, die keine Ahnung haben konnten von dem Streite zwischen Herrn Stanley und mir.

Man vergleiche den Inhalt des Anhanges mit dem meiner ersten Broschüre und meiner Berichte.

Der in dem Vorstehenden abgewehrte Angriff sollte die Aufmerksamkeit von den wichtigen, in meiner Broschüre enthaltenen Thatsachen ablenken. Darum schwieg Herr Stanley — bis auf seine transatlantischen Schmähartikel. Besaß ich meine Dokumente nicht mehr, so war ich verloren; besaß ich sie noch — nun, vorläufig: semper aliquid haeret! Meinen Charakter wollte man verdächtigen, nicht meine Broschüre widerlegen. Der Ton, in welchem das Organ des Kongostaates gegen mich vorgeht, läßt klar genug erkennen, daß er aus Mangel an treffenden Gegenbeweisen angeschlagen sei.

Darum ist es von großer Wichtigkeit, „den Kern des Ganzen“ bei dieser Wendung des Gegners nicht aus den Augen zu verlieren.

Sechs Jahre lang sind die Gemüther durch eine beispiellose Reklame erregt worden; Herr Stanley und Genossen hielten es an der Zeit, daß nun auch die Geldspinden geöffnet würden. Es lag Gefahr im Verzuge! Denn wenn die unabhängigen Forscher im Kongostaate so wie bisher vordrangen und weiter arbeiteten, dann mußte das Phantasiegebilde sehr bald in Nichts zerfließen.

Da geschah es Herrn Stanley, daß er im Bewußtsein seiner unantastbaren Größe in seinem Buche auch mich, den deutschen Gelehrten, vor der gesammten Welt in acht Sprachen zu vernichten suchte. Damit zwang er mich zur Nothwehr. Und nun sind wir bereits so weit gelangt, daß „der Kern des Ganzen“ in den Hintergrund zu treten beginnt. Nicht durch meine Schuld!

Das darf er nicht. Denn nicht der Streit zwischen dem berühmtesten Entdecker des neunzehnten Jahrhunderts und einem deutschen Forscher ist die Hauptsache, sondern die Wahrheit über den Kongostaat.

Diese habe ich in meiner ersten Broschüre darzulegen versucht, — und was ich da geschrieben, ist bis heute unwiderlegt geblieben, wird unantastbar gegen alle Angriffe fortbestehen.

In meiner ersten Broschüre betone ich wiederholt, daß von dem ungeheuren Kongostaate nichts bekannt sei, als ein Theil der Flußläufe und deren Uferlinien — und auch diese nur sehr oberflächlich. Ein Staat besteht nicht aus Flußläufen, sondern aus dem Lande, welches durch dieselben entwässert wird. Die Beschaffenheit dieser Gelände kennt man nicht. Das belgische Unternehmen hat sie nie untersucht, nie betreten. Sie messen, je nachdem die Grenzen des Kongostaates gezogen, 1.5—4 Millionen Quadratkilometer, sind drei bis acht Mal größer als das ganze deutsche Reich. Erst die Kenntniß der Produktionsfähigkeit dieser Ländereien entscheidet über den Werth des Kongostaates.

Wir können nichts auf anonym verbreitete Nachrichten geben, die dieses ungeheure Unbekannte im Rahmen eines Staates rühmen und bestimmt sind, die Urtheilslosen zu täuschen. Man muß offen und ehrlich den Unternehmungslustigen, den einstigen Gläubigern des Kongostaates sagen können: das ist in wissenschaftlich begründeten großen Zügen die Eigenart Innerafrikas; hier ist die Regenzeit in der Regel lang, dort kurz; hier gedeihen Waldungen, dort dehnen sich öde Grasländereien; hier findet sich ein humusreicher Boden, dort Laterit und Sand; hier giebt es Wasser das ganze Jahr, dort versiechen Bäche und Quellen; hier wird dies und jenes producirt, dort nichts. Schon in besiedelten Ländern fragt danach ein Jeder, der sein Geld anlegen will; danach haben auch die Aktionäre der künftigen Kongobahn zu fragen.

Auf Unbekanntes giebt man keine Hypothek. Einem Staate ohne nachweisbare Einkünfte, ohne nachweisbare entwickelungsfähige Bodenschätze zeichnet man keine Anleihe. Hoffnungen und Versprechungen sind keine Zinsen. Selbst wenn das Innere so fruchtbar wäre, wie man es verkündet, und wenn man es durch eine beispiellos theure Bahn erreicht hätte, stünde man immer erst vor der Hauptaufgabe: das Innere zu kultiviren, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen. Das würde Jahrzehnte in Anspruch nehmen. Wer zahlt unterdessen die Dividende? wer bestreitet die Verwaltungskosten der Domäne, die Betriebskosten einer Bahn, die eher 100 als 20 Millionen kosten wird, die kaum etwas zu befördern findet?

Man kultivire das Nächstliegende und Bekannte: die versprechenden Gebiete an der Küste. Man erforsche derweil regelrecht das Ferne und Unbekannte, um dort dereinst die hier gewonnenen Erfahrungen zu verwerthen.

Man mißbrauche nicht zur Reklame die Berichte und Werke todter Forscher, die die Gebiete des Kongostaates kaum an der Peripherie berührt haben, die auch die ersten wären, einer so gewissenlosen Reklame entgegenzutreten.

Wen erfüllte es nicht mit Stolz, daß, außer den englischen Missionaren, wiederum deutsche Reisende es sind, welche uns Innerafrika wissenschaftlich erschließen, und vor allem uns endlich die Ortsbestimmungen liefern, ohne welche die Kongokarten wie in der Luft schweben. Aber auch die Entdeckungszüge dieser unserer erfolgreichsten Landsleute: der Herren Wißmann, François und Wolf haben uns noch keine Kunde gebracht von der Beschaffenheit der Ländereien des Kongostaates. Auch sie sind die Flüsse auf und ab gefahren, wo immer dasselbe zu sehen: Wasser und auf den durchfeuchteten alljährlich mehr oder minder überschwemmten Uferleisten die Galleriewälder.

Was hinter diesen Waldstreifen liegt, ist werth zu wissen, wenn die Kulturfähigkeit von einigen Millionen Quadratkilometern Landes beurtheilt werden soll. Man gebe diesen unseren Forschern den Auftrag und die Mittel, von Fluß zu Fluß quer über Land zu ziehen, die Landgebiete des Kongostaates nach verschiedenen Richtungen zu durchkreuzen. Und wenn diese Herren dann zurückkehren und uns auf der Karte darstellen, wo echte Regenwälder, wo Grasländereien, Steppen sich ausdehnen — welche Produkte und in welcher Menge von den Eingeborenen einzutauschen sind, dann erst ist es an der Zeit, die Frage überhaupt zu erörtern: **ob es sich lohnen kann, die Eisenbahn zu bauen.**

Herr H. Zoeller, der Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“, dessen an Ort und Stelle abgefaßte Berichte Herrn Stanley und Genossen nicht gefielen, hat auf die Angriffe des „Mouvement Géographique“ mit dem Zurufe geantwortet (Berlin, 13. August 1885): „— — das aber mögen die Herren in Brüssel sich merken, daß ein Staatsorganismus bloß mit ehrlicher Arbeit und nicht mit Verschweigungen und Täuschungen aufgebaut werden kann.“

Auch ich bin nicht dem Ideale eines Königs, nicht dem großgedachten Kongowerke entgegengetreten, sondern dem übermüthig gewordenen Manne, der mich herausgefordert hat, — als ob sein Wissen darum unermeßlich und unfehlbar sei, weil er über alle Maßen gerühmt wird, weil er eine große Anzahl Kilometer Weges zurückgelegt hat; und der gewissenlosen Reklame, welche der Welt glauben machen will, daß jetzt bereits erreicht sei oder in kürzester Zeit erreicht werden würde, was doch erst in Jahrzehnten und Generationen erreicht werden kann. Dieses unheilvolle Treiben ist auch in Deutschland nicht ohne Einfluß geblieben und hat das Urtheil verwirrt über die richtige Lösung der großen Aufgaben, die uns erwachsen sind, seitdem der Thatkraft unseres Volkes neue Ziele gewiesen worden sind. Möge man wenigstens

diesseits des Rheines prüfen, ehe man handelt, und mit ehrlichem Sinne seine Kräfte einsetzen. Unsere Stammverwandten aber jenseits des Kanales, deren Börsen offen sind wie ihre Herzen, wenn die Philanthropen und Sklavenbefreier, auch die unechten, ihnen nahen, mögen zurückblättern im Buche der Geschichte bis zu einem Blatte, darauf geschrieben steht:

„South-Sea Bubble.“

Zweimal bin ich nun herausgefordert worden, und zweimal habe ich die Verleumdungen einer mächtigen Genossenschaft zurückgewiesen, meiner Gegner Kampfweise bloßgestellt. Das wenigstens ist bereits erwiesen, daß ich am Kongo selbst mein Leben eingesetzt habe, um meine Pflicht zu erfüllen; daß der Vorwurf der Infamie nicht mich trifft, daß meine Ansichten in Afrika nicht abwichen von meinem später in Europa gefällten Urtheile, aber der Association in viel schärferer Form offiziell mitgetheilt wurden. Ob dieses Urtheil überhaupt zuverlässig ist, das mögen die künftigen Aktionäre des Kongostaates erproben.

Jetzt richte man zwischen mir und Herrn Stanley nebst Partisanen: jener Genossenschaft, die, von dem Herausgeforderten vor die Thatsachen und die Wahrheit gestellt, kein anderes Mittel fand, sich zu helfen, als einen Mißbrauch von offiziellen Berichten durch Citate, welche aus dem Zusammenhang gerissen, oder in willkürliche Verbindung gebracht, oder endlich gar falsch wiedergegeben sind.

Nun ist's genug. Der Rest wird der Geschichte angehören.

Ich werde auf keinen Angriff mehr erwidern, wie immer er erfolgen möge.

Jena, den 6. Februar 1886.

Anhang.

Aus den Berichten unabhängiger Reisender.

In meiner ersten Broschüre habe ich Herrn Stanley zugerufen: „... noch viele Reisende werden Gelegenheit finden, Schritt für Schritt die Wahrhaftigkeit Ihrer sonstigen Angaben zu prüfen.“

So geschieht es von Tag zu Tag. Man folgt den Spuren der Association und die Wahrheit vom Kongoland dringt unaufhaltsam über's Meer.

Ich gebe hier Urtheile deutscher unabhängiger Forscher wieder: zunächst der Herren Lieutenant Kund und Dr. Wolff, welche mit den Herren Dr. Büttner und Lieutenant Tappenbeck im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ am Kongo thätig sind. Die Berichte dieser Herren finden sich abgedruckt in den offiziellen Mittheilungen der genannten Gesellschaft zu Berlin; Band IV, Heft 6, 1885.

Fruchtbarkeit und Hilfsquellen.

Herr Dr. Wolff. Seite 363:

„Auf der Wasserscheide zwischen dem Quango und dem Meere verändert sich auch die Bodenbeschaffenheit, indem nämlich W. von ihr Lehmboden, O. von ihr Sandboden vorherrscht, Sandboden, der sich oft mit unserem märkischen Sande messen kann, Boden 6. 7. 8. Klasse.

Herr Lieutenant Kund. Seite 373 ff.: Südufer des Kongo zwischen Manyanga und Stanley-Pool.

„Die langgestreckten Hügel sind mit Gras bedeckt, stellenweis sehr spärlich — —

„— — An den Wasserläufen und in einigen Thalmulden ist Baumwuchs vorhanden. Trotzdem wir fast am Ende der Regenzeit sind, entbehrt die Landschaft jedes frischen Colorits. Ueberall schmutziges Graugrün oder Schwarzgrün — — —

„Das ganze Bild ist öde und langweilig. Niemand, der etwa an diesen Punkt versetzt würde, ohne sich der Ortsveränderung bewußt zu sein, könnte auf den Gedanken kommen, sich in den Tropen zu befinden. Er würde zunächst an die reizlosesten Stellen der Marken denken, oder auch an die Hochflächen des Hundsrückes oder Westerwaldes.

„Es ist nicht leicht, in diesem armen Lande für nahezu 100 Menschen, das ist mehr, als in den meisten Dörfern überhaupt wohnen, Nahrungsmittel an einem Fleck zu finden. Gestern und vorgestern, als wir nach den umliegenden Dörfern Taschentücher, Perlen und Zeuge

geschickt hatten, kamen erst in der Dunkelheit die Abgesandten zurück, nur mit einem Haufen Bananen, nicht genug für 30 Mann. . . . Das Land vor uns soll noch ärmer sein. Dazu wird Alles, was an Nahrungsmitteln zu finden ist, von der Association (Stanley's Expedition) . . . zu enormen Preisen aufgekauft. Wir haben also gerechtfertigte Nahrungssorgen."

Derselbe. Seite 379 ff. über seine Dampferfahrt in das Innere vom Stanley-Pool stromaufwärts bis zur Kassai- (Quango-) Mündung:

„Unser Dampfboot, der „Henry Reed',*) . . . ist 20 Meter lang, in der Mitte 3 Meter breit und 80 Centimeter tief. . . . Schlimme Felsen bedrohen hier stellenweise die Schifffahrt. Zwischen . . . begegnen uns einzelne Trupps von 4—5 Flußpferden. Sie lieben die Sandbänke mehr als unser Kapitän, der ihnen sorgfältig aus dem Wege zu gehen sucht. Doch kamen wir zweimal für kurze Zeit zum Festsitzen.**)

„Die Berge auf beiden Ufern zeigen langgestreckte Rücken, fast nie Kuppen. Oben sind Grasflächen von meist schmutziggelber Farbe. Die Hänge sind mit einer Art niedrigen Laubwaldes bestanden, gebildet aus schwach entwickelten Bäumen oder hohen Sträuchern. Das Vegetationsbild entbehrt aller Reize. Palmen sind sehr selten."

Weiterhin (einen Tag später):

„Die Vegetation ist unschön in Form und Farben. Dieses verkrüppelte Holz kann den Vergleich mit deutschem Laub- und Nadelwald, wie er die meisten Hänge unserer Gebirge bekleidet, nicht aushalten. — — —

„Von Menschenniederlassungen am Ufer keine Spur."

Nach einer weiteren Tagesfahrt im Dampfer:

„Von Ansiedelungen am Ufer kann ich nichts entdecken. Einsam wälzt sich der Strom durch ödes, menschenverlassenes Land."

Soviel über das Innere, jenseits Stanley-Pool.

Der Weltreisende, Herr Dr. H. Zoeller, Korrespondent der Kölnischen Zeitung: „Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste". 1886. Band IV., Seite 153, schreibt von Vivi und Umgegend:

„Der braune, allerdings etwas steinichte Lehmboden . . . würde an sich durchaus nicht unfruchtbar sein, wenn sich nicht eben die Zeit der unregelmäßigen schweren und kurzen Regengüsse auf drei Monate beschränkte und während der übrigen Zeit die Dürre allzugroß wäre. . . . Bleibt der Regen, wie es dieses Jahr der Fall war, einige Wochen länger aus, als die Eingeborenen bei der Bestellung ihrer Aecker angenommen haben, so ist die Aussaat verloren und die Aussicht auf irgend welche noch so kleine Ernte vernichtet. Alsdann folgt Darben und Hungersnoth."

Derselbe. Seite 156.

„Die oben erwähnte Straße nach Isangila ist übrigens nichts weiter als ein bergauf und bergab in endlosen Windungen, Steigungen und Senkungen sich dahin ziehender Gebirgspfad. Andere Verkehrswege sind bis nach Stanley-Pool nicht vorhanden; welche Mühe und welche Kosten der Versand jeder Kleinigkeit erfordert, kann man sich demnach unschwer vorstellen. Und doch müssen, da von den Eingeborenen außer einigen Hühnern, Ziegen 2c. nichts erstanden werden kann, alle die aus Europa bezogenen, zum Unterhalt für die weißen und schwarzen Bediensteten der Association bestimmten Lebensmittel

---

*) Unsere unabhängigen Forscher genießen Gastfreundschaft in den Missionsstationen, fahren mit den Missionsdampfern.

**) Nur 80 Centimeter Tiefgang für — den gewaltigen Kongo, die gerühmte Wasserstraße, den Mississippi Innerafrikas! — und gerathen dennoch auf den Grund!

auf dem Kopfe von Lastträgern zu den zwischen Vivi und Stanley-Pool gelegenen Stationen befördert werden. Es ist eine nicht sehr ermuthigende Thatsache, daß zwei Drittel der Arbeitskraft von 150 weißen und 800 schwarzen Angestellten bloß dazu verbraucht wird, um überhaupt und dazu in nicht sehr behaglicher Weise das Leben zu fristen. Ueberfluß kommt überhaupt nicht vor. Bisweilen hat man soviel, wie man bedarf, aber fast ebenso häufig ist Schmalhans Küchenmeister und bereitet Entbehrung, die man kaum merkt, weil man sich an sie gewöhnt hat, den Körper langsam aber sicher für die Einwirkungen des Fiebers vor."

Klimatisches.

Herr Dr. med. Wolff. Seite 365 der oben erwähnten „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland":

„Das Klima ist überall am Kongo bis Stanley-Pool hin sehr schlecht für Weiße, und wenn Jemand, der die Verhältnisse am Kongo genau kennen sollte, behauptet, daß das Klima gesund und die Leute, die am Kongo krank werden und sterben, meist selbst schuld an ihrem Tode wegen übermäßigen Genusses der Alkoholica seien, so muß derselbe seine ganz besonderen Gründe haben, dies der erstaunten Welt mitzutheilen. Denn es kann ihm nicht unbekannt sein, daß Missionare in gleich großer Anzahl krank werden und sterben wie Kaufleute und sonstige dort angestellte Leute, und von ersteren kann man wohl behaupten, daß sie mit ganz geringen Ausnahmen in Bezug auf Alkoholica sehr enthaltsam leben, hingegen sonst, soweit möglich, mit allem Komfort versehen sind. Daß von der Küste nach dem Pool zu das Klima stetig schlechter wird, mit geringen Ausnahmen, und der Procentsatz der Sterbefälle zunimmt, ist hier ein allgemein angenommener Erfahrungssatz — — —."

Herr Lieutenant Kund. Seite 372 ff.:

„Gestern Nachmittag sind Lieut. Tappenbeck und ich . . . hier*) eingetroffen und in der gewöhnlichen, außerordentlich freundlichen Weise von den Herren in der Mission empfangen worden. Einer derselben liegt krank am Fieber darnieder. Die Besorgniß um sein Leben war gestern sehr groß, . . . doch sind an diesem Orte in den letzten 6 Monaten 3 Missionare am Fieber gestorben.

„Ich erlaube mir noch einige thatsächliche Bemerkungen über das Klima am unteren Kongo. Stanley schreibt die hohe Sterblichkeit wesentlich unrichtiger Lebensweise zu, namentlich der Unmäßigkeit im Genuß von Alkoholica. Dies trifft aber nicht zu. In den Stationen der amerikanischen Baptisten-Mission, wo alle Missionare Teatotaller**) sind, und in denen der englischen Baptisten-Mission, wo es die meisten sind, ist die Sterblichkeit gerade so groß, wie in den Stationen der Association. Von den englischen Missionaren (10 an Zahl) starben in den letzten 6 Monaten 4; die amerikanischen hatten im letzten halben Jahre nur 1 Todten, jedoch vorher eine große Anzahl. Unter den Mitgliedern der Association beträgt die Sterblichkeit 25 Procent im Jahr. Die Todesfälle unter der doch geringen Anzahl von Weißen, die mir hier bekannt geworden sind, bilden schon eine hübsche Zahl.

„Es sind dies alles Leute im kräftigsten Mannesalter und von durchaus gesunder Konstitution, denen nach menschlicher Voraussicht in Europa noch eine lange Lebensdauer beschieden gewesen wäre.

*) Ngombi, Station der Baptisten-Mission, zwischen Manyanga und Stanley-Pool.
**) Leute, die gelobt haben, sich aller geistigen Getränke zu enthalten.

Die Missionen schicken nur Leute heraus, über die erprobte Aerzte das Urtheil abgegeben haben, daß sie den Gefahren des Klimas gewachsen seien.

„Es ist oft die Ansicht verbreitet, nur der Küstenstrich sei ungesund; das Innere, besonders die höher gelegenen Gegenden seien gesünder. Das trifft nicht zu. Die Küste ist am gesündesten, einmal durch den heilsamen Einfluß der Seebrise, das anerkannt beste Heilmittel für Fieberkranke, zum andern durch den weit größeren Comfort an Lebensmitteln, den die stetige Verbindung mit dem reichen Europa ermöglicht."

Vorgehen der Stanley'schen Expedition (Association).*)

Herr Lieutenant Kund. Seite 374 „Mittheilungen 2c.".

„Der Weg von Tunduva auf dem Südufer des Kongo nach Pool . . . hat außer der Kürze den Vortheil, daß es möglich ist, auf ihm jede beliebige Anzahl von Trägern zu bekommen. Er ist vollständig offen und sind die Leute an den Verkehr mit Weißen dort gewöhnt. Die Missionare, die ihn zuerst gegangen sind, fanden die Bevölkerung durchaus freundlich und entgegenkommend. Nachdem sie ihre Stationen gebaut hatten, kam die Association und erkannte, daß hier der nächste direkte Weg nach Pool führe, nicht auf dem Norduser" (wo die Stanley-Straße angelegt war).

„Vortheile haben die Stationen der Association dem freien Verkehr bis jetzt nicht gebracht. Zunächst vertheuerte sie die Lebensmittel außerordentlich. Dann folgten Streitigkeiten mit den Eingeborenen, die die Missionen durchaus zu vermeiden verstanden hatten. Augenblicklich ist der Weg zwischen hier und Pool (5 Tagemärsche) durch Krieg zwischen der Association und den Eingeborenen gesperrt."

Derselbe. Seite 378.

„Ich behalte im Auge . . . den oberen Kongo zu erreichen, dort eine Station anzulegen, die für wissenschaftliche Beobachtungen, die die Association gänzlich vernachlässigt, so daß in dieser Beziehung der obere Kongo als unerforscht gelten kann, ein reiches Feld bieten würde."

„Von hier (Stanley-Pool) ist zu erwähnen, daß der in Sektionen herausgebrachte Associations-Dampfer ‚Stanley' jetzt nach und nach anlangt, nachdem er von Vivi aus 13 Monate unterwegs gewesen ist. Die Transportweise hat sich als höchst unpraktisch erwiesen und hat enorme Summen verschlungen."

Herr Dr. Zoeller: „Die deutschen Besitzungen 2c." Band IV, Seite 179:

„Als ich vor Antritt meiner afrikanischen Reise in Brüssel war, erzählte man mir dort, daß es am Kongo bereits eine Armee von 3000 Haussas gebe. Die Wahrheit ist, daß außer einigen sehr kostspieligen, aber inzwischen unbrauchbar gewordenen Kanonen und Mitrailleusen etwa 5000 Gewehre herausgesandt worden sind, von denen höchstens noch 800 übrig sein sollen. Desgleichen sind beinahe

---

*) Wer sich genauer über die Zustände und das Treiben in der Expedition unterrichten will, der lese die Broschüre: „Mittheilungen über Stanley's Expedition am Kongo. Rapport an Seine Majestät den König der Belgier", München 1885, in welcher Herr Boshart mit grimmem Humor die Vorgänge schildert. Ich citire Herrn Boshart's Aussprüche nur darum nicht, weil er Mitglied der Expedition war, demnach als parteiisch bezeichnet werden könnte. Man lese nach, was er Seite 20, 34 über den Stanley-Weg; Seite 67, 74 über Stanley's Charakter; Seite 67—69 über die Zustände im Sanatorium; Seite 9, 47, 51—53, 64—65 über Kriege gegen die Eingeborenen; Seite 47 über die Verwaltung; Seite 7, 8, 11, 72, 75 über die Association sagt 2c.

in ähnlicher Weise, wie Kinder am See-Ufer Gebäude aus Sand aufthürmen, Forts errichtet worden, die ein Jahr später schon nicht mehr existirten oder längst vergessen waren."

Handel. Eisenbahn.

Bezüglich des Elfenbeins genügt ein einziges Urtheil, das eines deutschen Elfenbein-Großhändlers zu Hamburg, Herrn Westendarp's. Es ist seinem Vortrage entnommen: „Der Elfenbeinreichthum Afrikas", gehalten während des Fünften deutschen Geographentages zu Hamburg, am 11. April 1885; abgedruckt (nebst einer Uebersichtskarte) in den betreffenden „Verhandlungen", Seite 82.

„— — Diese Aussichten erlauben aber, besonders in hoffnungsvollen Gründerjahren, recht verschiedene Auffassung, wie uns in letzter Zeit häufig wieder vorgeführt worden.

Es spricht z. B. ein so berühmter, hochverdienter Mann wie Stanley in seiner Manchester-Rede von 400 Tons Elfenbein pro Jahr allein aus dem Kongo-Becken, und gab noch kürzlich in Berlin an, daß 3000 Elephantenzähne am Kongo gelagert werden mußten, weil es an Käufern fehlte. Bei den 400 Tons ist entweder eine 0, oder das ‚pro Jahr' zu viel hinzugefügt, und für 3000 Zähne, etwa 19,000 Kilogramm Gewicht, finden sich bei mäßiger Forderung sicher Käufer genug, wenn nur in erreichbarer Nähe, zur Küste geschafft. — Angaben und Aussichten der Art, wie sie in Wort und Schrift von einem Stanley . . . uns vorgeführt worden, beeinflussen den nüchternen . . . Kaufmann nur wenig. Derselbe weiß, vielleicht aus unangenehmer Erfahrung, wie geduldig das Papier — will selbst erst prüfen, um dann . . . zu unternehmen."

Herr Dr. Zoeller. Band IV. Seite 177.

„Nachdem allerseits anerkannt werden mußte, daß der untere Kongo keinerlei andere dem Handel dienende Schätze darbiete, als auch schon vor Stanley's Ankunft von den bestehenden Kaufmannshäusern ausgenutzt worden sind, ist man dazu übergegangen, alles Heil von der zur Umgehung der Wasserfälle bestimmten Eisenbahn zu erwarten. Es ist klar, daß der Kongostaat nicht bloß von den Auflagen leben darf, die man dem schon vor Stanley's Ankunft am Kongo bestehenden Handel zumuthen könnte. Eine irgendwie nennenswerthe Vermehrung des Handels ist aber bisher nicht zu bemerken gewesen, und wenn man vom Bau der Eisenbahn spricht, so pflegen die Kaufleute ironisch zu lächeln, als ob ein günstiges Ergebniß gänzlich ausgeschlossen wäre. Die dem Bau der betreffenden Bahn entgegenstehenden Terrainschwierigkeiten scheinen sehr groß zu sein. Aber wie würde, selbst wenn sie sehr gering wären, eine solche Eisenbahn sich rentiren können? Was würde denn die Bahn überhaupt zu befördern haben? Alles im Inneren vorhandene Elfenbein würden ein paar Züge hinwegnehmen können, und daß Palmöl, Palmkerne und Nutzhölzer solche Transportkosten vertragen könnten, wird von den Kaufleuten mit äußerster Bestimmtheit bestritten. Nun sagen allerdings die Belgier, daß ja auch in Nordamerika manche uncivilisirte Gegenden erst durch den Bau von Eisenbahnen erschlossen worden seien. Aber was für den des Beackerers harrenden Weizenboden von Nordamerika gilt, paßt doch wohl kaum für Inner-Afrika, wohin europäische Ackerbauer niemals werden auswandern können."

Derselbe Seite 151;

„Anfangs folgt man einer engen Schlucht, dann geht es schon angesichts von Vivi über höher und immer höher werdende Bergrücken dahin.

Hier überraschen uns die Reste eines schmalspurigen Schienengeleises, dessen eiserne Schwellen und Schienen verrostet sind, dessen Unterbau zur Hälfte von den Regenwässern hinweggewaschen ist. Wozu in aller Welt, fragt man sich, dieser bergauf bergab führende Schienenweg, der augenscheinlich nicht benutzt wird, überhaupt niemals benutzt worden ist? Man braucht nicht gerade Ingenieur zu sein, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß ein Schienenweg mit steilen Steigungen und Senkungen, falls nicht das Zahnrad unserer Bergbahn hinzukommt, ein Unding und durchaus unbrauchbar ist. Daß ein Mann von der unzweifelhaft hohen Begabung Stanley's dies nicht erkannt haben sollte, ist kaum anzunehmen. Eine Erklärung des Räthsels findet man darin . . . daß auch wohl der kluge Amerikaner das Vorhandensein eines Schienenweges für das von ihm beliebte Anpreisungsverfahren auszunutzen gedachte."

Die Association und die Eingeborenen.

Herr Lieutenant Kund, Seite 374 „Mittheilungen rc." im Anschluß an den oben Seite 28 citirten Passus über den Krieg der Association mit den Eingeborenen, schreibt:

„Ich habe nun heute zu dem eine Stunde von hier stattfindenden Markt, dem besuchtesten weit und breit in der ganzen Gegend, zu dem die Leute (Eingeborene) bis 8 Stunden Wegs herkommen, ein Detachement mit der deutschen Flagge geschickt, um im Lande so am schnellsten zu verbreiten, daß wir nichts mit Wula Mutadi (Stanley) zu thun haben; das beste Mittel, sie versöhnlich zu stimmen. Die Engländer gebrauchen ebenfalls die Vorsicht, unter ihrer eigenen Flagge zu marschiren, und sind noch nie angefochten worden.*)

Die hier angezogenen Berichte der deutschen Reisenden sind im April und Mai 1885 am Kongo verfaßt.

Aus der jüngsten Zeit stammt ein Bericht von der österreichischen Kongo-Expedition, die unter Führung von Herrn Prof. Dr. Lenz erst vor einem halben Jahre nach dem Kongo abgegangen ist. Herr C. B. Herrmann, ein Mitglied dieser Expedition, schildert in einem Aufsatz „Spaziergänge in Central-Afrika", welcher in der „Neuen Freien Presse" — Wien im Januar 1886, Nr. 7674/75 — abgedruckt ist, die Eindrücke, die er beim Verfolgen der Bahn des belgischen Unternehmens empfing. Bei der Beschreibung immer neuer Strecken Landes kehren unter anderen regelmäßig die folgenden wortgetreu citirten Bemerkungen wieder:

„Es ist wohl wahr, daß eine große Anzahl von Dörfern durch die Association verbrannt worden sind, aber der Negerstamm dieser Gegend ist zu conservativ, um sich allzuweit von dem heimathlichen Boden, auf welchem er nun vielleicht — Jahrhunderte gelebt — —."

Weiterhin, eine neue Gegend betreffend:

„Vier von der Association verbrannte Dörfer lagen am Wege."

Weiterhin:

„Rechts und links am Wege verbrannte Dörfer, die Schwarzen beim Anblicke des Weißen flüchtend."

Weiterhin:

„Auch war ich so abgespannt, daß ich nicht mehr um die Namen der zahlreichen verbrannten Dörfer fragte. Der Anblick war immer derselbe: Die Hütten bis auf den Grund niedergebrannt, wo eine Art Steinmauer aufgeführt, war dieselbe umgestoßen, die Bananen-, Papaya-

*) Die Flagge der Association zeigt einen goldenen Stern im blauen Felde, und soll ein Symbol des Friedens, der Glückseligkeit sein.

und Palmenbäume abgehackt, verdorrt im Boden, die Maniok- und Erbsengärten (Cajanus indicus) verwildert, voll wuchernden Unkrautes, und man sah, daß nach der Zerstörung keine Hand etwas geändert hatte."

Weiterhin:

„Die Träger, befragt, . . . antworteten, daß Weiße nicht dahin gehen dürften; Wula Mutadi — Stanley's Leute — hätten ihre früheren Hütten verbrannt, und jetzt tödteten sie jeden Weißen, der hinkäme."

Weiterhin:

„— — Da man mich für einen Sklavenhändler oder Strafboten Wula Mutadi hielt, begnügte ich mich damit, die Worte ‚Mundele mbote' (der Weiße ist gut) zu sagen, und grüßte mehrmals, worauf aus allen Kehlen ‚Mundele whe' (der Weiße ist schlecht) ertönte."

Weiterhin:

„Alle Dörfer, die hier erbaut waren, traf ich verbrannt."

Weiterhin:

„Alles wollten sie erzählen: von den 100 Peitschenhieben (mindestens), die sie nur zu häufig erhielten, bis zum sauren Kuanga, den sie essen mußten; bei jedem verbrannten Dorfe mußte ich hören, wie sich Alles ereignet, wer erschossen, aufgehenkt, verwundet, entflohen sei."

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

MEINE ANSICHTEN

ÜBER

HERRN DR. PECHUËL-LŒSCHE'S

Beurtheilung des Kongo-Unternehmens

ENTHALTEN IN SEINER

AN HERRN STANLEY GERICHTETEN

ENTGEGNUNGSSCHRIFT

VON

PREMIER-LIEUTENANT A. D. WISSMANN

BRÜSSEL
P. WEISSENBRUCH'S HOFDRUCKEREI
45, RUE DU POINÇON, 45

—

1886

WIDERLEGUNG

DER BROSCHÜRE DES HERRN Dr. PECHUËL-LŒSCHE:

« HERR STANLEY UND DAS KONGO-UNTERNEHMEN ».

Während ich mich zur Wiederherstellung meiner Gesundheit in Madeira aufhielt, wurde mir die Entgegnungsschrift des Herrn Dr. Pechuël-Lœsche auf von Herrn Stanley ausgehende Angriffe zugesandt. Da ich Herrn Dr. Pechuël-Lœsche kenne und ihm manchen Wink über die Art und Weise, wie man auf Reisen zu beobachten hat, verdanke, so lasse ich es mir besonders angelegen sein, Irrthümer zu widerlegen, die auch mich berühren, da ich an jenem Unternehmen mitgearbeitet habe, das Herr Dr. Pechuël-Lœsche in seiner Entgegnung angreift.

Ich bin der Hoffnung, dass meine Bemerkungen eben so sachlich aufgefasst werden, wie dieselben gemeint sind.

Es wird mir eine Berichtigung zur Pflicht, da beide oben erwähnte Herren Beobachtungen von Dr. Pogge und mir anführen, die ich in ihrer Auslegung nicht sanctioniren kann.

Da ich im Begriffe bin, in das Innere Afrikas zurückzukehren, so kann ich eventuell nöthige weitere Erörterungen über Nachstehendes erst später geben.

Der erste Theil der Schrift, welcher gegen Herrn Stanley gerichtet ist und auch den Grund zu der ganzen Schrift überhaupt enthält, entzieht sich meiner Beurtheilung.

Der zweite Theil, die Ansichten Pechuël's über das Vorgehen und die Aussichten der Kongostaaten veranlassen mich aber zu einer rein *sachlichen* Berichtigung und ganz vorurtheilsfreien Beurtheilung.

Auf meiner ersten Reise, von Loanda nach Sansibar, habe ich fast den ganzen Süden der Kongostaaten — von 21° bis 30° östl. Länge — *zu Lande* durchwandert; auf meiner zweiten Reise habe ich abermals den Süden der Staaten zwischen 17° und 23° östl. Länge, theils zu Lande, theils zu Wasser, dem Lauf der Flüsse folgend, kennen gelernt. Wenn ich nun auch Herrn Pechuël zugebe, dass man auf einer Flussreise verhältnissmässig wenig von Land und Leuten sieht, wie bisher Herr Stanley und alle anderen späteren Erforscher des Kongobeckens, so kann gerade ich auf Grund der Landreisen mir eine ausreichende Beurtheilung der durchreisten Striche anmassen, und, da ich auf diesen Reisen, nicht Flussläufen folgend, sondern dieselben kreuzend, nicht nur Flussthäler, die event. als besser bewässert reicher und bewohnter sein könnten, sondern auch das höhere Land sah, berechtigte Schlüsse auf benachbarte Länderstriche oder auf unter gleichen meteorologischen Verhältnissen sich befindende Gegenden ziehen.

Ich verweise auf die Tagebücher meines verstorbenen Freundes des Herrn Dr. Pogge, auf das Urtheil meiner jüngsten, zum Theil schon nach Europa zurückgekehrten Reisebegleiter, so wie auf das Urtheil des Herrn Professor Schweinfurth, der einen Theil im äussersten Nordosten der Staaten kennt.

Was zunächst die Art des Vorgehens der Behörden im Kongostaate, früher der Association, anbetrifft, so gewinnt der Leser den Eindruck, als werde mit grosser Härte, ja Grausamkeit gegen die Eingeborenen vorgegangen. Es mögen, wie das wohl nirgends zu vermeiden ist bei der Schwierigkeit in der Behandlung der Neger, vereinzelte Fälle von übergrosser Strenge vorgekommen sein; im grossen Ganzen aber muss jeder unparteiische Beobachter den bespro-

chenen Behörden eine grosse Friedfertigkeit zusprechen; mir persönlich sogar und andern Leuten, auf deren Urtheil ich viel gebe, scheint diese Friedfertigkeit in den meisten Fällen etwas weit zu gehen. Man lasse bei alledem nicht aus den Augen, dass die Schaffung eines derartigen Unternehmens wie des Kongostaates ganz unvergleichlich grössere Opfer und Arbeit erfordert, als die Einrichtung einer Kolonie, aus dem einfachen Grunde, weil ihm der stützende Mutterstaat fehlt. Für das Gedeihen eines solchen Staates ist ein nicht zu unterschätzender Faktor, die europäische Meinung, Sympathie oder Antipathie erzeugend. Bevor man nun diese Meinung in so rücksichtsloser Weise herabstimmt, wie dies Herr Dr. Pechuël-Lœsche gethan hat, sollte man doch etwas mehr über das *ganze* Material unterrichtet sein, als Herr Dr. Pechuël-Lœsche war und sein konnte.

Dieser letztere Vorwurf bezieht sich hauptsächlich auf die Beurtheilung der Aussichten, des realen Werthes der Kongostaaten.

Herr Dr. Pechuël-Lœsche kennt nur den circa fünfundzwanzigsten Theil der Kongostaaten, d. h. hat diesen Theil durchreist. Er kennt den schlechtesten Theil; er zieht von diesem aus unrichtige Schlüsse auf das grosse gute Hinterland. Er zieht Gewährsmänner an, die ebenfalls nur diesen Theil kennen und die unterdessen aber schon widerlegt sein werden.

Herr Stanley selbst hat nach meiner Meinung den Fehler gemacht, in seinem Eifer die Vorzüge des Landes und seiner Erfolge möglichst ausgiebig darzustellen, auch den schlechten kleinen Theil der Staaten mehr zu loben, als er verdient. Er hat leider dadurch erreicht, dass Jeder, der nur diesen kleinen Theil kennt, enttäuscht und nun auch über das Lob des Hinterlandes misstrauisch wird. Er hat hierdurch selbst Herrn Dr. Pechuël-Lœsche Waffen in die Hand gegeben.

Mein Urtheil über den Werth der Kongostaaten, das

sich, wie oben bemerkt, auf Sehen, meteorologische Beobachtungen und gute Erkundigungen stützt, ist folgendes:

Ich theile der Güte nach die Kongostaaten in drei Theile. Der bei weitem grösste Theil, das eigentliche äquatoriale Centralafrika, ein Rechteck zwischen 17° und 30° östlicher Länge v. Greenwich und 4° nördlicher und 6° südlicher Breite, der *mittlere Kongo*, ist ein immens reich bewässertes Tropenland in einer günstigen Höhenlage über dem Meere, ohne ausgedehnte grosse Versumpfungen. Es ist dies Land ganz ausserordentlich stark bevölkert.

Der zweite Theil, der *obere Kongo* (Lualaba), südlich des 6° südlicher Breite bis hinauf zum Bangweolo-See, zwischen 24° östlicher Länge und dem Tanganika, ist weniger günstig bewässert, d. h. hat eine nicht günstige Trockenzeit, hat viele Versumpfungen und ist geringer bevölkert.

Der dritte Theil, von 17° östlicher Länge bis zur Küste, der *untere Kongo*, ist ein ungünstig bewässertes, schwach bewohntes, zum Theil tief liegendes Land.

In dieser kurzen Charakteristik sind die Hauptmomente, die den Werth eines Landes für Civilisation bedingen, enthalten.

Herr Dr. Pechuël-Lœsche kennt durch eigene Anschauung nur den letzten, kleinsten, ungünstigsten Theil, den Theil, der nur in Frage kommt als Verbindung des reichen Innern mit der Küste.

Herr Dr. Pechuël-Lœsche sagt in seiner Entgegnungsschrift, Seite 36: „Für Herrn Stanley und das Komité „giebt es daher zwei Abtheilungen von Männern: Diejenigen, welche für den Kongo schwärmen, blindlings für „ihn eintreten oder auf Grund eigener Erfahrung Alles aus„gezeichnet finden; und Diejenigen, welche wagen, eine „abweichende Ansicht zu vertreten. Die Ersteren sind die „Förderer des Werkes; vortreffliche Menschen, welche, wie „immer sie geartet sein mögen, hohes Lob und öffentliche „Anerkennung verdienen. Die Letzteren sind unbrauch-

„ bare Menschen, die das Schöne und Gute nicht sehen
„ wollen. "

In verschiedenen Briefen, die Herr Dr. Pechuël-Lœsche an die Association in Brüssel geschrieben hat, gehört er selbst zu den Ersteren; denn er hebt dort viele Vorzüge sogar dieses schechtesten Theiles der Kongostaaten hervor. Dass nun auch Andere dies gethan haben, ist erklärlich; dass das Komité der Association lieber gute Nachrichten erhielt als schlechte, ist eben so erklärlich, und dass man bei so vielfach sich widersprechenden Nachrichten eher geneigt ist, den angenehmen Glauben zu schenken, ist wohl auch erklärlich.

Alle diese Meinungsverschiedenheiten aber erstrecken sich *nur* auf den untern Kongo, den ich, viel rücksichtsloser als irgend ein anderer Beurtheiler, nur für das Hinderniss halte, das möglichst günstig überwunden werden muss, um in das reiche Innere zu gelangen. Ueber dieses Innere, den eigentlichen mächtigen Kongostaat, existiren, so viel ich weiss, *nicht* verschiedene Ansichten.

Herr Dr. Pechuël-Lœsche führt, Seite 61, in Anmerkung, den Bericht von Lieutenant Giraud, den ich in Sansibar kennen lernte, an (1): „ Was dem Reisenden am meisten
„ auffiel während seines Marsches, war der miserable
„ Zustand der Eingeborenen, welche das Centrum von
„ Afrika bewohnen. Derselbe wird theils durch deren
„ eigene natürliche Gleichgültigkeit, theils durch die
„ Unfruchtbarkeit des Bodens bedingt. Das Centrum von
„ Afrika besitzt keine der üppigen tropischen Vegetation
„ der Küsten, die einzig vorkommenden Bäume sind nie-
„ drig und verkrüppelt und gewähren keinen Schutz gegen
„ die Sonne, etc., etc. "

Ich hätte mich wahrlich an Herrn Dr. Pechuël's Stelle besonnen, ehe ich diese Zeilen angeführt hätte. Man sehe sich nur die Reiseroute des Herrn Giraud an und beurtheile

(1) *Proceedings, Royal Geographical Society*, London, 1885, p. 335.

dann selbst, wie der Herr dazu kommt, so souverain über das « Centrum von Afrika » zu urtheilen. Die Reisen des Herrn Giraud fallen zum Theil in den kleinen Theil der Kongostaaten, den ich als ungünstig bewässert und wenig bevölkert unter N° 2 angeführt habe.

Einen anderen Gewährsmann führt Herr Dr. Pechuël-Lœsche sehr häufig an. Dieser, der Abgesandte der Regierung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, urtheilt zwar sehr streng, aber doch sachgemäss über das, was er vom Kongo sah. Das war aber auch nur dasselbe verschwindend kleine, schlechteste Theilchen der Kongostaaten, welches Herr Dr. Pechuël-Lœsche kennen gelernt hat, der hier schon mehrfach besprochene « untere Kongo ».

Seite 60 in Pechuël's Schrift, in Anmerkung, sagt Herr Tisdel selbst : « Ich spreche nochmals mein Bedauern aus, « dass es mir nicht möglich war, bis zu den fernsten « Punkten des Freistaates zu gelangen. » Er hätte besser gesagt : « dass es mir nicht möglich war, überhaupt etwas « Nennenswerthes vom Kongostaat zu sehen. »

Ich denke mir, dass auf Anrathen desselben Herrn Tisdel die Vereinigten Staaten einen anderen Herrn sandten, den Herrn Lieutenant Taunt, damit dieser das zu sehen suchen sollte, was Herrn Tisdel unmöglich war.

Allen Anführungen des Herrn Tisdel durch Herrn Dr. Pechuël-Lœsche entgegen, verweise ich nun auf die Berichte des Herrn Taunt, der einen grossen Theil des mittleren Kongo kennen gelernt und wirklich etwas von den Kongostaaten gesehen hat.

Seite 37 sagt Herr Dr. Pechuël-Lœsche : « Die amerika- « nische Regierung sandte officiel einen vielerfahrenen und « hochgestellten Beamten nach Afrika, zu untersuchen, « wie es denn mit dem gerühmten Kongolande in Wirklich- « keit stünde. Die officiellen Berichte sind publicirt; sie « sind in ihrer klaren, scharfen Fassung unantastbar und « vernichtend. Nicht nur im Allgemeinen, sondern gewisser- « massen Satz für Satz bestätigen dieselben in allen Ein-

„ zelheiten, was ich jemals über Westafrika, im Beson-
„ deren über das Kongoland und das Unternehmen gesagt
„ und geschrieben habe. Der Schleier fällt; der Glaube
„ schwindet, mit ihm das afrikanische Kanaan. “

Hätte doch Herr Dr. Pechuël-Lœsche nur einige Wochen gewartet, so hätte er gesehen, wie dieselbe Regierung eben so officielle, *günstige* Berichte und zwar diesmal über die *wirklichen* Kongostaaten erhält.

Ich will nun etwas näher eingehen auf die oben gegebene Charakteristik der Kongostaaten, hauptsächlich auf den grössten, besten, die Zukunft der Staaten sichernden Theil.

Wie Herr Dr. Pechuël-Lœsche selbst mehrfach hervorhebt, sind die meteorologischen Verhältnisse der Hauptfaktor für den Reichthum, die Gesundheit, mit einem Wort den Werth eines Landes für die Civilisation. Nach Europa zurückgekehrt, werde ich die ersten regelmässigen Beobachtungen auf meteorologischem Gebiet, die im centralen Æquatorialafrika während 1 1/2 Jahr gemacht worden sind, veröffentlichen. Schon jetzt muss ich die mir von Herrn Stanley unterbreitete Beobachtung, dass zwischen dem Lubilasch (Sankurru) und Lomami eine viermonatliche Trockenzeit im Jahre herrsche, als nicht gemacht zurückweisen. Meine, so wie Herrn Dr. Pogge's Beobachtungen, welch Letzterer sich fast 2 Jahre im Süden der jetzigen Kongostaaten aufhielt, ergeben sogar eine Trockenzeit von höchstens einem Monat, welcher Monat noch sehr thaureich ist; eben so häufig kommt es aber vor, wie ich später für 1884 z. B. nachweisen werde, dass überhaupt *keine* Trockenzeit eintritt, die länger als 10 Tage dauert.

Ich verweise auf Herrn Dr. Pogge's und meine von Herrn von Danckelman in den *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin*, Band IV, Heft 4, Seite 273, ausgearbeiteten und beurtheilten Beobachtungen.

Herr von Danckelman bemerkt dort auch ganz richtig, gegen die Schlüsse des Herrn Dr. Pechuël-Lœsche, dass

man von den meteorologischen Verhältnissen der Westküste gar keine Schlüsse auf das centrale Afrika ziehen könne.

Vom centralen Afrika nach Osten wandernd, nördlich des 6° südl. Br., fällt dem Beobachter erst östlich des Tanganika wieder der Einfluss einer ungünstigen Trockenzeit auf.

Seite 60 sagt Herr Dr. Pechuël-Lœsche, dass die zu lange anhaltende — wie aber eben bemerkt, nicht existirende — Trockenzeit waldbildende Holzgewächse nicht aufkommen liesse und sich folglich diese Gegend nicht zur mühelosen Kultur von Handelsgewächsen eigne.

Diese ungünstige Trockenzeit nun existirt nicht; die Gallerie-Urwälder sind bei der kolossalen Bewässerung vielfach so häufig und so breit ausgedehnt, dass sie, wie in dunklem Marmor, starkem Geäder gleich das Gelände durchziehen, ja sich oft auf den zwischen zwei Wasserläufen stehengebliebenen Plateau-Resten begegnen.

Auch die Regenwälder, deren Fehlen Herr Dr. Pechuël-Lœsche als ein Zeichen der Unfruchtbarkeit angiebt, existiren in grosser Ausdehnung.

Stundenlang zu durchwandernde Urwälder trifft der Reisende häufig zwischen dem Kassai und Tanganika, tagelang den Reisenden beschattende Urwälder sind vielfach nachgewiesen. So fand Pogge zwischen dem Lulua und Kassai, südlich der Vereinigung beider Flüsse, wohl den westlichsten grossen Urwald in dieser südlichen Breite. Auf dem ganzen Plateau zwischen Lubi und Lubilasch durchwanderte ich einen ununterbrochenen Urwald. Man denke an Stanley's *Mitamba.* Der ganze untere Lulua und der Kassai von der Lulua-Mündung bis weit abwärts der Sankurru-Mündung sind von ununterbrochenen, unabsehbar weit ins Land gehenden Urwäldern eingefasst.

Das ganze nördliche Manyema, eben so wie Uregga, wird als ununterbrochenes Urwaldgebiet geschildert. In allen diesen Wäldern wächst wilder Kaffee.

Diese Urwälder sind unbewohnt; um so bevölkerter sind dagegen die vom Wald frei gebliebenen Prärien und Savannen, und in welcher Ueppigkeit geben diese Savannen den Eingeborenen ihre Lebensbedürfnisse!

Man macht sich an der Küste keinen Begriff davon, zu welcher Grösse, Fülle und Reichheit Maniok, Mais, Hirse und die Erdnuss gedeiht. Ich verweise auf den Bericht meiner ersten Reise, was die Bevölkerung des von mir, die Flussläufe schneidend, durchwanderten Centralafrika anbelangt, und doch sagt Dr. Pogge, dass er erst auf seiner Rückkehr von Nyangwe nach Westen, da die Eingeborenen, nun von der Friedfertigkeit der Expedition überzeugt, sich zeigten, Gelegenheit hatte, die immense Bevölkerung zu bewundern. Diese bewohnten Prärien und Savannen sind trotz der Ueppigkeit und meist damit verbundenen Härte der Gräser auch für Rindvieh sehr brauchbar. Vom Osten aus ist das Rindvieh schon bis westlich vom Lomami vorgedrungen; vom Westen aus ist es von Pogge und mir bis östlich über den Lulua gebracht worden. Alle Araber züchten Rindvieh; *überall* fand ich dasselbe in vorzüglichem Zustand. Mit richtiger Anwendung von Bränden kann man stets für dem Rindvieh zuträgliches Gras sorgen.

Was nun den Handel anbelangt, so ist derselbe später natürlich von den bisher beschriebenen Verhältnissen abhängig. Vorläufig wird es noch Gummi und Elfenbein sein, das die ersten Verkehrsunkosten decken muss. Ohne jede Frage ist grade der Kongostaat das einzige Elfenbein-Reservoir der Welt und während das Elfenbein bis jetzt von Stamm zu Stamm allmählig nach der Küste kam, wird man es nun an Ort und Stelle billiger kaufen. Der Gummi-Reichthum ist von viel grösserer Bedeutung als das Elfenbein, da derselbe viel länger anhalten wird und zu ersetzen ist, und wenn vom Lulua in Centralafrika der Gummi 600 englische Meilen weit über Land nach Angola kommt und dort immer noch einen Erfolg erzielt, wie dies geschieht, so ist wohl die Rechnung nicht so schwer, wann dieser

Gummi per Steamer und Eisenbahn vom Ort des Gewinnens zur Küste kommen wird.

Der Gummi-Reichthum in dem von mir gekannten Süden der Staaten ist ein enormer.

Es bleibt leider die Erziehung der Bewohner jener besprochenen Gebiete zur Arbeit für die Civilisation noch eine offene Frage.

Dass Dr. Pogge und ich in dieser Hinsicht bei dem zuerst durch uns bekannt gewordenen Stamm der Baluba überraschend gute Resultate aufzuweisen haben, ist wohl durch die kurzen Berichte über unsere Reise, so wie über meine letzte, die wir nur mit diesen Baluba machen konnten, bekannt.

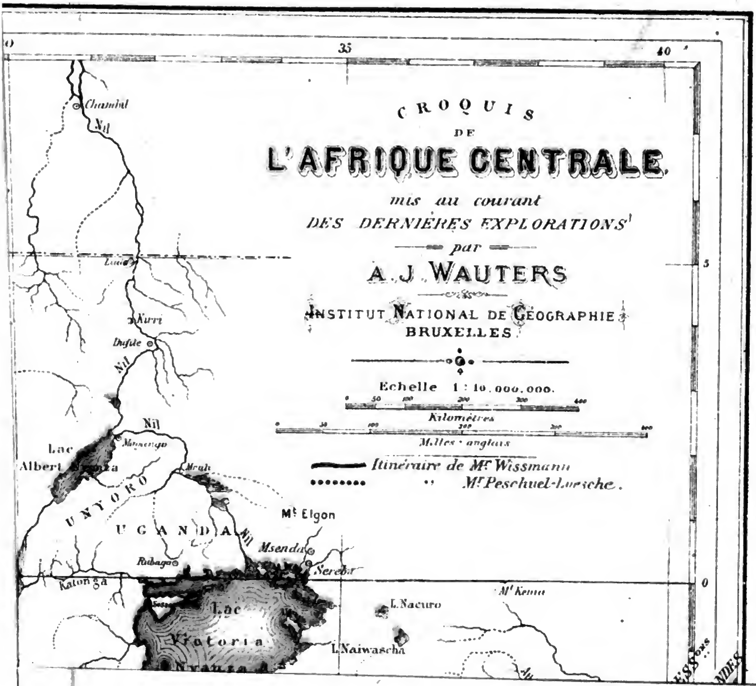
Ueber den Gesundheitszustand des Europäers in den Gebieten Centralafrikas liegt noch zu wenig Material vor, um durch eine Statistik nachdrückliche Beweise zu führen. Jedenfalls erscheint bis jetzt das höher gelegene Centralafrika der Constitution des Europäers weniger gefährlich zu sein als die Küstenstriche.

Ich hoffe, wie nach meinen Beobachtungen schon der prophylaktische Gebrauch von Chinin und Arsenik uns sehr viel weiter gebracht hat, dass die medicinische Wissenschaft bald noch sicherere Erfolge gegen das feindliche Klima erringen wird.

Ich bin der festen Ueberzeugung, dass mit der Kongo-Eisenbahn, die nun zu meiner grössten Genugthuung zur Ausführung gelangen soll, die volle Lebensfähigkeit der Kongostaaten gesichert ist.

Auch ich rathe mit Herrn Dr. Pechuël-Lœsche: *Schickt Vertrauensmänner hinaus, die erst untersuchen, was für die event. Zwecke zu erreichen ist;* aber ich rathe ferner: *Schickt sie hinein in das Haus, um die inneren Räume zu untersuchen und lasst sie nicht in dem öden Vorflur, an der Thür zu den Zimmern umkehren und dann über das ganze Gebäude urtheilen!*

Principe, 22. Januar 1886.


CROQUIS
DE
L'AFRIQUE CENTRALE
mis au courant
DES DERNIÈRES EXPLORATIONS
par
A. J. WAUTERS
INSTITUT NATIONAL DE GÉOGRAPHIE
BRUXELLES
Echelle 1 : 10.000.000.
Kilomètres
Milles anglais
Itinéraire de Mr Wissmann
" Mr Peschuel-Loesche.
35
40
5
0
Nil
Dufile
Lac
Albert
UNYORO
UGANDA
Mt Elgon
Msenda
Rubaga
Katonga
Lac
Victoria
L. Naeuro
L. Naiwascha
Mt Kenia